



Fred Vargas

Das Orakel von Port-Nicolas

**scanned by unknown
corrected by rpf**

Marc Vandoosler, der allen Vargas-Lesern bekannte junge Historiker, ist wieder einmal mit dem tiefsten französischen Mittelalter beschäftigt und folgt darum etwas verdrossen der Bitte seines Freundes, des Ex-Inspektors Louis Kehlweiler, ihn bei einer ziemlich aussichtslosen Recherche zu unterstützen. Aber dann packt ihn der kriminalistische Ehrgeiz: Gesucht wird eine Leiche, von der es nicht mehr als ein Zehenknöchelchen gibt, gefunden auf einem Baumgitter an der Pariser Place de la Contrescarpe.

ISBN 3-351-02928-4

Originalausgabe: »Un peu plus loin sur la droite«

Aus dem Französischen von Tobias Scheffel

Aufbau-Verlag GmbH, Berlin 2001

Einbandgestaltung Andreas Heilmann, Hamburg

Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!

Buch

Ex-Inspektor Louis Kehlweiler sitzt auf Bank 102 an der Pariser Place de la Contrescarpe – um sich die Arbeit zu erleichtern, haben er und seine langjährige Freundin, die alte Hure Marthe, die wichtigsten Bänke der Stadt in Gedanken numeriert – und beobachtet ein Haus. Das heißt, eigentlich sitzt er da und beantwortet Marthes Kreuzworträtselfragen nach den Flüssen dieser Erde, als sein Blick auf einen winzigen weißen Gegenstand fällt, ein blankgewaschenes Knöchelchen, so scheint's.

Aber man muß schon Kehlweilers blühende Phantasie haben, um daran etwas Ungewöhnliches zu finden. Nach wenigen Tagen hat er dank seiner alten, nicht immer ganz legalen Beziehungen heraus, daß es sich um den kleinen Zeh einer Frau handelt, der von einem Hund verdaut worden ist. Doch eine dazugehörige Leiche gibt es nicht im ganzen Arrondissement – dafür eine Menge Hundehalter, die zu beobachten und deren Gewohnheiten herauszufinden er sich vornimmt. Für eine so unspektakuläre Langzeitbeobachtung braucht man Leute. Die hat Kehlweiler: zwei wissenschaftlich tätige, wenn auch arbeitslose junge Historiker, Marc und Mathias. Mit ihrer Hilfe stößt er schließlich auf einen Pitbullbesitzer und leidenschaftlichen Sammler alter Schreibmaschinen, der allwöchentlich zwischen Paris und der Bretagne pendelt. Und in Port-Nicolas, einem trostlosen bretonischen Hafenstädtchen, ist in der Tat vor wenigen Tagen eine Frau von der Steilküste gestürzt ...

Autor



FRED VARGAS, 43, Archäologin im Hauptberuf, Mutter eines 13jährigen Sohnes, lebt in Paris. Ihre erfolgreichen Krimis schreibt sie fast ausschließlich im Urlaub. Für ihre »romans policiers« hat sie das seit der Kindheit vertraute Diminutiv Fred (für Frédérique) gewählt; Vargas nennt sie sich nach der einst von Ava Gardner gespielten »Barfüßigen Gräfin«.

»Was machst du denn hier im Viertel?«

Die alte Marthe schwatzte gern ein bißchen. An diesem Abend hatte sie wenig Gelegenheit dazu gehabt und sich daher am Tresen auf ein Kreuzworträtsel gestürzt, zusammen mit dem Wirt. Der Wirt war ein braver Mann, aber bei Kreuzworträtseln konnte er einen rasend machen. Seine Antworten lagen immer daneben, er hielt die Regeln nicht ein, er achtete nicht auf die Anzahl der Felder. Dabei hätte er von Nutzen sein können, er kannte sich in Geographie aus, was komisch war, weil er Paris nie verlassen hatte, genausowenig wie Marthe. Für Fluß in Rußland mit zwei Buchstaben, senkrecht, hatte er »Jenissee« vorgeschlagen.

Na ja, das war besser, als überhaupt nicht zu reden.

Gegen elf hatte Louis Kehlweiler das Café betreten. Zwei Monate hatte Marthe ihn jetzt schon nicht mehr gesehen, und im Grunde hatte er ihr gefehlt. Kehlweiler hatte eine Münze in den Flipper geworfen, und Marthe verfolgte den Lauf der dicken Kugel. Dieses Idiotenspiel, mit einem Spalt, der extra dazu da war, die Kugel zu verlieren, mit einer Schräge, die es mit unaufhörlichen Bemühungen zu überwinden galt und die man, kaum war sie erklommen, geradewegs wieder hinunterstürzte, um sich in dem Spalt zu verlieren, der extra dazu da war, – dieses Spiel hatte sie schon immer verdrossen. Es schien ihr, daß die Maschine im Grunde ständig Moralpredigten hielt, eine strenge, ungerechte und deprimierende Moral. Und wenn man ihr mal aus berechtigtem Zorn einen Fausthieb versetzte, tutete sie, und man wurde bestraft. Und dafür mußte man auch noch zahlen. Man hatte durchaus versucht, ihr zu erklären, daß es sich dabei um ein Vergnügungsspiel handele, aber da war nichts zu machen, es erinnerte sie an ihren Religionsunterricht.

»Also? Was machst du hier im Viertel?«

»Ich bin gekommen, um nach was zu sehen«, sagte Louis.
»Vincent ist was aufgefallen.«

»Etwas, das sich lohnt?«

Louis antwortete nicht, er mußte sich konzentrieren, die Flipperkugel rollte geradewegs auf das Nichts zu. Er erwischte sie mit einer Klappe, und sie bewegte sich träge klackernd wieder hinauf.

»Du spielst lahm«, bemerkte Marthe.

»Stimmt, aber du redest ja auch die ganze Zeit.«

»Muß man ja. Wenn du deinen Religionsunterricht da betreibst, verstehst du nicht, was man dir sagt. Du hast mir nicht geantwortet. Etwas, das sich lohnt?«

»Kann sein. Wird sich zeigen.«

»Was ist es? Politisch, zwielichtig, unbestimmt?«

»Gröl nicht so rum, Marthe. Eines Tages kriegst du noch Schwierigkeiten. Sagen wir, was Ultrareaktionäres an einem Ort, wo man es nicht vermuten würde. Das beschäftigt mich.«

»Was Richtiges?«

»Ja, Marthe. Was Richtiges, mit Siegel und allem Drum und Dran. Natürlich muß man's noch überprüfen.«

»Wo ist das? Bei welcher Bank?«

»Bank 102.«

Louis lächelte und startete eine Kugel. Marthe dachte nach. Sie fand sich nicht mehr zurecht, sie war aus der Übung. Sie verwechselte Bank 102 mit den Bänken 107 und 98. Louis hatte es einfacher gefunden, den öffentlichen Bänken in Paris, die ihm als Beobachtungsstationen dienten, Nummern zuzuteilen. Den interessanten Bänken, versteht sich. Tatsächlich war das praktischer, als ihre genaue topographische Lage im einzelnen aufzulisten, um so mehr, als die Lage von Bänken im

allgemeinen ungenau ist. Aber im Laufe von zwanzig Jahren hatte es Veränderungen gegeben, Bänke, die in Ruhestand geschickt wurden, und neue, um die man sich kümmern mußte. Man hatte auch Bäume numerieren müssen, wenn an Schlüsselstellen der Hauptstadt keine Bänke vorhanden waren. Es gab auch vorübergehende Bänke für kleinere Geschichten. So war man schließlich bei Nr. 137 angekommen, weil eine frühere Nummer nie wiederverwendet wurde, und das vermischte sich nun in ihrem Kopf. Aber Louis war dagegen, daß man sich Notizen machte.

»Ist 102 die mit dem Blumenhändler dahinter?« fragte Marthe stirnrunzelnd.

»Nein, das ist die 107.«

»Mist«, bemerkte Marthe. »Gib mir wenigstens einen aus.«

»Hol dir an der Bar, was du willst. Ich hab noch drei Kugeln zu spielen.«

Marthe war nicht mehr so leistungsfähig. Mit siebzig Jahren konnte sie nicht mehr so wie früher zwischen zwei Kunden in der Stadt umherstreifen. Und außerdem verwechselte sie die Bänke. Aber sie war eben Marthe. Sie brachte nicht mehr viele Informationen, aber sie hatte ein hervorragendes Gespür. Ihr letzter Tip war bestimmt zehn Jahre her. Er hatte einen ordentlich heilsamen Schock ausgelöst, und das war ja das Wichtigste.

»Du trinkst zuviel, meine Liebe«, bemerkte Louis, während er am Abzug des Flippers zog.

»Kümmer dich um deine Kugel, Ludwig.«

Marthe nannte ihn Ludwig, und andere nannten ihn Louis. Jeder, wie er wollte, das war er gewohnt. Fünfzig Jahre schwankten die Leute jetzt von einem Vornamen zum anderen. Es gab sogar welche, die nannten ihn Louis-Ludwig. Er fand das idiotisch, niemand heißt Ludwig-Ludwig.

»Hast du Bufo mitgebracht?« fragte Marthe, als sie mit einem Glas zurückkam.

»Du weißt genau, daß ihr Cafés Angst einjagen.«

»Geht's ihr gut? Klappt's immer noch mit euch beiden?«

»Es ist die große Liebe, Marthe.«

Für einen Moment herrschte Schweigen.

»Man sieht deine Freundin gar nicht mehr«, begann Marthe dann und stützte sich mit dem Ellbogen auf den Flipper.

»Sie ist abgehauen. Nimm deinen Ellbogen da weg, ich seh nichts mehr.«

»Wann?«

»Nimm deinen Ellbogen da weg, verdammt! Heute nachmittag, sie hat ihre Sachen gepackt, als ich weg war, und hat einen Brief auf dem Bett dagelassen. Na bitte, wegen dir ist jetzt die Kugel weg.«

»Das liegt an deinem lahmen Spiel. Hast du heute mittag wenigstens was gegessen? Wie war der Brief?«

»Erbärmlich. Ja, ich hab gegessen.«

»Es ist nicht leicht, großartige Briefe zu schreiben, wenn man abhaut.«

»Warum? Man braucht bloß zu reden, anstatt zu schreiben.«

Louis lächelte Marthe zu und schlug mit der flachen Hand gegen die Seite des Flippers. Wirklich ein erbärmlicher Brief. O.k. Sonia war gegangen, das war ihr gutes Recht, da brauchte man jetzt nicht ständig drauf zurückzukommen. Sie war gegangen, er war traurig, und das war alles. Die Welt war wüst genug, da mußte er sich nicht wegen einer Frau aufregen, die gegangen war. Obwohl ... Traurig war das natürlich schon.

»Mach dir deswegen keinen Kopf«, sagte Marthe.

»Es tut weh. Und dann gab es dieses Experiment, erinnerst du dich? Es ist schiefgegangen.«

»Was hast du dir erhofft? Daß sie nur wegen deiner Visage bleiben würde? Ich sag nicht, daß du häßlich bist, leg mir nicht in den Mund, was ich nicht gesagt habe.«

»Ich mach ja gar nichts.«

»Aber grüne Augen und all so was reichen nicht aus, Ludwig. Ich hatte auch welche. Und dein steifes Knie ist offengestanden ein Handicap. Es gibt Mädchen, die mögen keine hinkenden Männer. Das nervt sie, merk dir das.«

»Schon geschehen.«

»Mach dir keinen Kopf.«

Louis lachte und strich zärtlich über Marthes alte Hand.

»Ich mach mir keinen Kopf.«

»Wenn du es sagst ... Willst du, daß ich zur Bank 102 gehe?«

»Mach, wie du willst, Marthe. Ich bin nicht der Eigentümer der Pariser Bänke.«

»Du könntest nicht zufällig von Zeit zu Zeit mal Anweisungen erteilen?«

»Nein.«

»Na, da schadest du dir selbst. Das Erteilen von Anweisungen verleiht einem Mann ein gewisses Flair. Aber, natürlich, da du schon nicht gehorchen kannst, wüßte ich nicht, wie du befehlen können solltest.«

»Natürlich.«

»Hab ich dir das nicht schon mal gesagt? Diese Methode?«

»Hundertmal, Marthe.«

»Gute Methoden sind unverwüstlich.«

Natürlich hätte er Sonias Weggang verhindern können.

Aber er hatte sich auf das idiotische Experiment »Der Mann, wie er ist« eingelassen, und das Ergebnis lag nun vor ihm, sie war nach fünf Monaten abgehauen. O.k. es reichte jetzt, er hatte genug daran gedacht, er war traurig genug, die Welt war wüst

genug, er hatte zu tun, in den kleinen Angelegenheiten dieser Welt genau wie in den großen, da konnte man nicht stundenlang an Sonia und ihren erbärmlichen Brief denken, da mußte anderes getan werden. Aber da oben, in diesem verdammten Ministerium, wo er sich so lange als begehrtes, gehaßtes, unentbehrliches und teuer bezahltes freies Elektron herumgetrieben hatte, warf man ihn raus. Neue Köpfe saßen dort, neue Köpfe von alten Idioten – übrigens nicht alles Idioten, das war das Ärgerliche daran –, die auf die Hilfe von jemandem, der ein bißchen zu gut Bescheid wußte, nicht mehr scharf waren. Sie entließen ihn, sie hegten Mißtrauen, zu Recht. Aber ihre Reaktion war absurd.

Nehmen wir zum Beispiel eine Fliege.

»Nimm zum Beispiel eine Fliege«, sagte Louis.

Louis war mit seinem Spiel fertig. Ein durchschnittliches Ergebnis. Diese neuen Geräte, bei denen man zugleich den Schirm und die Kugel beobachten mußte, waren nervtötend. Aber manchmal begannen die Kugeln in Dreier- oder Vierergruppen gleichzeitig zu rollen, und das war interessant, was immer Marthe auch dazu sagte. Er stützte sich auf die Theke, während er darauf wartete, daß Marthe ihr Bier ausgetrunken hatte.

Als bei Sonia die ersten Zeichen des Aufbruchs erkennbar wurden, war er versucht gewesen, ihr zu erzählen, was er in den Ministerien, auf den Straßen, bei den Gerichten, in den Cafés, in der Provinz und in den Büros der Bullen so gemacht hatte. Fünfundzwanzig Jahre Minenräumung nannte er das, Treibjagd auf steinerne Männer und widerliche Gedanken. Zwanzig Jahre Wachsamkeit und zu viele Begegnungen mit Männern mit steinigen Hirnen, die als Einzelgänger umherstreiften, in Gruppen operierten, als Horde gröhlten, dieselben Steine in den Köpfen, dieselben Gemetzel an den Händen, Scheiße. Als Minenräumer hätte Sonia ihn geliebt. Sie wäre vielleicht geblieben, sogar trotz seines steifen Knies, das er sich beim

Brand eines vom organisierten Verbrechen betriebenen Hotels in der Nähe von Antibes versengt hatte. Das verleiht einem Mann ein gewisses Flair. Aber er hatte widerstanden und hatte nicht das geringste erzählt. Als einzigen Reiz hatte er nur seine Knochen und sein Wort geboten, als Test. Was das Knie anging, so glaubte Sonia, er sei eine Metrotreppe hinuntergefallen. Solche Sachen machen einen Mann kaputt. Marthe hatte ihn gewarnt, er werde noch enttäuscht werden, Frauen seien nicht besser als alle anderen, da solle man keine Wunder erwarten. Vermutlich hatte auch Bufo die Sache nicht gerade leichter gemacht.

»Genehmigen wir uns einen, Ludwig?«

»Du hast genug getrunken, ich begleite dich nach Hause.«

Nicht, daß Marthe irgendwas riskieren würde, da sie keinen Sou besaß und in ihrem Leben schon viel erlebt hatte, aber wenn es nachts regnete und sie ein bißchen betrunken war, neigte sie dazu, auf die Schnauze zu fallen.

»Was ist nun mit deiner Fliege?« fragte Marthe, als sie die Bar verließen und sie sich mit einer Hand eine Plastiktüte über den Kopf hielt.

»Du hast von einer Fliege gesprochen.«

»Hast du neuerdings Angst vor dem Regen?«

»Das ist wegen meiner Tönung. Wie seh ich aus, wenn das alles raus läuft?«

»Wie eine alte Nutte.«

»Die ich bin.«

»Die du bist.«

Marthe lachte. Ihr Lachen war seit einem halben Jahrhundert im ganzen Viertel bekannt. Ein Mann drehte sich um und deutete vage einen Gruß an.

»Du kannst dir nicht vorstellen«, bemerkte Marthe, »wie der vor dreißig Jahren ausgesehen hat. Ich sag dir nicht, wer das ist,

das mache ich nie.«

»Ich weiß, wer er ist«, erwiderte Louis lächelnd.

»Sag mal, Ludwig, ich hoffe, du schnüffelst nicht in meinem Adreßbuch rum? Du weißt, daß ich die Regeln meines Berufs respektiere.«

»Und ich hoffe, daß du das nur sagst, um zu schwatzen.«

»Ja, um zu schwatzen.«

»Trotzdem könnte das Adreßbuch Typen interessieren, die weniger gewissenhaft sind als ich, Marthe. Du solltest es vernichten, das hab ich dir schon hundertmal gesagt.«

»Das sind zu viele Erinnerungen. Diese ganze Hautevolee, die an meine Tür geklopft hat, das mußt du dir mal vorstellen ...«

»Vernichte es, sag ich dir. Das ist riskant.«

»Was denkst du denn! Die sind alle alt geworden ... Wen sollten die Alten denn noch interessieren?«

»Eine Menge Leute. Wenn du wenigstens nur die Namen hättest, aber du hast doch auch deine kleinen Notizen dazu gemacht, nicht wahr, Marthe?«

»Sag mal, Ludwig, machst du nicht auch hier und da kleine Notizen?«

»Red doch leiser, Marthe, wir sind nicht auf dem flachen Land.«

Marthe hatte schon immer zu laut geredet.

»Na? Kleine Notizbücher? Untersuchungen? Erinnerungen an Minenräumungen? Hast *du* das vielleicht alles weggeworfen, nachdem sie dich da oben rausgeschmissen haben? Übrigens, bist du wirklich rausgeschmissen worden?«

»Sieht so aus. Aber ich habe noch Beziehungen. Sie werden Schwierigkeiten haben, mich loszuwerden. Nimm zum Beispiel eine Fliege.«

»Meinetwegen, aber ich bin völlig k.o. Kann ich dich was

fragen? Dieser verdammte Fluß in Rußland, der immer wieder kommt, mit zwei Buchstaben, sagt dir das was?«

»Der Ob, Marthe, das hab ich dir schon hundertmal gesagt.«

Kehlweiler setzte Marthe vor ihrem Haus ab, hörte, wie sie die Treppe hinaufging, und betrat das Café an der Avenue. Es war fast ein Uhr nachts, es waren nicht mehr viele Leute da. Nachzügler wie er. Er kannte sie alle, sein Gedächtnis düsterte immer nach Gesichtern und Namen, dauernd verlangte und bettelte es nach mehr. Was im Ministerium übrigens mit Sorge betrachtet wurde.

Ein Bier noch, und dann würde er sich wegen Sonia keinen Kopf mehr machen. Er hätte ihr auch von seiner großen Armee erzählen können, ungefähr hundert Männer und Frauen, auf die Verlaß war, ein Blick in jedes Departement, und dazu noch etwa zwanzig in Paris, Minenräumung kann man nicht allein betreiben. Sonia wäre vielleicht geblieben. Mist.

Nehmen wir also eine Fliege. Die Fliege ist ins Haus geflogen und macht alle wahnsinnig. Tausende von Flügelschlägen in der Sekunde. So eine Fliege ist tüchtig, aber sie macht einen wahnsinnig. Fliegt in alle Richtungen, läuft so mir nichts, dir nichts an der Decke herum, kommt überall hin, wo sie nicht hin soll, und findet vor allem auch noch den winzigsten Honigklecks. Sie fällt allen auf den Wecker. Genau wie er. Er fand den Honig dort, wo alle dachten, gut saubergemacht und keinerlei Spur hinterlassen zu haben. Honig oder Scheiße, natürlich, einer Fliege ist alles gleich. Die idiotische Reaktion besteht dann, die Fliege rauszuschmeißen. Das ist der Fehler. Denn was macht die Fliege, kaum ist sie draußen?

Louis Kehlweiler bezahlte sein Bier, nickte allen zu und verließ die Bar. Er hatte nicht die geringste Lust, nach Hause zu gehen. Er würde sich auf Bank 102 setzen. Ganz zu Anfang hatte er vier Bänke gehabt, jetzt waren es 137 plus 64 Bäume. Seitdem er über diese Bänke und Kastanien verfügte, hatte er

haufenweise Sachen aufgeschnappt. Auch das hätte er erzählen können, aber er hatte widerstanden. Es goß jetzt in Strömen.

Denn was macht die Fliege, kaum ist sie draußen? Sie macht ein paar Minuten blöd rum, das versteht sich von selbst, und dann paart sie sich. Und dann legt sie Eier. Danach hat man Tausende von kleinen Fliegen, die größer werden, blöd rummachen und sich dann paaren. Also gibt es nichts Inkonsequenteres, als eine Fliege loswerden zu wollen, indem man sie rauswirft. Man muß sie drinnen lassen, sie ihre Fliegensachen machen lassen und sich in Geduld fassen, bis sie alt und müde wird. Während eine Fliege draußen Bedrohung und große Gefahr bedeutet. Und diese Trottel hatten ihn rausgeworfen. Als ob er aufhören würde, kaum daß er draußen wäre! Im Gegenteil, es würde noch schlimmer kommen. Und natürlich konnten sie sich nicht erlauben, mit einem Lappen nach ihm zu schlagen, wie man es bisweilen mit einer Fliege tut.

Unter prasselndem Regen kam Kehlweiler in Sichtweite von Bank 102. Gutes Gelände, direkt gegenüber dem Wohnsitz des Neffen eines sehr verschwiegenen Abgeordneten. Kehlweiler konnte aussehen wie jemand ziemlich Heruntergekommenes, das wirkte bei ihm recht natürlich, und so ein großer, verwahrloster Körper auf einer Bank machte niemanden mißtrauisch. Nicht einmal, wenn dieser große Körper mit langsamen Schritten eine kleine Bespitzelungstour unternahm.

Er blieb stehen und verzog das Gesicht. Ein Hund hatte sein Gelände versaut. Dort, auf dem Baumgitter, am Fuß der Bank. Louis Kehlweiler mochte es nicht, wenn man ihm seine Standorte verpestete. Er wäre beinahe umgekehrt. Aber die Welt war wüst genug, und er würde nicht vor einer lächerlichen Hundescheiße zurückweichen.

Mittags hatte er auf dieser Bank gegessen, und das Gelände war unberührt. Jetzt, am Abend, war eine Frau abgehauen, hatte ein erbärmlicher Brief auf dem Bett gelegen, hatte es ein durchschnittliches Ergebnis beim Flippern und ein verdrecktes

Gelände gegeben, und es herrschte vage Hoffnungslosigkeit.

Zuviel Bier heute abend, durchaus möglich, er behauptete nicht das Gegenteil. Und kein Mensch auf der Straße bei diesem strömendem Regen, der zumindest die Bürgersteige, die Baumgitter und den Posten 102 reinigen würde; vielleicht auch seinen Kopf. Wenn Vincent ihn richtig informiert hatte, bekam der Neffe des Abgeordneten seit ein paar Wochen Besuch von einer obskuren Person, die ihn interessierte. Er wollte mal sehen. Aber heute abend kein Licht in den Fenstern, keinerlei Bewegung.

Er schützte sich unter seiner Jacke vor dem Regen und schrieb ein paar Zeilen in ein Notizheft. Marthe sollte ihres beseitigen. Um es richtig zu machen, müßte man es ihr mit Gewalt entreißen. Marthe war – kein Mensch würde es glauben – die schönste Animierdame des gesamten 5. Arrondissements gewesen, nach allem, was man ihm erzählt hatte. Kehlweiler warf einen Blick auf das Baumgitter. Er wollte aufbrechen. Nicht, daß er zurückwich, aber es reichte für diesen Abend, er wollte schlafen. Natürlich könnte er morgen in aller Frühe wieder da sein. Man hatte ihm gegenüber oft die Schönheit des Morgengrauens gepriesen, aber Kehlweiler schlief gern. Und wenn er schlafen wollte, gab es kaum ein Argument, das dem standhielt.

Manchmal sogar war die Welt verwüstet, und er wollte trotzdem schlafen. So war das, er leitete daraus weder Ruhm noch Schmach ab, obwohl, manchmal schon, aber er konnte nichts dafür, und das hatte ihm nicht wenig Ärger und sogar Mißerfolge eingebracht. Er zahlte für seinen Anteil am Schlaf. Die Zukunft gehört den Frühaufstehern, hieß es. Was idiotisch ist, denn die Zukunft wird auch von jenen überwacht, die spät zu Bett gehen. Morgen könnte er gegen elf da sein.

2

So zu töten, das hätten nur die wenigsten verstanden. Aber Vorsicht. Jetzt geht es darum, genau, geschickt, ja brillant vorzugehen. Die Brillanz in der Diskretion zu üben ist das Geheimnis der Dinge. Wie bescheuert die Leute sein können, unglaublich. Georges, ein gutes Beispiel, ich sage Georges, aber es gibt auch andere. Was für ein erbärmlicher Wicht, dieser Typ.

Das war nur ein Beispiel.

Vorsicht, nicht öfter lächeln als gewöhnlich, viel üben, Präzision. Die Methode hat bereits zu mustergültigen Ergebnissen geführt, sie muß peinlich genau angewandt werden. Den Kiefer locker hängen lassen, Wangen und Augen träge hängen lassen. Die Brillanz unter der Gleichgültigkeit des Alltäglichen üben, unter einer leicht ermüdeten Normalität. Nicht ganz leicht, wenn man zufrieden ist. An diesem Abend ist es mehr als Zufriedenheit, es ist beinahe – völlig berechtigtes – Frohlocken. Sehr schade, daß man es nicht so richtig genießen kann, die Gelegenheit bietet sich nicht oft. Aber das kommt nicht in Frage, bloß nicht so blöd sein. Wenn ein erbärmlicher Wicht verliebt ist, merkt man es ihm an, und wenn ein Mörder zufrieden ist, dann ist das an seinem ganzen Körper ablesbar. Am nächsten Tag steht die Polizei da, und dann ist Schluß. Um zu töten, muß man was anderes sein als ein erbärmlicher Wicht, darin liegt das Geheimnis der Dinge. Viel üben, Präzision, Strenge, und niemand wird auch nur das geringste bemerken. Das Recht, zu genießen und zu frohlocken, kommt später dran, in einem Jahr, ganz unauffällig.

Die Gleichgültigkeit pflegen und das Vergnügen verbergen. Auf diese Weise zu töten, unsichtbar und rasch zuzuschlagen, da oben auf den Felsen – wie viele hätten das gekonnt? Die Alte

hat nichts kommen sehen. Brillant, was die Schlichtheit angeht. Man sagt, Mörder verspüren den Drang, die anderen wissen zu lassen, daß sie es waren. Sie können nicht umhin, sich zu zeigen, sonst sei ihr Vergnügen verdorben. Noch schlimmer sei es, wenn man einen anderen an ihrer Stelle festnimmt, eine alte Falle, um sie aus dem Bau zu locken. Sie könnten es nicht ertragen, daß man ihnen sozusagen ihren Mord stiehlt. Ach was. So was ist gut für erbärmliche Wichte. Nein, so dumm bin ich nicht. Sollen sie zwanzig andere festnehmen, ich werde nicht mal mit der Wimper zucken. Darin liegt das Geheimnis. Aber man wird niemanden festnehmen, man wird nicht mal an einen Mord denken.

Dieses Bedürfnis zu lächeln, zu genießen, ganz legitim. Aber genau das nicht, geschickt sein. Ordentlich den Kiefer hängen lassen, friedlich sein. Darin liegt alles.

Zum Beispiel ans Meer denken. Eine erste Welle, eine zweite Welle, es steigt, es fällt, und so weiter. Sehr entspannend das Meer, sehr regelmäßig. Erheblich besser als Schäfchenzählen, um sich zu entspannen, was primär ein System für die erbärmlichen Wichte ist, die nicht nachdenken. Das erste Schaf geht ja noch. Es springt über sein Hindernis und rennt auf die linke Seite des Kopfes. Und wohin verschwindet dieses erbärmliche Wesen? Es versteckt sich auf der linken Seite des Gehirns, über dem Ohr. Die Sache verschlechtert sich ab dem zweiten Schaf, das natürlich weniger Platz hat als das vorherige, um zu verschwinden. Sehr schnell hat man einen Haufen Schafe links vom Hindernis, den neu hinzugekommenen gelingt es nicht mehr zu springen, am Ende stürzt der ganze Haufen unter lautem Blöken zusammen, es ist ein Greuel, da schneidet man ihnen lieber gleich die Kehle durch. Das Meer ist sehr viel besser. Es steigt, es fällt, unaufhörlich und einfach so. Wie dumm, dieses Meer. Und im Grunde auch irritierend, in seiner immensen Nutzlosigkeit. Vom Mond hingezogen und wieder zurückgezogen, unfähig, seinen Willen geltend zu machen. Das beste wäre natürlich, an den Mord zu denken.

Wenn ich ihn in Gedanken noch einmal durchgehe, muß ich lachen – und lachen ist für alles hervorragend. Nein, nicht so dumm sein, oberstes Gebot: vergessen, nicht an den Mord denken.

Rechnen wir. Morgen werden sie anfangen, die Alte zu suchen. Bis die Leiche zwischen den Felsen gefunden wird, wo im November niemand vorbeikommt, ist ein weiterer Tag, sicher zwei, gewonnen. Dann wird es nicht mehr möglich sein, den genauen Zeitpunkt des Todes festzustellen. Fügen wir noch Wind, Regen und Flut hinzu, nicht zu vergessen die Möwen, das wäre perfekt. Schon wieder dieses Lächeln. Genau das vermeiden, wie auch vermeiden, daß die Hände sich zu Fäusten ballen und sich wieder öffnen, was immer nach einem Mord passiert. Fünf, sechs Wochen lang dringt einem der Mord aus den Fingern. Außer dem Kiefer auch die Hände hängen lassen, keine Einzelheit unkontrolliert lassen, Strenge. All diese erbärmlichen Wichte, die sich wegen übermäßiger Nervosität erwischen lassen, wegen Ticks, wegen Selbstzufriedenheit, wegen Exhibitionismus oder aus übermäßiger Gleichgültigkeit, einfache Schwächlinge, die nicht mal in der Lage sind, sich zu benehmen. Aber so dumm bin ich nicht. Wenn sie mir die Nachricht überbringen werden, mich dafür interessieren, sogar bewegt sein. Beim Gehen darauf achten, ordentlich die Arme hängen zu lassen, in aller Ruhe weiter meinen Geschäften nachgehen. Rechnen wir. Morgen werden sie die Suche beginnen – Gendarmen und sicherlich Freiwillige. Mich den Freiwilligen anschließen? Nein, so dumm nun wieder nicht. Mörder mischen sich zu häufig unter die Freiwilligen. Jeder weiß, daß selbst die bescheuertsten Gendarmen mißtrauisch sind und eine Liste mit den Namen der Freiwilligen aufstellen.

Die Brillanz üben. Die Arbeit ganz wie üblich machen, normal lächeln, die Arme hängen lassen und sich erkundigen, mehr nicht. Diese Spannung der Finger korrigieren, es ist jetzt bestimmt nicht der Moment, Krämpfe zu kriegen, natürlich

nicht, und es ist nicht meine Art, gewiß nicht. Sehr auf die Lippen und die Hände achten, das ist das Geheimnis der Dinge. Die Hände in die Taschen stecken oder gewandt die Arme verschränken. Nicht öfter als sonst auch.

Darauf achten, was in der Umgebung geschieht, die anderen beobachten, aber ganz normal, nicht wie jene Mörder, die sich vorstellen, daß die kleinste Einzelheit sie betrifft. Aber auch den Einzelheiten Aufmerksamkeit schenken. Alle Vorsichtsmaßnahmen sind getroffen, aber man muß immer mit den Idioten dieser Erde rechnen. Immer. In Betracht ziehen, daß ein Idiot irgend etwas hätte bemerken können. Voraussehen, darin liegt das Geheimnis. Und wenn jemand auf den Gedanken kommen sollte, die Nase in diese Angelegenheit zu stecken, wird er dran glauben müssen. Je weniger erbärmliche Wichte es auf der Erde gibt, desto besser. Er wird dran glauben müssen, wie die anderen. Schon jetzt daran denken.

3

Um elf Uhr setzte sich Louis Kehlweiler auf Bank 102. Vincent war da und blätterte in einer Zeitung.

»Hast du im Augenblick nichts anderes zu tun?« fragte ihn Louis.

»Ein paar Artikel in der Mache ... Wenn da drin was geschieht«, sagte er, ohne das Gesicht in Richtung des Gebäudes gegenüber zu heben, »läßt du mich dann die Reportage schreiben?«

»Natürlich. Aber du hältst mich auf dem laufenden.«

»Natürlich.«

Kehlweiler zog ein Buch und Blätter aus einer Plastiktüte. Der Herbst war nicht warm, und es gelang ihm nicht, auf der vom nächtlichen Regen noch feuchten Bank eine gute Arbeitsposition zu finden.

»Was übersetzt du?« fragte Vincent.

»Ein Buch über das Dritte Reich.«

»In welche Richtung?«

»Vom Deutschen ins Französische.«

»Bringt das was ein?«

»Nicht wenig. Es stört dich doch nicht, wenn ich Bufo auf die Bank setze?«

»Überhaupt nicht«, erwiderte Vincent.

»Aber stör sie nicht, sie schläft.«

»Ich bin nicht so bescheuert, mich mit einer Kröte zu unterhalten.«

»Das sagt man so, und manchmal kommt man soweit.«

»Redest du viel mit ihr?«

»Ständig. Bufo weiß alles, sie ist ein Tresor, ein lebender Skandal. Sag mal, hast du heute morgen irgend jemanden in der Nähe der Bank gesehen?«

»Redest du mit mir oder mit deiner Kröte?«

»Meine Kröte war heute morgen noch nicht auf. Also mit dir.«

»Gut. Ich hab niemanden hier an der Bank gesehen. Na ja, jedenfalls nicht nach halb acht. Außer der alten Marthe, wir haben ein paar Worte gewechselt, und sie ist verschwunden.«

Vincent hatte inzwischen eine kleine Schere herausgeholt und schnitt Artikel aus einem Stapel Tageszeitungen aus.

»Machst du jetzt dasselbe wie ich? Schneidest du alles aus?«

»Der Schüler muß seinen Lehrer nachahmen, bis er ihm auf die Nerven geht und der Lehrer ihn rausschmeißt, das Zeichen dafür, daß der Schüler bereit ist, seinerseits Lehrer zu werden, nicht wahr? Geh ich dir jetzt zum Beispiel auf die Nerven?«

»Nicht im geringsten. Aber du kümmerst dich nicht ausreichend um die Provinz«, sagte Kehlweiler, während er den Stapel Zeitungen durchblätterte, die Vincent neben sich gelegt hatte. »Zuviel Paris.«

»Ich habe keine Zeit. Ich hab nicht wie du Typen, die mir schon vorbereitete Sachen aus allen Ecken Frankreichs schicken, ich bin kein alter Bonze. Später mal werd ich auch meine verborgene Truppe haben. Wer sind die Leute deiner Großen Armee?«

»Männer wie du, Frauen wie du, Journalisten, politisch Aktive, Neugierige, Untätige, Im-Dreck-Wühler, Richter, Cafébesitzer, Philosophen, Bullen, Zeitungsverkäufer, Maroni-Verkäufer ...«

»Das reicht«, sagte Vincent.

Kehlweiler warf rasche Blicke auf das Baumgitter, auf Vincent, auf die Umgebung.

»Hast du was verloren?« fragte Vincent.

»In gewisser Weise ja. Und was ich mit der einen Hand

verloren habe, glaube ich mit der anderen wieder zurückzuholen. Bist du sicher, daß sich heute morgen niemand hier hingesetzt hat? Bist du bei deiner Lektüre auch nicht eingeschlafen?»

»Nach sieben Uhr morgens schlafe ich nicht wieder ein.«

»Großartig.«

»Die regionale Presse«, fuhr Vincent eigensinnig fort, »das ist bürgerliches Recht, das führt zu nichts, es sind doch immer wieder dieselben privaten kleinen Delikte, die interessieren mich nicht.«

»Und damit liegst du falsch. Ein vorsätzliches Verbrechen, eine private Verleumdung, eine kleine willkürliche Anschuldigung führen durchaus irgendwohin, auf einen großen Misthaufen, auf dem Sauereien in großem Maßstab und gemeinschaftlicher Konsens gären. Besser, man kümmert sich um alles, ohne auszusortieren. Ich bin Generalist.«

Vincent brummte etwas, während Kehlweiler aufstand, um sich das Baumgitter anzusehen. Vincent kannte Kehlweilers Theorien genau, unter anderem die Geschichte mit der linken und der rechten Hand. Die linke Hand, verkündete Louis, hob die Arme und spreizte die Finger, ist unvollkommen, ungeschickt, zögernd und folglich die nützliche Hervorbringerin von Verwirrung und Zweifel. Die rechte Hand ist die sichere, entschlossene, die Bewahrerin des Könnens, Führerin des menschlichen Genies. Bei ihr liegen Beherrschung, Methode und Logik. Vorsicht, Vincent, jetzt mußt du mir genau folgen: Kaum neigst du ein bißchen zu stark zu deiner rechten Hand, nur zwei Schritt mehr, und schon sprießen Strenge und Gewißheit, siehst du sie? Geh noch ein bißchen weiter, drei Schritt mehr, und es kommt das tragische Umkippen in die Perfektion, ins Tadellose und dann ins Unfehlbare und Erbarmungslose. Dann bist du nur noch ein halber Mann, der extrem auf seine rechte Seite geneigt läuft, des hohen Wertes der

Verwirrung nicht bewußt, ein ärgerlicher Schwachkopf, der den Tugenden des Zweifels nicht zugänglich ist. Das kann auf hinterhältigere Weise kommen, als du dir vorstellst, glaub nicht, daß du geschützt bist, man muß auf sich aufpassen, du hast zwei Hände, die sind nicht nur zum Anschauen da. Vincent lächelte und bewegte seine Hände. Er hatte gelernt, die geneigt laufenden Menschen zu suchen, aber er wollte sich nur um Politisches kümmern, während Louis sich immer um alles gekümmert hatte. Einstweilen lehnte Louis noch immer am Baum, den Blick auf das Gitter gerichtet.

»Was machst du da?« fragte Vincent.

»Siehst du dieses weißliche Ding da auf dem Baumgitter?«

»Halbwegs.«

»Ich hätte gern, daß du mir das bringst. Mit meinem Knie kann ich nicht in die Hocke gehen.«

Vincent stand seufzend auf. Er hatte die Vorschläge Kehlweilers, des geistigen Vorbilds in Sachen Verwirrung, nie in Frage gestellt, da würde er nicht jetzt damit anfangen.

»Nimm ein Taschentuch, ich glaube, es stinkt.«

Vincent schüttelte den Kopf und reichte Kehlweiler die zerbrechliche Kleinigkeit in einem Stück Zeitung, weil er kein Taschentuch hatte. Er setzte sich wieder auf die Bank, nahm seine Schere und ignorierte Kehlweiler; alles Entgegenkommen hat Grenzen. Aber aus den Augenwinkeln beobachtete er, wie Kehlweiler die Kleinigkeit in dem Zeitungspapier in alle Richtungen drehte.

»Vincent?«

»Ja?«

»Es hat doch heute morgen nicht geregnet?«

»Nicht seit zwei Uhr morgens.«

Vincent hatte mit dem täglichen Wetterbericht für eine Stadtteilzeitung angefangen, und noch immer lauerte er jeden

Tag auf die Vorhersage. Er wußte eine Menge über die Ursachen dafür, warum das Wasser vom Himmel fällt oder oben hängenbleibt.

»Und heute morgen war niemand hier, da bist du dir sicher? Nicht einmal jemand, der seinen Hund zum Pinkeln an den Baum geführt hätte?«

»Du zwingst mich, zehnmal dieselben Sachen zu sagen. Das einzige Wesen, das sich genähert hat, war Marthe. Hast du nichts an Marthe bemerkt?« fügte Vincent hinzu, während er den Kopf in der Zeitung versenkte und sich dann die Nägel mit der Schere reinigte. »Anscheinend hast du sie gestern gesehen.«

»Ja, ich war im Café, eine Partie Religionsunterricht spielen.«

»Hast du sie nach Hause begleitet?«

»Ja«, antwortete Kehlweiler, der sich wieder hingesetzt hatte und noch immer die Kleinigkeit im Zeitungspapier anstarrte.

»Und hast du nichts bemerkt?« fragte Vincent leicht aggressiv.

»Sagen wir mal, sie war nicht gerade in Hochform.«

»Ist das alles?«

»Ja.«

»Ist das alles?« rief Vincent heftig. »Du hältst Vorträge über die globale Bedeutung kleiner häuslicher Morde, du sorgst dich um deine Kröte, du verbringst eine Viertelstunde damit, ein Stück Abfall anzustarren, das auf einem Baumgitter klebt, aber bei Marthe, bei Marthe, die du seit zwanzig Jahren kennst, hast du nichts bemerkt? Bravo, Louis, bravo, hervorragend!«

Kehlweiler warf ihm einen lebhaften Blick zu. Zu spät, sagte sich Vincent, egal, Scheiße. Kehlweilers grüne Augen unter dunklen Brauen, die wie übertrieben geschminkt wirkten, konnten sich von verträumter Verschwommenheit zu furchtbarer, schneidender Intensität wandeln. Gleichzeitig verzogen sich die Lippen zu einem Strich, und all die gewöhnliche Sanftheit machte sich davon wie eine Wolke

auffliegender Spatzen. Kehlweilers Gesicht erinnerte dann an jene majestätischen Profile, die in kalte Medaillen gestochen werden und überhaupt nicht spaßig sind. Vincent schüttelte den Kopf, wie wenn man eine Wespe vertreibt.

»Erzähl«, sagte Kehlweiler nur.

»Marthe lebt seit einer Woche auf der Straße. Sie haben alle Dienstmädchenzimmer übernommen, um sie in Luxusapartments umzubauen. Der neue Besitzer hat sie alle rausgeschmissen, alle.«

»Warum hat sie mir nichts gesagt? Sie werden doch wohl vorher benachrichtigt worden sein, oder? Hör auf, du tust dir noch weh mit der Schere.«

»Sie haben gekämpft, um ihre Buden zu behalten, und sind rausgeschmissen worden.«

»Aber warum hat sie mir nichts gesagt?« wiederholte Louis lauter.

»Weil sie stolz ist, weil sie sich schämt, weil sie Angst vor dir hat!«

»Armes Dummchen! Und du? Hättest du mir nichts erzählen können? Verdammt noch mal, hör mit deiner Schere auf! Deine Nägel sind sauber, oder?«

»Ich hab's erst vorgestern erfahren. Und du warst nicht auffindbar.«

Kehlweiler starrte auf die Kleinigkeit im Zeitungspapier.

Vincent sah ihn von der Seite an. Mit seiner geschwungenen Nase und dem gestreckten Kinn war Kehlweiler ein schöner Mann, außer wenn er, so wie jetzt, verärgert war. Verärgerung macht niemanden schöner, aber bei Louis war es noch schlimmer: Mit seinem Dreitagebart, seinen starren, wie geschminkten Augen wirkte er ein wenig furchterregend. Vincent wartete ab.

»Weißt du, was das ist?« fragte Kehlweiler schließlich und

reichte ihm das Zeitungspapier.

Louis' Gesicht entspannte sich wieder, unter seine Brauen kam wieder Bewegung und Leben in die Lippen. Vincent sah sich die Kleinigkeit genauer an. Er hatte keine Lust dazu, er hatte Louis angebrüllt, das kam nicht häufig vor.

»Ich hab nicht die geringste Idee, was diese Scheiße sein soll«, sagte er.

»Ganz heiß. Mach weiter.«

»Es ist unförmig, zerfressen ... mir egal, Louis. Wirklich, mir egal.«

»Und weiter?«

»Wenn ich mich sehr anstrenge, könnte ich mich daran erinnern, was früher auf meinem Teller übrigblieb, wenn meine Großmutter panierte Schweinsfüße für mich machte. Ich hab das Zeug gehaßt, aber sie glaubte, es wäre mein Lieblingsessen. Großmütter können manchmal merkwürdig sein.«

»Ich weiß nicht«, sagte Kehlweiler. »Ich hab keine gekannt.«

Er stopfte Buch und Blätter achtlos in seine Plastiktüte, steckte die Kleinigkeit in dem zusammengeknüllten Zeitungspapier in die eine und seine Kröte in die andere Tasche.

»Hebst du den Schweinsfuß auf?« fragte Vincent.

»Warum nicht? Wo kann ich Marthe finden?«

»Die letzten Tage hat sie sich eine Ecke unter dem Vordach hinter Baum 16 eingerichtet«, murmelte Vincent.

»Ich verzieh mich. Versuch ein Foto von dem Typen zu bekommen.«

Vincent nickte und sah Kehlweiler zu, wie er mit seinem langsamen, aufrechten und, seit er sich das Knie bei einem Brand zerfetzt hatte, etwas zur Seite geneigten Gang davonging. Er nahm ein Blatt und notierte: »Hat keine Großmutter gekannt. Rausfinden, ob das auch für Großväter gilt.« Er schrieb alles auf. Er hatte von Kehlweiler dessen Art übernommen, alles

wissen zu wollen, außer bei Verbrechen des bürgerlichen Rechts. Es war schwierig, etwas über diesen Mann zu erfahren, er ließ nicht viel raus. Man konnte wissen, daß er aus dem Departement Cher stammte, aber gut, das führte nicht viel weiter.

Vincent hörte nicht mal, wie die alte Marthe sich auf die Bank fallen ließ.

»Na, beißt er an?«

»Meine Güte, Marthe, hast du mich erschreckt. Red nicht so laut.«

»Na, beißt er an? Der Ultrareaktionäre?«

»Noch nicht. Ich bin geduldig. Ich bin mir praktisch sicher, den Kerl wiedererkannt zu haben, aber auch Gesichter werden älter.«

»Du mußt dir Notizen machen, Kleiner, viele Notizen.«

»Ich weiß. Weißt du, daß Louis keine Großmutter gekannt hat?«

Marthe machte eine ausladende Geste der Unwissenheit.

»Völlig unwichtig«, brummelte sie. »Louis leistet sich so viele Ahnen, wie er will, also ... Wenn du ihm zuhören würdest, hat er zehn Millionen Ahnen. Manchmal ist einer namens Talleyrand dabei, der kommt häufig wieder, oder auch ... wie heißt der Kerl? ... Na ja, jedenfalls zehn Millionen. Sogar vom Rhein sagt er, der wäre sein Ahne. Das ist dann doch übertrieben.«

Vincent lächelte.

»Aber seine wirklichen Vorfahren«, sagte er, »hat keiner gesehen, keiner gekannt, da weiß man nichts.«

»Na, jedenfalls red nicht mit ihm drüber, man soll die Leute nicht nerven. Du bist nichts anderes als ein Im-Dreck-Wühler, alter Freund.«

»Ich denke mir, du weißt einiges.«

»Halt's Maul!« erwiderte Marthe heftig. »Talleyrand ist sein Großvater, hast du's kapiert? Reicht dir das nicht?«

»Marthe, sag jetzt nicht, daß du das glaubst! Du weißt ja nicht mal, wer Talleyrand ist. Er ist vor hundertfünfzig Jahren gestorben.«

»Das ist mir egal, verstehst du? Wenn Talleyrand mit dem Rhein geschlafen hat, um Ludwig zu zeugen, dann hatten sie sicher beide einen guten Grund dafür, und das ist ihre Sache. Alles andere ist mir egal! Ha, ich reg mich auf, aber was willst du denn eigentlich von ihm?«

»Mein Gott, Marthe, da ist er«, flüsterte Vincent plötzlich und drückte ihren Arm. »Der Typ da, der Ultrareaktionäre mit dem Dreck am Stecken. Los, spiel die alte Nutte, ich mach den Säufer, wir kriegen ihn.«

»Mach dir keine Sorgen, ich weiß, wie das geht.«

Vincent sackte schlaff an Marthes Schulter und zog einen Teil ihrer Stola über sich. Der Mann kam aus dem Gebäude gegenüber, jetzt hieß es schnell sein. Geschützt hinter der Stola, richtete er seinen Fotoapparat auf ihn und fotografierte durch die auseinandergezogenen Maschen der feuchten Strickware hindurch. Dann war der Mann außer Sichtweite.

»Fertig?« fragte Marthe. »Ist er im Kasten?«

»Ich glaube ... Bis bald, Marthe, ich folge ihm.«

Mit unsicheren Schritten brach Vincent auf. Marthe lächelte. Den verstörten Säufer konnte er gut. Dazu war zu sagen, daß er mit zwanzig, als Ludwig ihn in einer Bar aufgelesen und da rausgeholt hatte, schon einige Erfahrungen gemacht hatte. Vincent war ein ordentlicher Kerl und außerdem beschlagen in Kreuzworträtseln. Trotzdem wäre es ganz gut, wenn er aufhören würde, in Ludwigs Leben herumzuschnüffeln. Zuneigung nimmt manchmal ein bißchen inquisitorische Wege. Marthe fröstelte. Ihr war kalt. Sie wollte es nicht zugeben, aber ihr war kalt. Die Geschäftsinhaber hatten sie am Morgen unter dem Vordach

weggejagt. Wohin, verdammt, wohin? Steh auf, meine Liebe, du mußt laufen, darfst dir nicht den Hintern abfrieren auf der 102, mußt laufen. Marthe führte Selbstgespräche, das war nicht selten.

4

Louis Kehlweiler betrat gut vorbereitet das Hauptkommissariat des 5. Arrondissements. Die Sache war einen Versuch wert. Er warf einen prüfenden Blick auf sein Spiegelbild in der gläsernen Eingangstür: Sein dichtes, dunkles, im Nacken etwas zu langes Haar, sein Dreitagebart, seine Plastiktüte, seine von der Bank zerknautschte Jacke – all das würde zu seinen Ungunsten sprechen, und er würde gute Arbeit machen können. Er hatte gewartet, bis er an Ort und Stelle war, um mit seinem Sandwich anzufangen. Seitdem sein Freund, Kommissar Adamsberg*, den Ort verlassen und dabei seinen Stellvertreter Danglard mitgenommen hatte, gab es dort nicht wenige Dummköpfe und andere, die gern buckelten. Mit dem neuen Kommissar hatte er noch eine Rechnung offen, und jetzt bot sich vielleicht die Möglichkeit, sie zu begleichen. Der Versuch kostete nichts. Diesen Kommissar Paquelin, Adamsbergs Nachfolger, hätte Louis mit Vergnügen unschädlich gemacht oder zumindest weit entfernt – in jedem Fall raus aus Adamsbergs Büro, wo man früher so angenehme Momente verbracht hatte, ruhige Momente, intelligente Momente.

Paquelin war übrigens alles andere als ein Dummkopf, das unterschätzte man leicht. Gott, so meinte Marthe, hatte auch Dreckskerlen ein gut Teil Intelligenz zugebilligt, weshalb man sich, was Gott betreffe, ernsthaft Fragen stellen könne.

* Fred Vargas, *Es geht noch ein Zug von der Gare du Nord*.

Louis hatte Kommissar Paquelin jetzt seit zwei Jahren im Visier. Paquelin, eine kleine Nummer, was Roheit anging, mochte es nicht, daß die Justiz sich in seine Arbeit einmischte, und das ließ

er die anderen auch wissen. Er war der Ansicht, daß die Polizei auf Richter und Staatsanwälte verzichten könne, und Louis war der Ansicht, daß die Polizei ganz dringend auf Paquelin verzichten solle. Aber jetzt, wo er nicht mehr beim Ministerium war, wurde der Kampf komplizierter.

Kehlweiler pflanzte sich aufrecht, mit verschränkten Armen und dem Sandwich in der Tasche vor dem ersten Bullen auf, den er hinter seiner Schreibmaschine antraf.

Der Bulle hob die Nase, machte eine kurze Bestandsaufnahme des Mannes da vor ihm und kam zu einem besorgten und unvorteilhaften Urteil.

»Worum geht's?«

»Um Kommissar Paquelin.«

»Worum geht's?«

»Eine Kleinigkeit, die ihn interessieren sollte.«

»Was für eine Kleinigkeit?«

»Das würde Ihnen nichts sagen. Das ist zu kompliziert für Sie.«

Kehlweiler hatte nichts speziell gegen diesen Bullen. Aber er wollte den Kommissar sehen, ohne sich anzukündigen, so wie er war, um das Duell auf die von ihm gewählte Weise zu eröffnen. Aus diesem Grund mußte er von der Wache zum Adjutanten geschickt werden, vom Adjutanten zum Inspektor, bis man ihn als Zwangsmaßnahme schließlich an den Kommissar verweisen würde, damit dieser ihn fertigmachte.

Noch immer stehend zog Kehlweiler sein Sandwich aus der Tasche und begann zu kauen. Er ließ überall Krümel fallen. Der Bulle begann sich aufzuregen, völlig normal.

»Also kommt diese Kleinigkeit jetzt? Worum handelt es sich?«

»Um panierten Schweinsfuß. Das kann Sie nicht interessieren, zu kompliziert.«

»Name, Vorname?«

»Granville. Louis Granville.«

»Papiere?«

»Hab ich nicht dabei. Ich bin nicht wegen der Papiere hier, ich bin gekommen, um mit der Polizei meines Landes zusammenzuarbeiten.«

»Scheren Sie sich zum Teufel. Wir verzichten auf Ihre Zusammenarbeit.«

Ein Inspektor näherte sich und packte Louis an der Schulter. Louis drehte sich langsam um. Es ging los.

»Machen Sie hier diesen Radau?«

»Nicht im geringsten. Ich komme, um bei Paquelin eine Aussage zu machen.«

»Bei Kommissar Paquelin.«

»Wir sprechen von demselben.«

Der Inspektor gab dem Bullen ein Zeichen und führte Louis zu einem gläsernen Büro.

»Der Kommissar darf nicht gestört werden. Daher werden Sie Ihren ganzen Salat bei mir abladen.«

»Es handelt sich nicht um Salat, sondern um einen panierten Schweinsfuß.«

»Name, Vorname?«

»Gravilliers, Louis.«

»Sie hatten Granville gesagt.«

»Streiten wir uns nicht um Kleinigkeiten, Inspektor. Ich habe nicht viel Zeit, im Gegenteil, ich hab's eilig.«

»Im Ernst?«

»Kennen Sie Blériot, den Kerl, der sich in den Kopf gesetzt hatte, den Ärmelkanal im Flugzeug zu überqueren, um schneller voranzukommen? Der war mein Ahne.«

Der Inspektor legte seine Hände auf die Wangen. Er begann nervös zu werden.

»Sie können sich also das Problem vorstellen«, fuhr Louis fort. »Ich habe das im Blut. Es muß flutschen, wie Paquelin sagt.«

»Sie kennen den Kommissar?«

»Gut, sehr gut sogar. Aber er mich nicht. Er hat kein Gedächtnis für Gesichter, so was ist blöd in Ihrem Beruf. Sagen Sie, waren Sie schon da, als es die Panne da im Knast gegeben hat?«

Der Inspektor rieb sich die Augen. Der Bulle schien nicht viel geschlafen zu haben, und Kehlweiler verstand dieses Leid besser als jeder andere. Während er darauf wartete, daß der Inspektor sich entschloß, ihn in der Hierarchie weiter nach oben zu befördern, holte er Bufo aus der Tasche und behielt sie in der linken Hand. Er konnte Bufo nicht in seiner Tasche ersticken lassen, Kommissariat hin, Kommissariat her. Amphibien haben ihre Ansprüche.

»Was ist das denn?« fragte der Inspektor und wich ein Stück zurück.

»Nichts, nichts«, erwiderte Louis etwas verärgert. »Das ist meine Kröte. Sie stört doch wohl niemanden, oder?«

Die Leute sind wirklich enttäuschend, was Kröten angeht, immer machen sie eine große Geschichte daraus. Dabei stört so was hundertmal weniger als ein Hund. Der Inspektor fuhr sich erneut mit den Fingern über die Augen.

»Also, los, raus mit Ihnen«, sagte er.

»Unmöglich. Ich wäre nicht reingekommen, wenn ich hätte raus wollen. Ich bin ein sehr hartnäckiger Mensch. Kennen Sie den Kerl, der nie rausgehen wollte, nicht mal unter dem Druck der Bajonette? Na ja, der Kerl ist nicht so wichtig, wichtig an der Sache ist, daß er mein Ahne war. Ich sag nicht, daß das ein Geschenk wäre, aber so ist es. Sie werden Schwierigkeiten

haben, mich loszuwerden.«

»Das ist mir scheißegal!« rief der Inspektor.

»Gut«, erwiderte Kehlweiler.

Er setzte sich und kaute langsam. Das Sandwich mußte noch lange halten. Über diesen übermüdeten Kerl herzufallen war überhaupt nicht rühmlich, aber er amüsierte sich trotzdem gut. Schade, daß der Kerl sich nicht auch amüsieren wollte. Jeder kann das Spiel mit den Ahnen spielen, das ist nicht verboten. Und was Ahnen anging, war Louis sehr großzügig.

Im Raum herrschte wieder Stille. Der Inspektor wählte eine Nummer. Sicherlich die des Oberinspektors. Inzwischen hieß es »Hauptmann«.

»Ein Typ, der nicht weg will ... Ja, vielleicht. Komm, nimm den Vogel und mach ihn fertig, du würdest mir einen großen Gefallen tun ... Ich weiß nicht ... Ja, sicherlich ...«

»Danke«, sagte Kehlweiler. »Aber ich will Paquelin sprechen.«

»Ihre Staatsangehörigkeit?«

»Bitte?«

»Franzose, ja oder nein?«

Kehlweiler breitete mit einer ausweichenden Geste die Arme aus.

»Möglich, Oberleutnant Fernere, durchaus möglich.«

Inzwischen hieß es »Oberleutnant«.

Der Inspektor beugte sich vor.

»Sie wissen, wie ich heiße?«

Der Oberinspektor öffnete mit offensiver Ruhe behutsam die Tür. Er war klein, und Kehlweiler nutzte das sofort, um aufzustehen. Louis war knapp einen Meter neunzig, und das war häufig von Nutzen.

»Nimm das weg hier«, sagte Fernere, »aber erkundige dich

vorher. Der Typ kennt meinen Namen, er versucht uns zu überlisten.«

»Weshalb sind Sie hergekommen? Um zu essen?«

In den Augen des Oberinspektors lag etwas, was sich mit den Säbelhieben seines Chefs schlecht in Einklang bringen lassen dürfte. Kehlweiler schätzte, daß er es riskieren könne.

»Nein, ich habe einen Fall von panierten Schweinsfüßen für Paquelin. Mögen Sie Paquelin? Ich finde ihn ein bißchen streng, ein bißchen sehr auf die Seite geneigt.«

Der Typ zögerte kurz.

»Folgen Sie mir«, sagte er.

»Langsam«, erwiderte Kehlweiler. »Ich habe ein steifes Bein.«

Louis nahm seine Plastiktüte, sie gingen in den ersten Stock hinauf, und der Oberinspektor schloß die Tür.

»Haben Sie Adamsberg gekannt?« fragte Louis, während er Bufo auf einem Stuhl absetzte. »Jean-Baptiste Adamsberg? Den Unbekümmerten? Den unordentlichen Intuitiven?«

Der Inspektor nickte.

»Sind Sie Lanquetot? Hauptmann Yves Lanquetot? Täusche ich mich?«

»Wo kommen Sie her?« fragte Lanquetot in der Defensive.

»Aus dem Rhein.«

»Und das da, ist das eine Kröte? Eine gemeine Kröte?«

»Es ist ein Vergnügen, jemanden zu treffen, der sich auskennt. Besitzen Sie eine?«

»Nicht richtig ... Na ja, auf dem Land, direkt neben der Haustür, da lebt eine.«

»Reden Sie mit ihr?«

Der Inspektor zögerte.

»Ein bißchen«, antwortete er.

»Da ist nichts Schlimmes dabei. Bufo und ich reden viel miteinander. Sie ist lieb. Ein bißchen bescheuert, aber man kann ja nicht von ihr verlangen, daß sie die Welt neu erschafft, nicht wahr?«

Lanquetot seufzte. Er wußte nicht mehr so recht, woran er war. Diesen Typen mitsamt seiner Kröte hinauszuwerfen bedeutete, ein Risiko einzugehen, anscheinend wußte er irgendwas. Ihn dazubehalten würde nichts nutzen, er wollte Paquelin sehen. Solange er ihn nicht gesehen hätte, würde er Schwachsinn an Schwachsinn reihen und dabei im gesamten Kommissariat Krümel verstreuen. Ihn aber mit seiner Geschichte von den panierten Schweinsfüßen zu Paquelin zu schicken bedeutete ebenfalls, ein Risiko einzugehen, mit der Gewißheit, sich einen Anpfiff einzufangen. Es sei denn, der Typ würde versuchen, Paquelin zu nerven, und das wäre es wert, das würde ihn erleichtern. Lanquetot sah auf.

»Essen Sie Ihr Sandwich nicht zu Ende?«

»Ich warte, bis ich bei Paquelin bin, das ist eine strategische Waffe. Natürlich kann man sie nicht ständig einsetzen, da muß man Hunger für haben.«

»Wie ist Ihr Name? Ich meine, der richtige ...«

Kehlweiler taxierte den Inspektor. Wenn der Typ sich nicht verändert hatte, wenn er noch immer der Beschreibung entsprach, die Adamsberg von ihm gegeben hatte, konnte er loslegen. Aber manchmal kann man unter einer neuen Rute auf den Geschmack kommen, sich beugen und sich verändern. Kehlweiler verließ sich auf das Gesicht.

»Kehlweiler«, antwortete er. »Louis Kehlweiler, hier sind meine Papiere.«

Lanquetot nickte. Er wußte Bescheid.

»Was wollen Sie von Paquelin?«

»Ich erhoffe seine vorzeitige Versetzung in den Ruhestand. Ich

will ihm eine Sache anbieten, die er ablehnen wird. Wenn er sie annimmt, habe ich Pech gehabt. Wenn er ablehnt, womit ich rechne, werde ich mir allein zu helfen wissen. Und wenn mich diese Sache irgendwo hinführt, werde ich ihn wegen Nachlässigkeit in der Ausübung seines Berufs in Schwierigkeiten bringen.«

Lanquetot zögerte noch immer.

»Es kommt nicht in Frage, Sie in die Sache zu verwickeln«, sagte Louis. »Ich bitte Sie nur darum, mich zu ihm zu bringen und den Dummkopf zu spielen. Wenn Sie bei unserem Gespräch dabeisein könnten, gäbe das eine Zeugenaussage, falls sie gebraucht wird.«

»Das ist einfach. Es reicht aus, daß man gehen will, und schon befiehlt Paquelin einem zu bleiben. Was ist das für eine Sache?«

»Es handelt sich um ein kleines, ungebräuchliches, verworrenes und sehr interessantes Nichts. Ich denke, daß Paquelin mich rauswerfen wird, bevor er die ganze Tragweite begriffen hat. Paquelin versteht nichts von Verwirrung.«

Lanquetot griff nach dem Telefon.

»Kommissar? ... Ja, ich weiß, viel Arbeit. Aber ich habe hier im Gang einen etwas seltsamen Typen, der darauf besteht, Sie zu sehen ... Nein, es wäre klüger, ihn vorzulassen ... er hat was im Gegenzug ... ziemlich undurchsichtig ... ja, die Geschichte mit dem Knast ... davon hat er gesprochen ... Möglich, daß er stören will, möglich, daß er nur angibt, aber mir wäre lieber, daß Sie ihn selbst abfertigen. Das müßte gehen, er hat nicht mal seine Papiere bei sich. Einverstanden, ich bringe ihn hoch.«

Lanquetot sammelte Kehlweilers Papiere ein und steckte sie in die Tasche.

»Wir gehen. Ich werde Ihnen ein bißchen zusetzen und Sie in sein Büro schubsen, um wirklichkeitsgetreuer zu sein.«

»Aber ich bitte Sie.«

Als sie das Büro des Kommissars erreichten, warf Lanquetot Kehlweiler mehr hinein, als daß er ihn hineinführte. Louis verzog das Gesicht, die Wirklichkeitstreue der Szene schmerzte sein Bein.

»Da ist der Kerl, Herr Kommissar. Keine Papiere. Alle zwei Minuten ändert er den Namen. Granville, Gravilliers, ganz nach Belieben. Ich geh dann.«

»Wo gehen Sie hin, Lanquetot?« fragte der Kommissar.

Er hatte eine heisere Stimme, sehr lebhafte Augen, ein schmales, gut geschnittenes Gesicht mit diesem abscheulichen Mund, an den sich Louis noch erinnerte. Louis hatte sein Sandwich wieder hervorgezogen und krümelte auf den Boden.

»Ich gehe einen Kaffee trinken, Herr Kommissar – wenn Sie gestatten. Ich bin völlig erschöpft.«

»Sie bleiben hier, Lanquetot.«

»Gut, Herr Kommissar.«

Kommissar Paquelin sah Kehlweiler prüfend an, ohne ihn aufzufordern, Platz zu nehmen. Louis setzte Bufo auf den leeren Stuhl. Der Kommissar beobachtete die Szene, ohne ein Wort zu sagen. Paquelin war geschickt, man würde ihn nicht wegen einer Kröte auf einem Stuhl zum Explodieren bringen.

»Also, Freundchen? Machen wir uns hier ein bißchen über andere lustig?«

»Möglich.«

»Name, Vorname, Staatsangehörigkeit, Beruf?«

»Granville, Louis, Franzose, mehr.«

»Was, mehr?«

»Beruf: Hab keinen mehr.«

»Was ist das für eine Masche?«

»Keine Masche. Ich bin hier, weil das hier das Hauptkommissariat ist, das ist alles.«

»Und weiter?«

»Das werden Sie beurteilen. Es handelt sich um eine Kleinigkeit, die mir zu schaffen macht. Ich hielt es für vernünftiger, Sie darüber zu informieren. Suchen Sie nicht nach mehr.«

»Ich suche, wo es mir gefällt. Warum haben Sie nicht bei einem meiner Männer ausgesagt?«

»Sie hätten die Sache nicht in Betracht gezogen.«

»Welche Sache?«

Louis legte sein Sandwich direkt auf den Tisch des Kommissars und durchsuchte langsam seine Taschen. Er zog ein zusammengeknülltes Stück Zeitungspapier hervor, das er behutsam vor seiner Nase auseinanderfaltete.

»Vorsicht«, sagte er, »es stinkt.«

Paquelin beugte sich zögernd über den Gegenstand.

»Was ist das für ein Dreck?«

»Genau das habe ich mich gefragt, als ich es fand.«

»Machen Sie das immer so, daß Sie allen Müll der Welt aufsammeln, um ihn in den Kommissariaten abzugeben?«

»Ich tue meine Pflicht, Paquelin. Als Bürger.«

»Man redet mich mit Herr Kommissar an, und das wissen Sie. Ihre Provokationen sind lächerlich und kümmerlich anzusehen. Also, was ist mit diesem Dreck?«

»Sie sehen es genauso gut wie ich. Das ist ein Knochen.«

Paquelin beugte sich näher über das Bündel. Das kleine Stück Abfall war zernagt, zersetzt, von Dutzenden nadelfeinen Löchern durchbohrt und leicht gelblichrot. Knochen hatte er schon viele gesehen, aber das hier, nein, der Kerl führte einen an der Nase herum.

»Das ist kein Knochen. Was spielen Sie hier?«

»Es ist ernst, Kommissar. Ich glaube, es ist ein Knochen, und

zwar ein menschlicher Knochen. Also bin ich hergekommen, um mich zu erkundigen, um zu erfahren, ob das Arbeit für Sie ist, ob im Viertel jemand vermißt gemeldet wurde. Das Teil kommt von der Place de la Contrescarpe. Denn sehen Sie, vielleicht hat es ein Verbrechen gegeben, da ich ja den Knochen habe.«

»Mein Freund, ich habe schon einige Knochen in meiner Laufbahn gesehen«, sagte Paquelin mit spitzer werdender Stimme. »Verbrannte, zerquetschte, verkohlte. Und das hier ist kein menschlicher Knochen, das sage ich Ihnen.«

Paquelin nahm die Kleinigkeit in seine große Hand und streckte sie Kehlweiler hin.

»Sie brauchen das doch nur mal in der Hand zu wiegen ... das ist hohl, das ist leer, das ist Luft. Knochen sind schwerer. Sie können wieder einpacken.«

»Ich weiß, ich habe es gewogen. Aber es wäre klug, es zu überprüfen. Eine kleine Analyse ... ein Bericht ...«

Paquelin schaukelte hin und her, fuhr sich mit einer Hand durch sein helles Haar. Stimmt, er wäre wirklich ein schöner Mann gewesen ohne diesen abscheulichen, saturierten Mund.

»Ich verstehe ...«, sagte er. »Sie wollen mich in die Enge treiben, Granville, oder wer auch immer Sie sind. Man zwingt mich zu einer idiotischen Untersuchung, man macht mich lächerlich, man gönnt sich einen Artikel in der Presse, man führt einen Bullen vor ... Schlecht gemacht, mein Freund. Die dumme Provokation, die Kröte, das kleine Geheimnis, die grobe Farce, das Groteske, das Vaudeville. Lassen Sie sich was anderes einfallen. Sie sind nicht der erste und auch nicht der letzte, der versucht, mich hereinzulegen. Und ich bin immer noch am Ruder. Verstanden?«

»Ich beharre darauf, Kommissar. Ich möchte wissen, ob im Viertel jemand verschwunden ist. Vor kurzem, gestern, letzte Woche, letzten Monat. Ich würde eher auf gestern oder

vorgestern tippen.«

»Pech für Sie, alles ist ruhig.«

»Vielleicht ist jemand verschwunden, und es wurde noch nicht gemeldet? Die Leute trödeln manchmal. Ich müßte nächste Woche wiederkommen, um es zu erfahren.«

»Und was noch? Wollen Sie unsere internen Berichte?«

»Warum nicht?« fragte Kehlweiler achselzuckend.

Er knüllte das Zeitungspapier wieder zusammen und stopfte es in seine Tasche.

»Also definitiv nein? Es interessiert Sie nicht? Nun, Paquelin, ich finde Sie ziemlich nachlässig.«

»Jetzt reicht's!« sagte Paquelin und stand auf.

Kehlweiler lächelte. Endlich begann der Kommissar, auszurasen.

»Lanquetot, wirf ihn in die Zelle!« murmelte Paquelin. »Und sorg dafür, daß er ausspuckt, wer er ist.«

»Oh, nein«, entgegnete Kehlweiler. »Nicht in die Zelle. Das ist unmöglich, ich bin heute abend eingeladen, ich habe eine Verabredung zum Abendessen.«

»In die Zelle«, wiederholte Paquelin mit einer kurzen Handbewegung in Richtung Lanquetot.

Lanquetot war aufgestanden.

»Erlauben Sie?« fragte Kehlweiler. »Ich rufe meine Frau an, um ihr Bescheid zu sagen. Doch, Paquelin, das ist mein Recht.«

Ohne abzuwarten, hatte sich Kehlweiler das Telefon geschnappt und die Nummer gewählt.

»Apparat 229 bitte, ja, persönlich und dringend. Von Ludwig.«

Louis saß mit einer Pobacke auf Paquelins Schreibtisch und beobachtete den Kommissar, der aufgestanden war und beide Fäuste auf den Tisch gelegt hatte. Schöne Hände, wirklich schade mit diesem Mund.

»Meine Frau ist immer sehr beschäftigt«, erklärte Louis. »Es dauert sicher einen Moment. Ach nein, da ist sie ... Jean-Jacques? Hier ist Ludwig. Sag mal, ich habe hier eine kleine Meinungsverschiedenheit mit Kommissar Paquelin vom 5. ja, mit ihm persönlich. Er will mich einbuchen, weil ich mich über eine womöglich vermißte Person im Viertel erkundigt habe ... Genau, ich erklär's dir. Regel das doch bitte für mich, sei so gut. Einverstanden, ich geb ihn dir ...«

Liebenswert hielt Louis dem Kommissar den Hörer hin.

»Für Sie, Kommissar, ein Gespräch mit dem Innenministerium. Jean-Jacques Sorel.«

Während Paquelin den Hörer nahm, klopfte sich Louis die Krümel ab und steckte Bufo wieder in die Tasche. Der Kommissar hörte zu, sagte ein paar Worte und legte dann langsam auf.

»Ihr Name?« fragte er erneut.

»Kommissar, es ist doch wirklich Ihre Sache, zu wissen, mit wem Sie es zu tun haben. Ich weiß doch auch, wer Sie sind. Also, gründlich nachgedacht? Wollen Sie sich nicht mit der Kleinigkeit befassen? Zusammenarbeiten? Mir Ihre Berichte geben?«

»Ein hübscher Coup, den Sie sich da ausgedacht haben, nicht wahr?« erwiderte der Kommissar. »Und das Ganze mit Hilfe der Etappenschweine im Innenministerium ... Ist das alles, was Ihnen eingefallen ist, um zu versuchen, mich reinzureiten? Halten Sie mich wirklich für so bescheuert?«

»Nein.«

»Lanquetot, schaffen Sie mir den Kerl raus, bevor ich ihn zwinge, seine Kröte zu fressen.«

»Niemand rührt meine Kröte an. Die ist ein empfindliches Tier.«

»Weißt du, was ich mit deiner Kröte mache? Weißt du, was

ich mit Typen wie dir mache?«

»Aber natürlich weiß ich das. Du willst doch wohl nicht etwa, daß ich das in Gegenwart deiner Untergebenen erzähle?«

»Verschwinden Sie.«

Lanquetot ging hinter Kehlweiler die Treppe hinunter.

»Ich kann Ihnen Ihre Papiere jetzt nicht zurückgeben«, flüsterte Lanquetot. »Er kann Sie überwachen.«

»Sagen wir zwanzig Uhr, Metrostation Monge.«

Gleich nachdem sich Lanquetot vergewissert hatte, daß Louis Kehlweiler auf der Straße war, ging er wieder zu Paquelin hinauf. Dem Chef standen ein paar Schweißperlen auf den Lippen. Er würde zwei Tage brauchen, um sich zu beruhigen.

»Haben Sie das gehört, Lanquetot? Kein Sterbenswörtchen zu irgend jemandem hier im Laden. Und wer beweist mir schließlich, daß ich wirklich Jean-Jacques Sorel am Apparat hatte? Man könnte es überprüfen, im Ministerium anrufen ...«

»Sicher, Herr Kommissar, aber wenn es Sorel war, dann gibt das ziemlichen Ärger. Er ist kein verträglicher Mensch.«

Paquelin setzte sich schwerfällig.

»Sie waren schon vor mir hier im Viertel, Lanquetot, zusammen mit diesem heruntergekommenen Adamsberg. Haben Sie schon mal von dem Kerl gehört? ›Ludwig‹ oder Louis Granville? Sagt Ihnen das irgendwas?«

»Nicht das geringste.«

»Verschwinden Sie, Lanquetot. Und denken Sie daran: kein Sterbenswörtchen.«

Schweißgebadet kam Lanquetot in sein Büro zurück. Als erstes die Vermißtenmeldungen des 5. Arrondissements überprüfen.

5

Lanquetot kam pünktlich. Louis Kehlweiler war bereits da und lehnte sich an das Geländer des Metroeingangs. Er hielt seine Kröte in der Hand und schien ganz ins Gespräch vertieft zu sein, Lanquetot wagte nicht, ihn zu unterbrechen. Aber Louis hatte ihn gesehen, er drehte sich um und lächelte ihm zu.

»Hier sind Ihre Papiere, Kehlweiler.«

»Danke, Lanquetot, das war perfekt. Entschuldigen Sie mich bei Ihren Untergebenen.«

»Ich habe nach möglichen Vermißtenmeldungen im 5. Arrondissement gesucht. Ich habe sogar nach welchen aus dem 6. dem 13. na ja, eben aus der ganzen Umgebung gesucht. Nichts. Niemand hat irgendwas gemeldet. Ich werde mir noch die anderen Arrondissements ansehen.«

»Welchen Zeitraum haben Sie überprüft?«

»Den ganzen letzten Monat.«

»Das sollte genügen. Ich denke, daß es eher gestern oder in den vergangenen drei, vier Tagen passiert sein müßte, es sei denn, es wäre ein ganz außergewöhnlicher Zufall. Und nicht weit von der Place de la Contrescarpe. Oder aber wirklich ganz woanders.«

»Was macht Sie so sicher?«

»Na, dieses Ding, Lanquetot, dieses kleine Ding ... Ich habe es Ihrem Chef in allerbesten Absicht gebracht. Und wenn er weniger voreingenommen wäre, hätte er Zweifel bekommen, er hätte nachgedacht und seine Arbeit getan.

Ich habe das Spiel mitgespielt, ich habe mir nichts vorzuwerfen, und Sie sind Zeuge. Er macht seine Arbeit nicht? Um so besser, dann kümmere ich mich eben darum, mit seinem Segen und seinem Tritt im Hintern, genau das wollte ich.«

»Ist dieses kleine Ding ... ein Knochen?«

»Ein menschlicher Knochen, mein Lieber. Ich habe es vorhin im Naturkundemuseum überprüfen lassen.«

Lanquetot kaute an einem Nagel.

»Das verstehe ich nicht ... Es sah doch nach überhaupt nichts aus. Was denn für ein Knochen?«

»Ein letztes Zehenglied. Unmöglich, herauszufinden, ob rechts oder links, aber wahrscheinlich von einer Frau. Zu suchen ist eine Frau.«

Lanquetot ging kurz auf und ab, die Hände im Rücken verschränkt. Er mußte nachdenken.

»Und dieser Zeh ... Könnte der von einem ... Unfall stammen?«

»Unwahrscheinlich.«

»Ein Zehenknochen auf einem Baumgitter ist nicht normal.«

»Genau das denke ich.«

»Wie hätte er da landen sollen? Und wenn es ein Schweinsknochen wäre?«

»Nein, Lanquetot, nein. Es ist ein menschlicher Knochen, da brauchen wir nicht noch mal drauf zurückzukommen. Wenn Sie skeptisch sind, machen wir eine Analyse. Aber selbst Bufo ist damit einverstanden, es ist ein menschlicher Knochen.«

»Scheiße.«

»Sie haben's, Inspektor.«

»Was habe ich?«

»Die Lösung. Wie ist der Knochen da hingekommen?«

»Wie soll ich das wissen?«

»Warten Sie«, sagte Kehlweiler. »Ich werde Ihnen was zeigen. Wären Sie so nett und würden Bufo halten?«

»Aber gern.«

»Gut, geben Sie mir Ihre Hand.«

Louis zog eine Wasserflasche aus seiner Tüte und befeuchtete Lanquetots Hand.

»Das ist wegen Bufo«, erklärte er. »Man kann sie nicht in der trockenen Hand halten. Nach kurzer Zeit mag sie nicht mehr, es wird ihr zu warm, das bekommt ihr nicht. So. Nehmen Sie Bufo zwischen Daumen und Zeigefinger, ziemlich fest, weil sie Sie nicht kennt. Nicht zu fest! Mir liegt an ihr. Sie ist das einzige Wesen, das mich reden läßt, ohne mich zu unterbrechen, und nie Rechenschaft von mir verlangt. Gut, also, schauen Sie jetzt.«

»Sagen Sie«, unterbrach ihn Lanquetot, »haben Sie wirklich Sorel im Innenministerium angerufen?«

»Aber nein, mein Lieber ... Sorel ist zu isoliert, er kann es sich nicht mehr erlauben, mich offen zu decken. Das war ein Freund, der für mich seine Rolle spielt, er war informiert.«

»Das war ein mieser Coup«, murmelte Lanquetot.

»Ja, ziemlich.«

Louis faltete wieder einmal das Papierknäuel auseinander und nahm vorsichtig den Knochen heraus.

»Sehen Sie, Lanquetot, der ist angefressen, angegriffen.«

»Ja.«

»Sehen Sie all diese kleinen Löcher?«

»Ja, natürlich.«

»Also, verstehen Sie jetzt, wo das herkommt?«

Der Inspektor schüttelte den Kopf.

»Aus dem Magen eines Hundes, Lanquetot, aus dem Magen eines Hundes! Das ist ein verdauter Knochen, kapieren Sie? Die Magensäure macht diese Löcher da, daran besteht überhaupt kein Zweifel.«

Louis steckte den Knochen weg und nahm seine Kröte zurück.

»Komm, Bufo, wir gehen ein Stückchen, du, ich und der

Inspektor. Der Inspektor ist ein neuer Freund. Hast du gesehen?
Er hat dir nicht weh getan, nicht wahr?«

Louis wandte sich Lanquetot zu.

»Ich rede so mit ihr, weil sie ein bißchen bescheuert ist, ich hab es Ihnen schon erklärt. Mit Bufo muß man schlicht sein und darf nur Grundbegriffe verwenden: die Guten, die Bösen, Fressen, Fortpflanzung, Schlaf. Diese Grenzen überschreitet sie nicht. Manchmal versuche ich ein bißchen kniffligere, ja philosophische Reden, um ihre Intelligenz zu fördern.«

»Die Hoffnung erhält am Leben.«

»Sie war noch erheblich bescheuerter, als ich sie bekommen habe. Auch jünger. Gehen wir, Lanquetot.«

6

Louis suchte den Parkplatz ab, die Hauseingänge, die Cafés. Inzwischen war es Nacht. Also die Metro. Sie würde nicht weit gehen, sie verließ ungern ihr gewohntes Umfeld. Als er sie auf dem Bahnsteig in der Station Gare d'Austerlitz sah, spürte er, wie sich etwas in seinem Magen beruhigte. Er beobachtete sie aus der Ferne. Marthe tat, als ob sie auf die letzte Bahn wartete. Wie lange würde sie es schaffen, so zu tun, als ob?

Er ging den langen Bahnsteig entlang, wobei er sein steifes Bein etwas nachzog, weil er zuviel gelaufen war, und ließ sich auf den Sitz neben ihr fallen.

»Na, meine Liebe, noch nicht nach Hause gegangen?«

»Ach, Ludwig, du kommst ja gerade recht, hättest du vielleicht 'ne Kippe?«

»Was machst du hier?«

»Ich bin rumgebummelt, weißt du. Ich wollte gerade wieder los.«

Louis gab ihr Feuer.

»Einen guten Tag gehabt?« fragte Marthe.

»Ich habe vier Bullen auf einmal genervt, davon drei, die nichts dafür konnten. Ich rechne damit, sie zu überholen und zwar mit ihrer Einwilligung.«

Marthe seufzte.

»Na gut«, sagte Louis. »Ich war mittelmäßig, angeberisch, ich habe sie verhöhnt und ein bißchen gedemütigt. Aber es war amüsant, was willst du, es war so amüsant.«

»Hast du das Spiel mit den Ahnen gespielt?«

»Natürlich.«

»Im nächsten Leben müßtest du mal dran denken, ein paar

Sachen zu korrigieren. Du mußt dich amüsieren können, ohne daß es irgendein anderer abkriegt.«

»Im nächsten Leben, meine liebe Marthe, müßte man große Bauarbeiten durchführen. Erneuerung der Fundamente, Rohbau, neuer Verputz. Glaubst du an ein nächstes Leben?«

»Nicht im geringsten.«

»Ich wollte Paquelin in die Enge treiben, damit er einen Fehler begeht, dazu mußte ich doch über die anderen klettern, um in sein Büro zu kommen.«

O.k. sagte sich Louis, einverstanden, man würde nicht die ganze Nacht bei dem Thema bleiben, und er hatte sich ohne große Mühe gut amüsiert. Mit Leuten wie Paquelin gab es wenig Spielraum.

»Hast du's wenigstens geschafft?«

»Ganz gut.«

»Ist Paquelin dieser hübsche Junge, blond, schwächling und ein richtiger Giftzwerg?«

»Genau der. Ohrfeigt die Mädchen und haut den Festgenommenen in die Eier.«

»Gut, ich vermute, daß du ihn nicht in Stücke gehauen hast. Was willst du mit ihm machen?«

»Er soll da verschwinden, das ist alles, was ich will.«

»Du hast nicht mehr die Möglichkeiten wie früher, Ludwig, vergiß das nicht. Aber gut, das ist deine Sache. Vincent hat den Kerl von der 102 fotografiert und ihn verfolgt.«

»Ich weiß.«

»Dir kann man wohl überhaupt nichts Neues sagen? Ich liefere gern Informationen.«

»Ich hör dir zu. Informier mich.«

»Nun, das war's. Ich hab dir alles gesagt.«

»Und über deine Bude hast du mir auch alles gesagt?«

»Was mischst du dich da ein?«

Marthe sah Kehlweiler an. Dieser Typ war der reinste Fliegenfänger. Alle Informationen blieben an ihm kleben, ohne daß er auch nur den kleinen Finger rühren mußte. Genau so einer war das, jeder kam zu ihm und erzählte ihm seinen Kram. Auf Dauer war das unerträglich.

»Nimm zum Beispiel eine Fliege«, sagte Marthe.

»Ja?«

»Nein, laß sein.«

Marthe stützte ihr Kinn wieder in die Hände. Die Fliege denkt, daß sie in aller Ruhe das Zimmer durchquert, ohne bemerkt zu werden. Sie fliegt geradewegs auf Ludwig zu und bleibt dort kleben. Ludwig zieht behutsam seine Informationen aus ihr, Dankeschön, und läßt sie wieder frei. Er war derart fliegenfängerartig, daß er seinen Beruf daraus gemacht hatte, ja daß er gar nichts anderes mehr konnte. Zum Beispiel eine Lampe reparieren – sinnlos, ihn darum zu bitten, dazu war er absolut unfähig. Nein, sein Können war Wissen. Seine Große Armee erzählte ihm alles, was sich ereignete, von den unbedeutendsten bis zu höchst gewichtigen Belanglosigkeiten, und wenn man einmal in diesem Wirbel drin war, war es schwierig, wieder herauszukommen.

Ludwig sagte immer, man solle eine Belanglosigkeit nie nach ihrem Aussehen beurteilen. Man wisse nie, ob sie eine andere verberge. Und seine Berufung bestand darin, das herauszufinden, wenn die Sache es wert war. Warum diese Besessenheit, das war ein Rätsel. Obwohl Marthe schon ihre Ansichten dazu hatte. Bis zu seinem letzten Atemzug würde Louis Exterminatoren verfolgen. Ja, aber mit ihrer Bude, was ging ihn das an? Schließlich hat man seinen Stolz. Sie hatte sich gesagt, daß sie eine Lösung finden würde, und jetzt war nicht nur keine Lösung in Sicht, sondern auch Ludwig wußte Bescheid. Wer hatte es ihm erzählt? Wer? Bestimmt wieder

irgendeiner aus seiner Armee von Pennern.

Marthe zuckte mit den Achseln. Sie beobachtete Louis, der geduldig wartete. Von weitem hätte niemand irgendwas Besonderes über ihn gesagt. Aber von nahem, sagen wir aus achtzig Zentimeter Entfernung, begann alles zu schwanken. Da brauchte man nicht lange zu fragen, um zu wissen, warum alle zu ihm kamen und ihm alles erzählten. Sagen wir in ein Meter fünfzig, sagen wir in zwei Meter Entfernung hatte Louis den Kopf eines strengen, unzugänglichen Wissenschaftlers, so wie die Typen in den Geschichtsbüchern. In ein Meter Entfernung war man sich seiner Sache nicht mehr ganz so sicher. Je näher man kam, desto stärker kippte es. Der Zeigefinger, mit dem er einem behutsam auf den Arm stupste, um eine Frage zu stellen, zog einem die Worte ganz von allein heraus. Mit Sonia hatte es nicht geklappt, was für eine dumme Pute. Sie hätte ihr ganzes Leben bei ihm bleiben sollen, nein, nicht ihr ganzes Leben, von Zeit zu Zeit mußte man unbedingt auch mal essen, zum Beispiel, na ja, sie verstand sich schon. Vielleicht hatte Sonia nicht von nahem geguckt, Marthe sah keine andere Erklärung. Ludwig fand sich häßlich, seit zwanzig Jahren erklärte sie ihm jetzt das Gegenteil, aber er fand sich trotzdem sehr häßlich, um so besser für ihn, wenn Frauen sich täuschten, sagte er. Das ist doch unerhört, so was zu hören – für sie, die Hunderte von Männern gekannt und nur vier geliebt hatte, also, sie konnte das beurteilen.

»Grübelst du?« fragte Louis.

»Magst du ein bißchen kaltes Huhn? Ich hab noch was in der Tasche.«

»Ich habe mit Inspektor Lanquetot zu Abend gegessen.«

»Das Huhn wird vergammeln.«

»Pech.«

»Es gibt kein Beispiel dafür, daß jemals kaltes Huhn weggeworfen worden wäre.«

Marthe hatte die entwaffnende Gabe, beim kleinsten Anlaß unvermittelte Maximen zu äußern. Louis mochte das. Er besaß eine schöne Sammlung mit Sätzen von Marthe, und er hatte sich ihrer häufig bedient.

»Gut, gehst du schlafen? Soll ich dich zurückbegleiten?«

»Was mischst du dich da ein?«

»Marthe, wiederholen wir nicht unaufhörlich dieselben Sätze. Du bist bockig wie ein Maultier und ich wie ein einzelgängerischer Wildesel. Warum hast du mir nichts gesagt?«

»Ich bin in der Lage, allein zurechtzukommen. Ich habe mein Notizbuch. Sie werden was für mich finden, du wirst sehen. Die alte Marthe hat Mittel und Möglichkeiten, du bist nicht der liebe Gott.«

»Dein Notizbuch, die ganze alte Hautevolee ...«, seufzte Louis. »Und du glaubst, daß deine alte Hautevolee auch nur einen Finger für eine alte Nutte rührt, die gezwungen ist, den Winter unter einem Vordach zu verbringen?«

»Ganz genau, für eine alte Nutte. Warum nicht?«

»Du weißt, warum ... Hast du es probiert? Ist was dabei herausgekommen? Nichts. Täusch ich mich?«

»Und was weiter?« schimpfte Marthe.

»Komm, meine Liebe. Wir werden nicht das ganze Leben auf diesem Metrobahnsteig verbringen.«

»Wo gehen wir hin?«

»In meinen Bunker. Und da ich nicht der liebe Gott bin, ähnelt das auch nicht im geringsten dem Paradies.«

Louis zog Marthe in Richtung Treppen. Draußen kam man vor Kälte fast um. Sie gingen rasch durch die Straßen.

»Deine Sachen holst du morgen«, sagte Louis, als er unweit der Arènes de Lutèce eine Tür im zweiten Stock öffnete. »Bring nicht alle Klamotten mit, das hier ist nicht eben geräumig.«

Louis stellte die Heizung an, klappte ein Sofa auseinander, schob ein paar Kartons zur Seite. Marthe besah sich den kleinen Raum, der vollgestopft war mit Akten, Büchern, Papierstapeln und auf dem Holzboden aufgeschichteten Zeitungen.

»Schnüffel bitte nicht überall herum«, sagte Louis. »Hier ist meine kleine Dépendance des Ministeriums. Fünfundzwanzig Jahre Ablagerungen, Tonnen von Fällen, die schief und krumm sind, auf die unterschiedlichste Art. Je weniger du davon weißt, desto besser geht's dir.«

»Gut«, erwiderte Marthe und setzte sich auf das schmale Bett. »Ich werd's versuchen.«

»Hast du hier alles, was du brauchst? Wird's gehen? Wir werden uns drum kümmern, was anderes für dich zu finden, du wirst sehen. Wir werden das Geld dafür auftreiben.«

»Du bist lieb, Ludwig«, sagte Marthe. »Immer wenn meine Mutter das zu jemandem sagte, fügte sie hinzu: ›Das wird dich zugrunde richten.‹ Weißt du, warum?«

Louis lächelte.

»Hier sind Zweitschlüssel. Paß auf, daß du beide Schlösser abschließt, wenn du gehst.«

»Ich bin nicht blöd«, erwiderte Marthe und machte mit dem Kinn eine Bewegung zu den Regalen hin. »Ganz schön viele Leute in diesen Akten, nicht wahr? Mach dir keinen Kopf, ich werd gut auf sie aufpassen.«

»Noch was, Marthe. Jeden Morgen von zehn bis zwölf kommt hier ein Typ vorbei. Dann solltest du auf sein. Aber du kannst dableiben, während er arbeitet, du wirst es ihm erklären.«

»Verstanden. Was macht er hier?«

»Die Zeitungen lesen, auswählen, was schief ist, ausschneiden, ordnen. Und er schreibt einen kurzen Bericht für mich.«

»Vertraust du ihm? Er könnte doch überall herumwühlen.«

Louis holte zwei Bier und hielt Marthe eines hin.

»Das Wesentliche ist unter Verschuß. Und ich habe mir den Typen gut ausgesucht, glaube ich. Es ist ein Kerl von Vandoosler. Erinnerst du dich an Vandoosler, den Kommissar vom 13. Arrondissement? Hat er dich schon mal aufgelesen?«

»Mehrfach. Er war lange bei der Sitte. Sympathischer Kerl. Ich bin ziemlich oft bei ihm vorbei, wir haben uns gut verstanden. Er hat den Mädchen nicht ständig Schwierigkeiten gemacht, das muß man anerkennen.«

»Man muß ihm noch vieles andere anerkennen.«

»Sag, ist er nicht rausgeschmissen worden? Das würde doch passen.«

»Ja. Er hat einen Mörder laufen lassen.«

»Vermutlich hat er seine Gründe dafür gehabt?«

»Ja.«

Louis ging mit seinem Bier im Zimmer umher.

»Warum reden wir davon?« fragte Marthe.

»Wegen Vandoosler. Er hat mir einen Typen geschickt, um die Unterlagen zu ordnen. Es ist sein Neffe oder sein Patensohn. Er hätte mir nicht irgend jemanden geschickt, verstehst du.«

»Wie findest du ihn?«

»Ich weiß nicht, ich hab ihn dreimal in drei Wochen gesehen. Er ist ein arbeitsloser Historiker, Fachgebiet Mittelalter. Er wirkt wie ein Mensch, der sich unaufhörlich Fragen stellt, die in alle Richtungen gleichzeitig gehen. Was das Thema Zweifel angeht, scheint er reichlich bedient, ich glaube, er neigt nicht zur Selbstüberschätzung.«

»Er müßte dir also passen? Wie sieht er aus?«

»Ziemlich eigenartig, sehr schmal, ganz schwarz gekleidet. Vandoosler hat drei Typen in seiner Umgebung, er hat mir den da geschickt. Lern ihn kennen und schau, wie du zurechtkommst. Ich geh jetzt, Marthe, ich bin an einer Sache dran, die mich beschäftigt.«

»Bank 102?«

»Ja, aber nicht, was du glaubst. Den Neffen des Abgeordneten überlasse ich Vincent, er ist jetzt groß. Es ist was anderes, ein Stückchen von einem menschlichen Knochen, das ich neben der Bank gefunden habe.«

»Woran denkst du?«

»An einen Mord.«

Auch wenn Marthe den Zusammenhang nicht recht sah, vertraute sie Louis doch. Gleichzeitig machte sie sich Sorgen wegen seiner unaufhörlichen Aktivität. Seitdem er aus dem Ministerium rausgeworfen worden war, hatte Ludwig nicht mehr aufgehört damit. Manchmal fragte sie sich, ob er nicht einfach irgendwas irgendwo suchte, von Bank zu Bank, von Stadt zu Stadt. Er hätte doch aufhören können. Aber offensichtlich stand das nicht auf der Tagesordnung. Früher hatte er nie einen Fehler begangen, aber da war er auch noch in die Kreisläufe integriert und immer in offiziellem Auftrag. Seitdem er das auf eigene Faust machte, ohne den geringsten Auftrag, machte sie sich Sorgen, sie hatte Angst, daß er verrückt würde. Sie hatte ihn schon mal danach gefragt, aber Ludwig hatte barsch geantwortet, er sei nicht verrückt, es komme nur schlichtweg nicht in Frage, den Zug jetzt anzuhalten. Und dann hatte er sein Deutschengesicht aufgesetzt, wie sie das nannte, also genug, Erbarmen.

Sie beobachtete Louis, der an ein Regal gelehnt dastand. Er wirkte ruhig, wie immer, so wie sie ihn immer erlebt hatte. Sie kannte sich aus mit Männern, das war ihr Stolz, und der da war einer ihrer Lieblinge, abgesehen von den vieren, die sie geliebt hatte, die aber weder so sanft noch so unterhaltsam gewesen waren wie Ludwig. Es wäre ihr nicht recht, wenn er verrückt würde, er war einer ihrer Lieblinge.

»Hast du einen Grund, an Mord zu denken, oder denkst du dir eine gute Geschichte aus?«

Louis verzog das Gesicht.

»Ein Mord ist keine gute Geschichte, Marthe, ich mach das nicht, um mich zu beschäftigen. Im Fall der 102 vermute ich, daß ich mich täusche, daß am Ende von diesem Knochen nichts ist – ich hoffe es. Aber es läßt mir keine Ruhe, ich habe keine Gewißheit, also überwache ich. Ich gehe da noch mal vorbei. Schlaf gut.«

»Solltest du nicht auch lieber schlafen? Was wirst du da sehen?«

»Pissende Hunde.«

Marthe seufzte. Nichts zu machen, Ludwig war ein Besessener, ein Zug ohne Bremsen. Langsam, aber ohne Bremsen.

7

Als sein Pate ihm diesen kleinen Job für zweitausend Francs angeboten hatte, hatte Marc Vandoosler die Gelegenheit beim Schopf ergriffen. Zusammen mit der Halbtagsstelle in der Stadtbibliothek ab nächstem Januar würde es dann ein bißchen besser werden. In der Bruchbude, in der er wohnte,* hatten sie drei weitere elektrische Heizöfen anschließen können.

Natürlich war er zunächst mißtrauisch gewesen. Gegenüber dem Bekannten seines Paten, der seine Fälle, als er noch Bulle war, auf seine eigene Art, eine sehr spezielle Art, gelöst hatte, mußte man immer mißtrauisch sein. Unter den Bekannten von Vandoosler dem Älteren war alles mögliche zu finden. In diesem Fall sollte es darum gehen, Zeitungsausschnitte für einen Freund von ihm zu ordnen, ohne den Inhalt der Regale anzurühren. Sein Patenonkel hatte ihm gesagt, daß es sich um eine vertrauensvolle Arbeit handle, daß Louis Kehlweiler kiloweise Informationen gestapelt habe und daß er jetzt, wo sie ihn aus dem Innenministerium rausgeworfen hatten, weiter staple. Ganz allein? hatte Marc gefragt. Schafft er das? Eben nicht, er schaffe es nicht, er brauche Hilfe.

Marc hatte gesagt, einverstanden, er würde nicht in den Akten herumstöbern, die wären ihm schnurz. Wären es mittelalterliche Archive gewesen, hätte die Sache natürlich anders ausgesehen. Aber Verbrechen, Listen, Namen, Seilschaften, Prozesse, nein, damit hatte er nichts am Hut. Ausgezeichnet, hatte der Pate gesagt, du kannst morgen anfangen. Sei um zehn in seinem Bunker, er wird's dir erklären, vielleicht erzählt er dir die Geschichte von der Verwirrung und der Gewißheit, das ist das Thema seines Leben, er wird's dir besser erklären als ich. Ich

* Siehe Fred Vargas, *Die schöne Diva von Saint-Jacques*

gehe runter, telefonieren.

Denn es gab immer noch kein Telefon im Haus. Acht Monate war es jetzt her, daß sie zu viert in diese Bruchbude gezogen waren, vier halb im wirtschaftlichen Ruin versunkene Männer mit dem unwahrscheinlichen Ziel, ihre Anstrengungen zu vereinen, um zu versuchen, da herauszukommen. Einstweilen erlaubte diese Vereinigung Ungewisse Phasen relativer Sicherheit, ohne mögliche Vorhersage über mehr als drei Monate. Zum Telefonieren ging man also zum Café hinunter.

Seit drei Wochen erledigte Marc nun gewissenhaft seine Sache, einschließlich Samstag, weil Zeitungen auch am Samstag erscheinen. Da er schnell las, hatte er rasch seinen täglichen Stapel beendet, der beträchtlich war, da Kehlweiler alle regionalen Zeitungen erhielt. Alles, was er zu tun hatte, war, darin die Strudel in der Welt des Verbrechens, der Politik, des Geschäfts, im zwielichtigen Milieu wie im Privatleben aufzuspüren und daraus einzelne Stapel anzulegen. In diesen Strudeln sollte das Kalte eher als das Heiße berücksichtigt werden, das Harte eher als das Weiche, das Unerbittliche eher als das Krampfhafte. Kehlweiler hatte die Sortieranweisungen abgekürzt, Marc Vandoosler brauchte man die Geschichte mit der linken und der rechten Hand nicht zu erzählen, Marc hatte das im Blut, er bestand ganz aus Effizienz und Verwirrung. Kehlweiler ließ ihm also alle Freiheiten bei der Zerbröselung der Zeitungen. Marc erstellte die nötigen Verweise, ordnete nach Themen, schnitt aus, legte in Ordnern ab und verfaßte einmal pro Woche einen kurzen Bericht. Kehlweiler gefiel ihm, aber er war sich noch nicht sicher. Er hatte ihn erst drei Mal gesehen, ein großer Typ, der ein steifes Bein hatte, das er leicht nachzog, mit einem schönen Gesicht, wenn man ihm ein bißchen näher kam. In manchen Augenblicken war er beeindruckend, manchmal ein bißchen zu sehr, das war unangenehm, und doch machte Kehlweiler alles mit Bedacht und langsam. Dennoch war Marc mit ihm noch nicht so richtig warm geworden. Instinktiv

hielt er sich vor ihm zurück, und Marc hielt sich nicht gerne zurück, das nervte ihn. Wenn er zum Beispiel das Bedürfnis verspürte, sich aufzuregen, dann tat er sich nie einen Zwang an. Kehlweiler dagegen machte nicht den Eindruck, als sei er der Typ, sich aufzuregen. Was Marc irritierte, da er gerne Typen traf, die genauso ängstlich waren wie er oder, wenn möglich, noch schlimmer.

Eines Tages, dachte Marc, während er die beiden Schlösser an der Tür des Bunkers auf schloß, würde er versuchen aufzuhören, ständig genervt zu sein. Aber mit sechsenddreißig wußte er nicht so recht, wie.

Auf der Schwelle schrak er zusammen. Hinter seinem Schreibtisch war ein Bett aufgestellt, und darauf saß eine übermäßig geschminkte alte Frau, die ihr Buch hinlegte, um ihn anzusehen.

»Kommen Sie rein«, sagte Marthe. »Tun Sie, als sei ich nicht da. Ich bin Marthe. Sind Sie der, der hier für Ludwig arbeitet? Er hat Ihnen eine Nachricht dagelassen.«

Marc las die paar Zeilen, mit denen Kehlweiler ihm die Situation erklärte. Gut und schön, aber wenn der glaubte, es sei einfach, zu arbeiten, wenn jemand einen Meter hinter einem sein Privatleben lebt, verdammt.

Marc deutete einen kurzen Gruß an und setzte sich an seinen Tisch. Lieber gleich die Grenzen markieren, denn die Alte schien ihm von geschwätziger Art und neugierig auf alles zu sein. Kehlweiler mußte ja ziemliches Vertrauen haben, was seine Akten anging.

Er spürte, daß sie ihn in seinem Rücken musterte, das machte ihn nervös. Er hatte sich *Le Monde* vorgenommen und hatte Mühe, sich zu konzentrieren.

Marthe musterte den Typen von hinten. Vollständig schwarz gekleidet, enge Hose und Leinenjackett, Stiefel an den Füßen, die Haare ebenfalls schwarz, recht klein, ein bißchen zu schmal,

von nervöser Art, gewandt, aber nicht sehr robust. Das Gesicht nicht übel, ein bißchen hager, ein bißchen indianisch, aber nicht übel, zierlich, mit Haltung. Gut. Das würde gehen. Sie würde ihn nicht stören, er gehörte zu der Art von Unruhigen, die allein sein müssen, um arbeiten zu können. Sie kannte sich aus mit Männern.

Marthe stand auf und zog ihren Mantel an. Sie hatte noch Sachen zu holen.

Marc hielt mitten in einer Zeile inne und drehte sich um.

»Ludwig? Heißt er so?«

»Aber ja doch«, erwiderte Marthe.

»Er heißt nicht Ludwig.«

»Doch, doch. Er heißt Louis. Louis, Ludwig, das ist derselbe Name, stimmt's? Sie sind also der Neffe von Vandoosler? Von Armand Vandoosler? Als Kommissar war er klasse zu den Mädchen.«

»Das wundert mich nicht«, sagte Marc barsch.

Vandoosler der Ältere hatte sich nie zügeln können, er hatte ebenso hemmungslos verführt wie sorglos verlassen, er hatte sich amüsiert und in verschwenderischer Fülle sowohl geliebt als auch verwüstet, was Marc, der mit Frauen eher behutsam war, wütend kritisierte. Ein ständiger Anlaß für Wortgefechte.

»Nie hat er eine Nutte geschlagen«, fuhr Marthe fort. »Wenn ich mit Ihrem Onkel zu tun hatte, haben wir geschwätzt. Geht's ihm gut? Sie ähneln ihm eigentlich ein bißchen, wenn ich Sie mir genauer ansehe. Na, jetzt laß ich Sie arbeiten.«

Marc stand auf, während er seinen Bleistift spitzte.

»Und Kehlweiler? Warum nennen Sie ihn Ludwig?«

Was ging ihn das eigentlich an?

»Was stört Sie daran?« fragte Marthe. »Ist Ludwig kein guter Vorname?«

»Doch, er ist nicht schlecht.«

»Ich finde es besser als Louis. Louis ... Louis ... Das klingt im Französischen ein bißchen lächerlich.«

Marthe knöpfte ihren Mantel zu.

»Ja«, sagte Marc. »Woher stammt Kehlweiler? Aus Paris?«

Was ging ihn das an, verdammt? Er brauchte die Alte nur gehen zu lassen, und fertig. Zusammen mit ihrem Mantel schien Marthe auch sich selbst zu verschließen.

»Aus Paris?« fing Marc wieder an.

»Vom Cher. Na und? Bis auf weiteres hat man doch wohl das Recht zu heißen, wie man will, oder?«

Marc nickte, irgend etwas entglitt ihm.

»Übrigens«, fuhr Marthe fort. »Was ist eigentlich Vandoosler?«

»Belgisch.«

»Na, also?«

Marthe ging hinaus und hob dabei kurz die Hand. Ein Zeichen, das wohl auch »Halt ein bißchen die Klappe« bedeuten sollte, wenn Marc sich nicht täuschte.

Marthe brummte vor sich hin, während sie die Treppe hinunterging. Zu neugierig, zu geschwätzig, dieser Typ, so wie sie. Na ja, wenn Ludwig ihm vertraute, war das seine Sache.

Etwas beunruhigt setzte sich Marc wieder. Daß Kehlweiler im Innenministerium gearbeitet hatte, o.k. Daß er fortfuhr, sich in alles einzumischen, und sich diese verrückte Archiviererei aufbürdete, schien ihm unzusammenhängend, ohne Sinn und Verstand. Große Worte erklären nicht alles. Hinter großen Worten verbergen sich häufig kleine, noch nicht erfolgte persönliche Abrechnungen, die manchmal gerecht, manchmal schäbig sind. Er hob den Blick zu den Regalen, wo sich die Archivschachteln drängten. Nein. Er hatte immer Wort gehalten, er war ein aufrichtiger Kerl, so aufrichtig, daß er alle mit seinem

Geschwätz eines Aufrichtigen ermüdete, er würde jetzt nicht anfangen zu schnüffeln. Er hatte nicht so viele gute Eigenschaften, daß er sich erlauben konnte, eine zu opfern.

8

Louis Kehlweiler hatte einen Teil der Nacht mit Nachdenken zugebracht. Am vergangenen Abend hatte er alle gezählt, die ihren Hund auf dem kleinen Platz neben Bank 102 ausführten. Mindestens zehn, ein höllisches Kommen und Gehen von pinkelnden Hunden und folgsamen Herrchen. Von halb elf bis Mitternacht hatte er die Gesichter beobachtet und sich Einzelheiten notiert, um sich zurechtzufinden, aber er sah keine Möglichkeit, wie er alle Spuren verfolgen sollte. Das konnte tagelang dauern. Ohne die Heerscharen zu berücksichtigen, die sicherlich vor halb elf vorbeikamen. Eine erdrückende Arbeit, aber es kam nicht in Frage, die Sache auf sich beruhen zu lassen. Eine Frau war vielleicht um die Ecke gebracht worden, er hatte es immer verstanden, Schmutz aufzuspüren, er kriegte es nicht fertig, etwas auf sich beruhen zu lassen.

Es war nicht nötig, die Besitzer der Vormittagshunde zu überwachen, das Baumgitter war sauber gewesen, als er die Bank am Donnerstag um zwei Uhr nachmittags verlassen hatte. Der Hund war danach gekommen. Und es gab mindestens eine Sache, auf die man sich verlassen konnte, das war die Regelmäßigkeit von Gassigängern. Immer zur selben Zeit und möglicherweise zwei Rundgänge, als Schleife. Was die Gewohnheiten des Hundes anging, so war die Sache heikler. Degeneriert, wie Stadthunde waren, wußten sie nicht mehr, wie man das eigene Territorium markiert, und setzten einfach irgendwas irgendwohin, aber natürlich auf der Strecke des Herrchens.

Es bestand also eine große Chance, daß der Hund erneut an diesem Baumgitter vorbeikam. Hunde lieben Baumgitter, noch mehr als Autoreifen. Aber selbst wenn es ihm gelänge, eine Gruppe von 25 Hundehaltern zu erfassen, wie sollte er es

anstellen, ihre Namen und Adressen herauszufinden, ohne einen ganzen Monat damit zu verbringen? Um so mehr, als er nicht mehr sehr gut für Beschattungen war. Mit seinem steifen Bein konnte er nicht mehr so schnell laufen und war leichter erkennbar. Seine Größe machte es nicht besser.

Er hätte Leute gebraucht, die ihm halfen, aber dafür hatte er keine Kohle mehr. Mit den Spesen des Ministeriums war es vorbei. Er war allein, also sollte er die Sache besser auf sich beruhen lassen. Es hatte ein Stückchen Knochen auf dem Baumgitter gelegen, er brauchte es nur zu vergessen.

Einen ganzen Teil der Nacht hatte er versucht, sich davon zu überzeugen, die Sache zu vergessen. Sollten sich doch die Bullen darum kümmern. Aber den Bullen war es schnurz. Als ob Hunde jeden Tag Zehen verschlingen würden, die sie danach irgendwo ausschieden. Kehlweiler zuckte mit den Achseln. Ohne Leiche oder Vermißtenmeldung würden sich die Bullen nicht in Bewegung setzen. Und ein kleiner abhanden gekommener Zeh ist keine Leiche. Das ist nur ein kleiner abhanden gekommener Zeh. Aber es kam nicht in Frage, die Sache auf sich beruhen zu lassen. Er sah auf die Uhr. Er hatte gerade noch Zeit, Vandoosler im Bunker zu erwischen.

Genau in dem Moment, als Marc Vandoosler das Büro verließ, rief Kehlweiler seinen Namen. Marc verkrampfte sich. Was wollte Kehlweiler an einem Samstag von ihm? Normalerweise kam er dienstags vorbei, um den Bericht der Woche abzuholen. Hatte die alte Marthe geredet? Ihm von seinen Fragen erzählt? Rasch spann sich Marc, der den Job nicht verlieren wollte, ein Netz von Verteidigungslügen. Für so etwas war er sehr begabt, sehr flink. Man muß sich schnell verteidigen können, wenn man ein schlechter Angreifer ist. Als Kehlweiler nahe genug war, um sein Gesicht zu erkennen, wurde Marc klar, daß er keinerlei Angriff zu parieren brauchte, und er entspannte sich. Später, am 1. Januar des nächsten Jahres zum Beispiel, würde er versuchen aufzuhören, sich ständig so aufzuregen. Oder im Jahr darauf,

jetzt kam es auch nicht mehr drauf an.

Marc hörte zu und antwortete. Ja, er habe Zeit, ja, einverstanden, er könne ihn eine halbe Stunde begleiten, worum es denn gehe?

Kehlweiler führte ihn zu einer Bank ganz in der Nähe. Marc hätte sich lieber ins Warme in ein Café gesetzt, aber dieser große Kerl schien eine betrübliche Vorliebe für Bänke zu haben.

»Sieh dir das an«, sagte Kehlweiler und zog ein zusammengeknülltes Stück Zeitung aus seiner Tasche. »Mach es vorsichtig auf, sieh es dir an und sag mir, was du davon hältst.«

Louis fragte sich, warum er diese Frage stellte, wo er doch sehr wohl wußte, was er von dem Knochen hielt. Sicherlich, um Marc von exakt demselben Punkt ausgehen zu lassen, von dem er selbst ausgegangen war. Dieser Sprößling von Vandoosler dem Älteren ließ ihn nicht los. Die Berichte, die er ihm geliefert hatte, waren hervorragend. Und in der Geschichte Simeonidis* vor einem halben Jahr, zwei ziemlich scheußliche Verbrechen, hatte er sich gut geschlagen. Aber Vandoosler hatte ihn gewarnt: Sein Neffe interessiere sich nur für das Mittelalter und für hoffnungslose Lieben. Er nannte ihn den heiligen Markus. Anscheinend war er auf seinem Gebiet sehr gut. Aber das konnte ja auch anderswo zu Ergebnissen führen, warum nicht? Louis hatte vor drei Tagen erfahren, daß Delacroix mutmaßlich der Sohn Talleyrands war, und diese Verbindung hatte ihm Vergnügen bereitet. Genie um Genie, Malerei oder Politik, Unvereinbares konnte sich verknüpfen.

»Und?« fragte Louis.

»Wo ist das gefunden worden?«

»In Paris, auf dem Baumgitter von Bank 102 auf der Place de la Contrescarpe. Was denkst du?«

»Auf den ersten Blick würde ich sagen, es ist ein Knochen, der

* Siehe *Die schöne Diva von Saint-Jacques*

aus einem Haufen Hundescheiße kommt.«

Kehlweiler richtete sich auf und sah Marc an. Ja, dieser Typ interessierte ihn.

»Nein?« fragte Marc. »Täusch ich mich?«

»Du täuschst dich nicht. Woher weißt du das? Hast du einen Hund?«

»Nein, ich habe einen Jäger und Sammler aus dem Paläolithikum. Er ist Prähistoriker und sehr darauf fixiert, man darf ihn mit dem Thema nicht nerven. Aber auch wenn er Prähistoriker ist und sehr fixiert, ist er ein Freund. Ich hab mich für seine Funde interessiert, denn im Grunde ist er sehr sensibel, ich will ihm nicht weh tun.«

»Ist das der, den dein Onkel den heiligen Lukas nennt?«

»Nein, das ist Lucien, er ist Historiker des Ersten Weltkriegs, sehr darauf fixiert. Wir sind drei in der Baracke, Mathias, Lucien und ich. Und Vandoosler der Ältere, der uns hartnäckig heiliger Matthäus, heiliger Lukas und heiliger Markus nennt, so daß man annehmen könnte, wir hätten eine Macke. Es fehlte nicht viel, und der Alte würde sich Gott nennen. Na ja, das sind die Dummheiten meines Onkels. Die von Mathias, dem Prähistoriker, sind andere. In den Abfällen aus seinen Grabungen waren so Knochen wie der da, mit lauter kleinen Löchern. Mathias sagt, das Komme von der Scheiße der prähistorischen Hyänen, man solle es bloß nicht mit der Nahrung der Jäger und Sammler verwechseln. Er hatte das alles auf dem Küchentisch ausgebreitet, bis Lucien sich aufgeregt hat, weil es mit seiner eigenen Nahrung durcheinanderkam, und Lucien liebt Essen. Na ja, die Baracke braucht dich nicht zu interessieren, aber da es auf den Baumgittern von Paris keine prähistorischen Hyänen gibt, denke ich, daß es von einem Hund stammen muß.«

Kehlweiler nickte. Er lächelte.

»Nur ...«, fuhr Marc fort, »was weiter? Hunde nagen

Knochen, das liegt in ihrer Natur, und dann kommt's in diesem porösen, durchlöcherten Zustand wieder heraus. Es sei denn ...«, fügte er nach kurzem Schweigen hinzu.

»Es sei denn«, wiederholte Kehlweiler. »Denn der da ist ein menschlicher Knochen, das letzte Glied von einem Zeh.«

»Sicher?«

»Sicher. Ich habe es im Naturkundemuseum von einem Mann bestätigen lassen, der sich auskennt. Der Zeh einer recht alten Frau.«

»Ja dann, natürlich ...«, sagte Marc nach neuerlichem Schweigen. »So was ist nicht gewöhnlich.«

»Das hat die Bullen nicht weiter irritiert. Der Kommissar des Viertels will nichts davon wissen, daß es sich um einen Knochen handelt, er hat so was noch nie gesehen. Ich gebe zu, daß das Stück in einem ungewöhnlichen Zustand ist und daß ich ihn in den Irrtum getrieben habe. Er vermutet, daß ich ihm eine Falle stelle, was stimmt, aber es ist nicht die, die er glaubt. Im Viertel ist niemand verschwunden, sie werden also wegen einem in Hundedreck verpackten Knochen keine Ermittlungen aufnehmen.«

»Und was denkst du darüber?«

Marc duzte jeden, der ihn duzte. Kehlweiler streckte seine langen Beine aus und verschränkte die Hände im Nacken.

»Ich denke, daß dieser Zehenknochen zu jemandem gehört, und ich bin mir nicht sicher, ob die Person am Ende des Knochens noch lebt. Ich lasse die Möglichkeit eines Unfalls beiseite, zu unwahrscheinlich. Es gibt die absurdesten Zufälle, aber so was dann doch nicht. Ich denke, daß der Hund sich mit größerer Sicherheit über eine Leiche hergemacht hat. Hunde sind Aasfresser, genau wie deine Hyänen. Lassen wir den Fall einer legalen Leiche, irgendwo in einem Haus oder einem Krankenhaus, beiseite. Es wäre unsinnig, sich das Eindringen des Hundes in die Leichenkammer vorzustellen.«

»Und wenn eine Alte allein mit ihrem Hund in ihrem Schlafzimmer gestorben ist?«

»Und wie soll der Hund da rausgekommen sein? Nein, unmöglich, die Leiche befindet sich draußen. Ein irgendwo vergessener oder irgendwo ermordeter Körper, Keller, Baustelle, unbebautes Gelände. In diesem Fall ist es vorstellbar, daß ein Hund vorbeikommt. Der Hund frißt, verdaut, scheidet aus, und der sintflutartige Regen von neulich nacht wäscht das ab.«

»Eine auf einem unbebauten Gelände vergessene Leiche bedeutet nicht unbedingt Mord.«

»Aber der Knochen kommt aus Paris, das ist es, was mich irritiert. Pariser Hunde schnüffeln nicht weit von ihrer Wohnung, und in der Stadt bleibt eine Leiche nicht lange unbemerkt. Man hätte sie bereits finden müssen. Ich habe Inspektor Lanquetot heute morgen noch einmal gesehen, noch immer nichts, nicht die geringste Leiche in der Hauptstadt. Auch keine Vermißtenmeldung. Und die Routineuntersuchungen in Folge von Sterbefällen Alleinstehender haben auch nichts Besonderes ergeben. Ich habe den Knochen Donnerstag abend gefunden. Das ist drei Tage her. Nein, Marc, das ist nicht normal.«

Marc fragte sich, warum Kehlweiler ihm das alles erzählte.

Er hatte übrigens nichts dagegen. Es war angenehm, Kehlweiler reden zu hören, er hatte eine ruhige, tiefe, die Nerven ausgesprochen beruhigende Stimme. Gut und schön, aber mit der Hundescheiße hatte er nichts zu schaffen. Allmählich wurde es wirklich kalt auf der Bank, aber er wagte nicht zu sagen: »Mir ist kalt, ich verziehe mich«. Er mummelte sich in seine Jacke.

»Ist dir kalt?« fragte Louis.

»Ein bißchen.«

»Mir auch. Es ist November, da kann man nichts machen.«

Doch, dachte Marc, man kann ins Bistrot gehen. Aber natürlich war es heikel, über solche Sachen in einem Café zu reden.

»Wir müssen noch abwarten«, bemerkte Kehlweiler. »Es gibt Leute, die trödeln acht Tage, bevor sie eine Vermisstenmeldung aufgeben.«

»Ja«, erwiderte Marc. »Aber was hast du damit zu schaffen?«

»Ich hab damit zu schaffen, daß ich das nicht normal finde, das sagte ich schon. Irgendwo gibt es einen dreckigen Mord, glaube ich. Dieser Knochen, diese Frau, dieser Mord, dieser Dreck stecken in meinem Kopf, und jetzt ist es zu spät, ich muß es wissen, ich muß es herausfinden.«

»Das ist ein Laster«, sagte Marc.

»Nein, das ist Kunst. Eine nicht zu unterdrückende Kunst, und zwar meine. Kennst du das nicht?«

Ja, Marc kannte das, aber beim Mittelalter, nicht bei einem Zehenknochen auf einem Baumgitter.

»Das ist meine«, wiederholte Kehlweiler. »Wenn acht Tage vergehen, und Paris nichts liefert, wird sich das Problem auf eigenartige Weise verschärfen.«

»Natürlich. Ein Hund kann reisen.«

»Ganz genau.«

Kehlweiler faltete seinen langen Körper zusammen und erhob sich dann. Marc sah ihn von unten an.

»Der Hund hat nachts Kilometer um Kilometer im Auto zurücklegen können!« bemerkte Kehlweiler. »Er hat in der Provinz einen Fuß fressen und ihn in Paris wieder ausscheiden können! Alles, was wir dank diesem Hund vermuten können, ist, daß es irgendwo eine Frauenleiche gibt, aber diese Leiche kann überall sein! Frankreich ist gar nicht so klein – wenn wir mal nur von Frankreich reden. Irgendwo ist eine Leiche, und man weiß nicht, wo man suchen soll ...«

»Verrückt, was man alles über einen Hundehaufen sagen kann«, murmelte Marc.

»Ist dir in den Regionalzeitungen nicht irgendwas aufgefallen? Morde? Unfälle?«

»Morde nicht. Unfälle wie gewöhnlich. Aber keine Geschichte mit Fuß, da bin ich mir sicher.«

»Mach weiter mit dem Sichten und achte auf diese Geschichte, mit Fuß oder ohne.«

»Gut«, sagte Marc und stand auf.

Er hatte den Job verstanden, er hatte eisige Finger, er wollte sich verziehen.

»Warte«, sagte Kehlweiler. »Ich brauche Hilfe, ich brauche einen Mann, der läuft. Ich bin durch mein Bein gebremst, ich kann diesen Knochen nicht ganz allein verfolgen. Wärst du damit einverstanden? Nur ein bißchen Hilfe für ein paar Tage. Aber ich hab nicht das Geld, dich zu bezahlen.«

»Was soll ich denn machen?«

»Die Stamm-Gassigänger von Bank 102 verfolgen. Die Namen notieren, die Adressen, die Reisen. Ich möchte nicht allzuviel Zeit verlieren – für den Fall, daß.«

Die Idee gefiel Marc ganz und gar nicht. Er hatte für seinen Onkel schon mal den Späher gespielt, das reichte völlig. Das war nichts für ihn.

»Mein Onkel sagt, du hättest Leute in Paris.«

»Das sind ortsgebundene. Bistrotwirte, Zeitungsverkäufer, Bullen, Typen, die sich nicht bewegen. Sie beobachten und informieren mich, wenn es notwendig ist, aber sie sind nicht beweglich, verstehst du? Ich brauche einen Mann, der läuft.«

»Ich laufe nicht. Ich kann nur auf Bäume klettern. Ich laufe dem Mittelalter hinterher, aber nicht den Leuten.«

Jetzt würde Kehlweiler sich aufregen, das wäre normal. Dieser Typ war noch bescheuerter als sein Onkel. Alle Künstler sind

bescheuert. Künstler, die sich in Malerei vertiefen, ins Mittelalter, in Bildhauerei, Kriminologie, alle bescheuert, er kannte sich da aus.

Aber Kehlweiler regte sich nicht auf. Er setzte sich langsam wieder auf die Bank.

»Einverstanden«, sagte er nur. »Vergiß es, es hat keine Bedeutung.«

Er beförderte das zusammengeknüllte Zeitungspapier wieder in seine Tasche.

Gut. Marc brauchte nur noch zu machen, was er wollte, ins Café gehen, sich aufwärmen, eine Kleinigkeit essen und in die Baracke zurückgehen. Er sagte Auf Wiedersehen und ging mit großen Schritten in Richtung Avenue davon.

Marc Vandoosler hatte auf der Straße ein Sandwich gegessen und war am frühen Nachmittag in sein Zimmer zurückgekehrt. Niemand in der Baracke. Lucien hielt irgendwo einen Vortrag über wer weiß welchen Aspekt des Ersten Weltkrieges, Mathias sortierte die Funde seiner Herbstgrabungen im Keller eines Museums, und Vandoosler der Ältere war sicher spazierengegangen. Der Pate mußte immer draußen sein, und Kälte störte ihn dabei nicht im geringsten.

Schade, Marc hätte ihm gern ein paar Fragen zu Louis Kehlweiler gestellt, zu seinen unverständlichen Treibjagden und seinen austauschbaren Vornamen. Einfach so. Es war ihm egal, aber es war einfach so. Na ja, das konnte auch warten.

Er saß gerade über einem Bündel burgundischer Akten, über Akten aus Saint-Amand en-Puisaye, um genau zu sein. Er hatte den Auftrag, ein Kapitel eines Buches über die Wirtschaft Burgunds im 13. Jahrhundert zu schreiben. Marc würde mit diesem verdammten Mittelalter weitermachen, bis er davon leben könnte, das hatte er sich geschworen. Nicht wirklich geschworen, er hatte es sich gesagt. Wie auch immer, jedenfalls war es das einzige, was ihm ein kleines bißchen Flügel verlieh, sagen wir zumindest ein paar Federn, das und die Frauen, in die er verliebt gewesen war. Heute waren sie alle verloren, selbst seine Frau, die ihn verlassen hatte. Er war sicher zu nervös, das schreckte sie ab. Wenn er genauso ruhig wirken würde wie Kehlweiler, hätte es vielleicht besser funktioniert. Auch wenn er Kehlweiler im Verdacht hatte, gar nicht so ruhig zu sein, wie es den Anschein hatte. Langsam, das bestimmt. Und auch wieder nicht. Von Zeit zu Zeit wandte er den anderen mit einer seltsamen Schnelligkeit den Kopf zu. Auf jeden Fall ruhig, aber nicht immer. Sein Gesicht verzerrte sich manchmal heftig, oder

die Augen blickten ins Leere, und daher war das alles nicht ganz so einfach. Wer hatte übrigens behauptet, es sei einfach? Niemand. Dieser Typ, der ausgehend von einem x-beliebigen Haufen Hundescheiße irgendwelche unwahrscheinlichen Mörder suchte, lief sicher ebensowenig rund wie alle anderen. Aber er vermittelte den Eindruck, ruhig zu sein, und sogar stark, und Marc hätte das auch gern gekonnt. Das müßte bei Frauen besser funktionieren. Schluß jetzt mit den Frauen. Schon seit Monaten war er allein, es war nicht nötig, ständig Salz in die Wunden zu streuen, Mist.

Also die Rechnungsbücher des Seigneurs von Saint-Amand. Er war jetzt bei den Einnahmen der Scheunen, Zahlenkolonnen aus den Jahren 1245 bis 1256, die erhalten geblieben waren, mit Lücken. Das war schon viel, ein vollständiges kleines Stück Burgund in der Mitte des 13. Jahrhunderts. Das heißt, bei Kehlweiler gab es auch noch sein Gesicht. Das zählt. Von nahem zog einen dieses Gesicht ganz sanft an. Eine Frau hätte besser sagen können, ob es die Augen, die Lippen, die Nase oder dieses in Verbindung mit jenem wäre, aber Ergebnis war, daß es aus der Nähe wirklich lohnte. Wenn er eine Frau gewesen wäre, wäre er damit einverstanden gewesen. Ja, aber er war ein Mann, also war das idiotisch, und er liebte nur Frauen, ebenfalls ziemlich idiotisch, weil die Frauen nicht den Eindruck machten, als können sie sich entschließen, nur ihn auf Erden zu lieben.

Mist. Marc stand auf, ging in die große Küche hinunter, die im November ziemlich eisig war, und machte sich einen Tee. Mit dem Tee würde er sich auf die Scheunen des Seigneurs von Puisaye konzentrieren können.

Nichts wies übrigens darauf hin, daß die Frauen auf Kehlweiler flogen. Denn von weitem gesehen merkte man gar nicht, daß er schön war, eigentlich überhaupt nicht, eher abweisend. Und es schien Marc, als sei Kehlweiler im Grunde ein einigermaßen einsamer Typ. Das wäre traurig. Aber es würde ihn trösten. Dann wäre er nicht der einzige, der nicht

fand, der es nicht schaffte, der bei diesen Liebesgeschichten immer wieder auf die Schnauze fiel. Es gibt nichts Schlimmeres als eine kaputte Liebe, um zu verhindern, daß man ordentlich an mittelalterliche Scheunen denkt. Das zerstört die Arbeit, ganz klar. Und die Liebe gibt es trotzdem, da braucht man nicht das Gegenteil zu beschwören. Im Augenblick liebte er niemanden, und niemand liebte ihn, so hatte er zumindest seine Ruhe, das mußte man nutzen.

Marc ging mit seinem Tablett zurück in den zweiten Stock. Er nahm wieder Bleistift und eine Lupe zur Hand, weil die Akten ziemlich schwer zu entziffern waren. Natürlich waren es Kopien, und das machte die Sache nicht besser. Im Jahr 1245 übrigens hätten sie sich nicht um einen Hundehaufen geschert, nicht einmal mit einem Knochen drin. Das heißt, so sicher war das nun auch nicht. 1245 war die Justiz schließlich wer. Und im Grunde ... doch ja, sie hätten sich damit beschäftigt, wenn sie gewußt hätten, daß das ein menschlicher Knochen war, wenn sie vermutet hätten, daß es einen Mord gegeben hatte. Natürlich hätten sie sich damit beschäftigt. Man hätte den Fall sogar der Feudalgerichtsbarkeit von Hugues übergeben, dem Seigneur von Saint-Amand en-Puisaye. Und was hätte Hugues getan?

O.k. gut, wie auch immer, das war nicht das Thema.

Kein einziger Hundehaufen war in den Scheunen des Seigneurs vermerkt, bringen wir nicht alles durcheinander. Draußen regnete es. Vielleicht saß Kehlweiler noch immer auf seiner Bank, seitdem er ihn vorhin dort verlassen hatte. Nein, er hatte die Bank sicher gewechselt und am Beobachtungspunkt 102 mit dem Baumgitter Platz genommen. Wirklich, er sollte dem Paten ein paar Fragen zu dem Typen stellen.

Marc transkribierte zehn Zeilen und trank einen Schluck Tee. Das Zimmer war nicht sehr warm, der Tee tat gut. Wenn er erst für die Bibliothek arbeiten würde, könnte er bald einen zweiten elektrischen Heizofen aufstellen. Außerdem war bei dem, was Kehlweiler ihm vorschlug, nichts zu gewinnen. Keinen Sou,

hatte er gesagt. Und er, Marc, mußte für Geld sorgen und konnte nicht den Mann spielen, der irgendwas hinterherrennt. Stimmt, Kehlweiler würde Mühe haben, ganz allein die Spur der Gassigänger zu verfolgen, schon gar mit seinem steifen Knie, aber das war seine Sache. Marcs Sache war es, den Seigneur von Saint-Amand en-Puisaye zu verfolgen, und das würde er tun. In drei Wochen war er gut vorangekommen, er hatte ein Viertel aller Pächter der Ländereien identifiziert. Bei der Arbeit war er immer sehr schnell gewesen. Außer natürlich, wenn er sie unterbrach. Kehlweiler hatte das übrigens bemerkt. Verdammter Kehlweiler, verdammte Frauen und verdammter Tee, der nach Staub schmeckte.

Es stimmte, vielleicht gab es irgendwo einen Mörder, einen Mörder, der nie gesucht würde. Wie viele andere auch, na und? Was ging ihn das an, wenn ein Kerl im Affekt eine Frau umgebracht hatte?

Mein Gott, dieser Schreiber der Rechnungsbücher von Saint-Amand hatte sich zwar Mühe gegeben, aber er hatte eine Handschrift wie ein Schwein. Wäre er Hugues gewesen, hätte er den Buchhalter gewechselt. Seine *os* und *as* waren nicht zu unterscheiden. Marc nahm die Lupe. Dieser Fall von Kehlweiler war nicht so wie der Fall mit Sophia Simeonidis. Um den hatte er sich damals gekümmert, weil er nicht anders konnte, weil sie seine Nachbarin gewesen war, weil er sie mochte und weil der Mord eine miese, vorsätzliche Sache gewesen war. Widerlich, er mochte nicht mehr daran denken. Gewiß, wenn hinter Kehlweilers Knöchelchen ein Verbrechen steckte, konnte auch das ein gemeiner und geplanter Mord sein. Kehlweiler dachte daran und wollte es wissen.

Ja, vielleicht, aber gut, das war dessen Job, nicht seiner. Hätte er Kehlweiler gebeten, ihm dabei zu helfen, die Rechnungsbücher der Lehnsherrschaft von Saint-Amand zu transkribieren, was hätte er dann geantwortet? Er hätte Scheiße geantwortet, und das wäre normal gewesen.

Aus, Schluß, vorbei, unmöglich, sich zu konzentrieren. Und all das wegen diesem Typen, seiner Geschichte mit dem Hund, dem Gitter, dem Mord, der Bank. Wenn der Pate dagewesen wäre, hätte er ihm klar und deutlich gesagt, was er über Louis Kehlweiler dachte. Da stellt man ihn für eine kleine Archivarbeit ein, die Sache artet aus, man zwingt ihn, noch sehr viel mehr zu machen. Obwohl, wenn man ehrlich sein wollte, zwang Kehlweiler ihn zu nichts. Er hatte etwas vorgeschlagen und war nicht beleidigt gewesen, als Marc abgelehnt hatte. Im Grunde hinderte ihn niemand daran, seine Untersuchung über die Scheunen von Saint-Amand fortzuführen, niemand.

Niemand außer dem Hund. Niemand außer dem Knochen. Niemand außer der Vorstellung von einer Frau am Ende des Knochens. Niemand außer der Vorstellung von einem Mord. Niemand außer dem Gesicht von Kehlweiler. Irgend etwas Überzeugendes in seinen Augen, etwas Direktes, Klares, auch Schmerzliches.

Nun ja, jeder hat sein Leid, und sein eigenes war dem von Kehlweiler gewiß ebenbürtig. Jedem sein Leid, jedem seine Suche, jedem seine Akten.

Sicher, als er sich in den Fall Simeonidis gestürzt hatte, hatte ihm das nicht geschadet. Man kann seine Suche und seine Akten mit denen der anderen mischen, ohne sich dabei aufzugeben. Ja, vielleicht, ganz sicher, aber es war nicht sein Job. Punkt, fertig.

Vor Wut ließ Marc seinen Stuhl umkippen, als er aufstand. Er schleuderte die Lupe auf den Papierstapel und schnappte seine Jacke. Eine halbe Stunde später betrat er den Archivbunker, und die alte Marthe war da, wie er gehofft hatte.

»Marthe, wissen Sie, wo Bank 102 ist?«

»Sind Sie berechtigt, das zu erfahren? Es sind nämlich nicht meine Bänke!«

»Mein Gott!« rief Marc. »Immerhin bin ich der Neffe von Vandoosler, und Kehlweiler läßt mich bei sich arbeiten. Also?

Reicht das nicht?«

»Schon gut, regen Sie sich nicht auf«, erwiderte Marthe. »Ich hab das gesagt, um zu spielen.«

Mit lauter Stimme erklärte sie ihm die Lage von Bank 102. Eine Viertelstunde später war Marc in Sichtweite des Baumgitters. Halb sieben, es war bereits dunkel. Vom Ende der Place de la Contrescarpe sah er, wie Kehlweiler auf der Bank saß. Vornübergebeugt, die Ellbogen auf den Knien, saß er und rauchte eine Zigarette. Marc beobachtete ihn ein paar Minuten. Seine wenigen Bewegungen waren langsam. Wieder war Marc unentschlossen, wußte nicht, war er Besiegter oder Sieger und sollte man überhaupt in solchen Kategorien denken. Er wich zurück. Er beobachtete Kehlweiler, wie er seine Zigarette ausdrückte, sich dann mit den Händen durchs Haar fuhr, ganz langsam, als ob er seinen Kopf sehr fest zusammenpressen würde. So hielt er ihn mehrere Sekunden lang, dann fielen beide Hände auf die Knie zurück, und er verharnte, den Blick zu Boden gerichtet. Dieser Ablauf von stillen Gesten brachte die Entscheidung. Marc ging zur Bank und setzte sich auf das äußerste Ende, die Stiefel von sich gestreckt. Ein, zwei Minuten lang sagte niemand ein Wort. Kehlweiler hatte den Kopf nicht wieder erhoben, aber Marc war sicher, daß er ihn erkannt hatte.

»Du weißt noch, daß es bei der Sache keinen Sou zu verdienen gibt?« fragte Kehlweiler schließlich.

»Weiß ich noch.«

»Vielleicht hast du anderes zu tun?«

»Das ganz bestimmt.«

»Ich auch.«

Es herrschte erneut Schweigen. Wenn man redete, entstanden kleine Wölkchen. Was konnte man hier nur frieren, verdammt.

»Du weißt noch, daß es vielleicht ein Unfall ist, ein Zusammentreffen mehrerer Umstände?«

»Ich weiß noch alles.«

»Sieh dir die Liste an. Ich habe schon zwölf Personen. Neun Männer, drei Frauen. Die zu kleinen und die zu großen Hunde lasse ich beiseite. Meinem Gefühl nach kam das von einem mittleren Hund.«

Marc ging die Liste durch. Kurze Beschreibung, Alter, Aussehen. Er las sie noch mehrmals.

»Ich bin müde und habe Hunger«, sagte Kehlweiler. »Könntest du mich für ein paar Stunden vertreten?«

Marc nickte und gab Kehlweiler die Liste zurück.

»Behalte sie, du wirst sie heute abend brauchen. Ich habe noch zwei Bier, willst du eins?«

Schweigend tranken sie das Bier.

»Siehst du den Kerl, der da kommt, da hinten, ein Stückchen weiter rechts? Nein, schau nicht so direkt hin, mehr von unten. Siehst du ihn?«

»Ja, und?«

»Dieser Typ ist böse, ein ehemaliger Folterer und wahrscheinlich noch mehr als das. Ein Ultrareaktionärer. Weißt du, wo er seit bald einer Woche hinget? Schau nicht hin, verdammt, steck deine Nase ins Bier.«

Marc gehorchte. Er hatte seine Augen auf den Hals der kleinen Flasche fixiert. Er fand es nicht leicht, von unten zu sehen, bei Dunkelheit schon gar nicht. Eigentlich sah er gar nichts. Er hörte Kehlweilers Stimme, die über seinem Kopf flüsterte.

»Er geht in den zweiten Stock des Gebäudes gegenüber. In dem wohnt der Neffe eines Abgeordneten, der seinen Weg macht. Und ich würde gerne wissen, mit wem er seinen Weg macht und ob der Abgeordnete Bescheid weiß.«

»Ich dachte, es ginge um eine Geschichte mit Hundescheiße«, pustete Marc in seine Flasche.

Wenn man in eine Flasche pustet, gibt das fabelhafte

Geräusche. Fast wie der Wind über dem Meer.

»Das ist eine andere Geschichte. Den Abgeordneten überlasse ich Vincent. Er ist Journalist, er wird das sehr gut machen. Vincent sitzt auf der anderen Bank, da hinten, der Typ, der aussieht, als ob er schläft.«

»Ich seh ihn.«

»Du kannst den Kopf wieder heben, der Ultra ist hochgegangen. Aber bleib natürlich. Diese Typen sehen aus den Fenstern.«

»Da ist ein Hund«, sagte Marc. »Ein mittelgroßer Hund.«

»Sehr gut, schreib auf, er kommt zu uns. 18 Uhr 47, Bank 102. Frau, etwa vierzig, braunes, glattes, halblanges Haar, groß, etwas mager, nicht sehr hübsch, gut gekleidet, recht wohlhabend, blauer, fast neuer Mantel, Hosen. Kommt aus der Rue Descartes. Hör auf zu schreiben, der Hund kommt angetanzt.«

Marc trank einen Schluck Bier, während der Hund sich um den Baum zu schafften machte. Noch ein Stückchen weiter, und er würde ihm im Dunkeln auf die Füße pinkeln. Die Pariser Hunde hatten wirklich keinen Sinn für gar nichts mehr. Die Frau wartete geduldig, mit vagem Blick.

»Schreib auf«, fuhr Kehlweiler fort. »Rückweg, selbe Richtung. Mittelgroßer Hund, Cockerspaniel, alt, müde, hinkt.«

Kehlweiler trank seine Flasche in einem Zug leer.

»So«, sagte er, »genau so machst du das. Ich komm später wieder vorbei. Ist das o.k.? Frierst du auch nicht? Du kannst von Zeit zu Zeit ins Café. Von der Bar aus sieht man, was vorbeikommt. Aber stürz dich nicht auf die Bank wie ein Irrer, mach langsam, wie wenn du hier deinen Bierrausch ausschlafen oder auf eine Frau warten würdest, die nie kommt.«

»Das kenne ich.«

»In zwei Tagen haben wir dann die Liste mit den

Stammbesuchern des Platzes. Danach teilen wir uns die Beschattungsgänge auf, um herauszufinden, wer sie sind und woher sie kommen.«

»Einverstanden. Was hast du da in der Hand?«

»Das ist meine Kröte. Ich befeuchte sie ein bißchen.«

Marc biß die Zähne zusammen. O.k. dieser Typ war beknackt. Und er hatte sich auf ihn eingelassen.

»Du magst keine Kröten, nicht? Sie tut niemandem was zuleide, wir reden miteinander, das ist alles. Bufo – sie heißt Bufo – hör mir genau zu: Der Mann, mit dem ich rede, heißt Marc. Er ist ein Sprößling von Vandoosler. Und die Sprößlinge von Vandoosler sind unsere Sprößlinge. Er wird die Köter an unserer Stelle überwachen, während wir essen gehen. Hast du kapiert?«

Kehlweiler hob den Blick zu Marc.

»Man muß ihr alles erklären. Sie ist ziemlich blöd.«

Kehlweiler lächelte und steckte Bufo in seine Tasche zurück.

»Guck nicht so. Eine Kröte ist sehr nützlich. Man ist gezwungen, die Welt in extremer Weise zu vereinfachen, um sich verständlich zu machen, und das ist manchmal erleichternd.«

Kehlweiler lächelte noch stärker. Er hatte eine besondere, ansteckende Art des Lächelns. Marc lächelte. Er würde sich von einer Kröte nicht verunsichern lassen. Was macht man für einen Eindruck in der Welt, wenn man vor einer Kröte Schiß hat? Den eines Idioten. Marc hatte große Angst, Kröten anzufassen, o.k., aber er hatte auch große Angst, den Eindruck eines Idioten zu erwecken.

»Kann ich im Gegenzug etwas wissen?« fragte Marc.

»Frag nur.«

»Warum nennt Marthe dich Ludwig?«

Kehlweiler nahm seine Kröte wieder heraus.

»Bufo«, sagte er. »Der Sprößling von Vandoosler wird noch nerviger sein als gedacht. Was hältst du davon?«

»Du mußt nicht antworten«, bemerkte Marc matt.

»Du bist von der Art deines Onkels, du verstellst dich, aber du willst alles wissen. Man hatte mir allerdings zu verstehen gegeben, daß das Mittelalter dir ausreichen würde.«

»Nicht ganz, nicht immer.«

»Das hat mich auch gewundert. Ludwig ist mein Name. Louis, Ludwig, der eine oder der andere, so ist das, du kannst dir einen aussuchen. Das war schon immer so.«

Marc sah Kehlweiler an. Kehlweiler streichelte Bufos Kopf. Eine Kröte ist häßlich. Und außerdem noch dick.

»Was fragst du dich, Marc? Wie alt ich bin? Rechnest du?«

»Natürlich.«

»Versuch's nicht, ich bin fünfzig.«

Kehlweiler stand auf.

»Hast du's jetzt?« fragte er. »Hast du nachgerechnet?«

»Ich hab's.«

»Geboren März 1945, kurz vor Ende des Krieges.«

Marc drehte seine kleine Bierflasche in den Händen, die Augen zu Boden gerichtet.

»Was ist deine Mutter? Französin?« fragte er in gleichgültigem Tonfall.

Gleichzeitig dachte er: Es reicht, laß ihn in Ruhe, was geht dich das an?

»Ja, ich habe immer hier gelebt.«

Marc nickte. Er drehte und drehte die kleine Flasche zwischen den Handballen, während er starr auf den Bürgersteig sah.

»Bist du Elsässer? Ist dein Vater Elsässer?«

»Marc«, seufzte Kehlweiler, »mach dich nicht dümmer, als du

bist. Man nennt mich ›den Deutschen‹. Genügt dir das? Jetzt sammle dich wieder, da kommt ein Hund.«

Kehlweiler ging, und Marc nahm Liste und Bleistift. »Mittelgroßer Hund, ich weiß nicht, welche Rasse, ich habe keine Ahnung von Hunden, sie nerven mich, schwarz, mit weißen Flecken, Bastard. Mann, etwa sechzig, schütteres Haar, dicke Ohren, von der Arbeit abgestumpft, sieht aus wie ein Kretin, nein, nicht wie ein Kretin, kommt aus der Rue Blainville, ohne Krawatte, schleppender Gang, brauner Mantel, schwarzer Schal, der Hund macht seinen Kram, drei Meter vom Baumgitter entfernt, eigentlich ist es eine Hündin, geht weiter in die andere Richtung, nein, betritt das Café, ich warte, bis er wieder rauskommt, ich werde nachsehen, was er trinkt, ich gehe auch was trinken.«

Marc stellte sich an die Theke. Der Mann mit dem mittelgroßen Hund trank einen Ricard. Er redete über dies und das, nichts Denkwürdiges, aber immerhin, Marc schrieb auf. Wenn man schon irgendwas x-beliebiges macht, dann wenigstens richtig. Kehlweiler wäre zufrieden, er würde alle kleinen Einzelheiten bekommen. »Der Deutsche« ... geboren 1945, französische Mutter, deutscher Vater. Er hatte es wissen wollen, nun, jetzt wußte er es. Nicht alles, aber er würde Louis nicht quälen, um die Fortsetzung zu erfahren, er würde nicht fragen, ob sein Vater Nazi gewesen sei, ob sein Vater umgebracht worden oder aber zurückgegangen sei über den Rhein, nicht fragen, ob seine Mutter bei der Befreiung geschoren worden sei, er würde keine Fragen mehr stellen. Die Haare sind wieder gewachsen, das Kind ist großgeworden, er würde nicht fragen, warum sich die Mutter an den Wehrmachtsoldaten gebunden hatte. Er würde keine Fragen mehr stellen. Das Kind ist großgeworden, es trägt den Namen des Soldaten. Und seitdem rennt es. Marc fuhr sich mit dem Stift über die Hand, das kitzelte. Warum mußte er ihn derart nerven? Sicher nervten ihn alle damit, und er hatte sich verhalten wie

alle, nicht besser. Bloß kein Wort davon zu Lucien. Lucien wühlte zwar nur im Ersten Weltkrieg, aber immerhin.

Jetzt wußte er Bescheid, und er wußte nicht mehr, was er mit dem, was er wußte, tun sollte. Gut, fünfzig Jahre, das war vorbei, beendet. Für Kehlweiler natürlich würde nie irgend etwas beendet sein. Das erklärte manches, seine Arbeit, seinen Hang zu Verfolgungen, seine ständige Bewegung, seine Kunst vielleicht.

Marc nahm seinen Platz auf der Bank wieder ein. Seltsamerweise hatte sein Onkel ihm nichts von all dem erzählt. Sein Onkel war geschwätzig, was Lappalien anging, und verschwiegen bei den wichtigen Dingen. Er hatte nicht gesagt, daß man Kehlweiler »den Deutschen« nannte, er hatte gesagt, er komme von nirgendwo.

Marc nahm seinen Zettel mit der Hundebeschriftung und radierte sorgfältig das Wort »Bastard« aus. Einfach so, das war besser. Wenn man nicht aufpaßt, schreibt man lauter Mist.

Gegen halb zwölf kam Kehlweiler auf den Platz zurück. Marc war vier Bier trinken gewesen und hatte vier mittelgroße Hunde registriert. Er sah, wie Kehlweiler zunächst den Journalisten wachrüttelte, der auf der anderen Bank vor sich hin döste, Vincent, der Beauftragte für den ultrareaktionären Folterer. Natürlich, es ist ja schicker, einen Folterer zu überwachen als einen Haufen Hundescheiße. Also fing Kehlweiler bei Vincent an, und er, der auf der 102 erfror, konnte verrecken. Er sah, wie sie sich eine ganze Weile unterhielten. Marc fühlte sich gekränkt. Kaum, nur eine Verstimmung, die sich in dumpfe Irritation verwandelte, ganz normal. Kehlweiler kam, um seine Bänke zu inspizieren, wie ein Lehnsherr, der seine Ländereien und seine Leibeigenen besichtigt. Für wen hielt sich dieser Typ? Für Hugues de Saint-Amand en-Puisaye? Seine dunkle, tragische Ankunft in der Welt hatte ihn größenwahnsinnig gemacht, das war's, und Marc, der sich beim ersten Anflug eines Gefühls von Knechtschaft aufregte, wie immer sie aussah und

woher sie auch kommen mochte, hatte nicht die Absicht, sich in die Abhängigkeit von Kehlweilers großer Heerschar zu begeben. Sollte der Sohn des Zweiten Weltkriegs doch allein zurechtkommen.

Dann ließ Kehlweiler Vincent laufen, der schlaftrunken durch die Straßen verschwand, und bewegte sich auf Bank 102 zu. Marc, der nicht vergaß, daß er fünf Bier gezischt hatte und sich dessen bewußt sein mußte, spürte, wie seine leichte Wut zu diskretem nächtlichem Schmollen mutierte und sich dann in Gleichgültigkeit verlor. Kehlweiler setzte sich neben ihn, er hatte wieder dieses seltsame unebenmäßige und kontaktfreudige Lächeln.

»Du hast heute abend ganz schön getrunken«, sagte er.

»Das ist das Problem in den Wintermonaten, wenn man mit dem Hintern auf einer Bank sitzt.«

Was ging ihn das an? Kehlweiler amüsierte sich mit Bufo und war natürlich, so dachte Marc, meilenweit davon entfernt zu vermuten, daß er wieder mal abhauen und diese erbärmlichen Parkbankuntersuchungen sein lassen wollte, Kunst hin, Kunst her.

»Könntest du Bufo mal kurz halten? Ich suche meine Zigaretten.«

»Nein. Die Kröte ekelt mich.«

»Mach dir nichts draus«, sagte Kehlweiler, an Bufo gewandt. »Er weiß es nicht besser. Du mußt dir keine Sorgen machen. Bleib einfach ruhig auf der Bank, ich suche meine Kippen. Also? Gab es weitere Hunde?«

»Insgesamt vier. Steht alles da drauf. Vier Hunde, vier Bier.«

»Und jetzt willst du dich verziehen?«

Kehlweiler zündete seine Zigarette an und reichte Marc das Päckchen.

»Fühlst du dich in die Enge getrieben? Hast du den Eindruck

zu gehorchen, aber gehorchst nicht gern? Ich auch nicht. Aber ich habe dir keine Befehle erteilt, oder?«

»Nein.«

»Du bist ganz von allein gekommen, Vandoosler der Jüngere, und kannst ganz allein wieder gehen. Zeig mir deine Liste.«

Marc sah ihm zu, wie er die Notizen überflog, erneut mit sehr ernsthaftem Gesicht. Er wandte ihm das Profil zu, die Hakennase, die zusammengepreßten Lippen, schwarze Strähnen, die ihm in die Stirn fielen. Es war sehr leicht, sich gegen Kehlweiler im Profil aufzuregen. Sehr viel weniger leicht von vorn.

»Morgen brauchen wir nicht zu kommen«, sagt Kehlweiler. »Am Sonntag brechen die Leute mit ihren Gewohnheiten, sie führen ihre Hunde ohne Sinn und Verstand aus und, schlimmer noch, wir würden auch noch an Spaziergänger geraten, die nicht aus dem Viertel sind. Das würde Verwirrung stiften unter unseren Hunden. Wir machen Montag nachmittag weiter, wenn du magst, und fangen Dienstag mit den Beschattungen an. Kommst du Montag früh zum Aktenordnen?«

»Es hat sich nichts geändert.«

»Achte ganz besonders auf Unfälle und Morde jeder Art, abgesehen von allem anderen.«

Sie verabschiedeten sich mit einer flüchtigen Geste. Marc ging mit langsamen Schritten nach Hause, von seinen Bieren und dem konfusen Hin und Her seiner Entscheidungen und Gegenentscheidungen ein wenig ermüdet.

So ging es bis zum folgenden Samstag. Zwischen Bank und Bier, Hund und Beschattung, zwischen Artikelausschneiden und Entziffern der Rechnungsbücher von Saint-Amand stellte sich Marc nicht mehr allzu viele Fragen über die Berechtigung seiner Handlungen. Er war in die Sache mit dem Baumgitter verstrickt

und sah keine Möglichkeit mehr, da herauszukommen. Die Geschichte interessierte ihn, Hund für Hund, er wollte nun auch verstehen. Mit dem verschlossenen Profil von Kehlweiler kam er zu Rande, und wenn er genug hatte, sorgte er dafür, daß er ihn von vorn zu sehen bekam.

Von Dienstag bis Donnerstag bat er Mathias um Hilfe, der seine Tugenden als barfüßiger prähistorischer Jäger und Sammler in den Dienst hervorragender zeitgenössischer Beschattungen stellen konnte. Lucien dagegen war zu lärmig für derlei Arbeiten. Er mußte sich immer zu allem und jedem laut und kräftig artikulieren, und vor allem scheute sich Marc, ihn mit einem Deutsch-Franzosen zusammenzubringen, der im tragischen Chaos des Zweiten Weltkriegs geboren worden war. Lucien hätte sofort wie ein Besessener eine historische Untersuchung begonnen, hatte die väterliche Vergangenheit Kehlweilers aufgestöbert, bis er auf die Überreste des Ersten Weltkriegs gestoßen wäre, und das wäre sehr bald die Hölle geworden.

Donnerstag abend hatte Marc Mathias gefragt, was er über Kehlweiler denke, weil er noch immer mißtrauisch war und die Empfehlung seines Onkels ihn nicht beruhigte. Sein Onkel hatte recht eigene Ansichten über die Verkommenen dieser Welt, und solche konnte man unter seinen besten Freunden finden. Sein Onkel hatte einem Mörder zur Flucht verholfen, das wußte er, und das war auch der Grund gewesen, weshalb man ihn bei den Bullen rausgeworfen hatte. Aber Mathias hatte dreimal genickt, und Marc, der großen Respekt vor Mathias' schweigsamen Einschätzungen hatte, war getröstet. Es kam selten vor, daß der heilige Matthäus sich über jemanden täuschte, sagte Vandoosler der Ältere.

10

Am Samstag vormittag war Marc zum Arbeiten in Kehlweilers Bunker. Er hatte wie immer ausgeschnitten und geordnet und das Aktuellste in den vermischten Nachrichten gesichtet, aber, von den üblichen Unfällen abgesehen, nichts Besonderes bemerkt und nicht die Spur eines Fußes entdeckt. Er hatte archiviert, dafür wurde er ja bezahlt, aber offen gestanden war es an der Zeit, daß diese Treibjagd von Bank 102 zu einem Ende führte, und sei es auch ins Nichts. Er hatte sich an die Gegenwart der alten Marthe in seinem Rücken gewöhnt. Manchmal ging sie raus, manchmal blieb sie und las schweigend oder vertiefte sich hartnäckig in ein Kreuzworträtsel. Gegen elf Uhr machten sie sich einen Kaffee, dann nutzte sie die Gelegenheit, das Schweigen zu brechen und ein bißchen zu schwatzen. Auch sie hatte anscheinend Informationen für Ludwig gesammelt. Aber sie sagte, sie würde inzwischen die Bänke verwechseln, zum Beispiel die 102 mit der 107, und sei nicht mehr so erfolgreich wie früher, und das mache sie manchmal trübsinnig.

»Da kommt Ludwig«, sagte Marthe.

»Woher weißt du das?«

»Ich erkenne seinen Gang im Hof, er zieht das Bein nach. Zehn nach elf, das ist nicht seine Zeit. Das liegt an dem Hund, der macht ihn wahnsinnig. Es ist kein Ende abzusehen, alle sind es leid.«

»Wir haben umfassende Berichte erstellt. 23 Hunde mit ihren Herrchen, alles friedliche Leute und nichts dabei herauszuholen. Hat er immer so gearbeitet, auf der Grundlage von nichts? Über einen x-beliebigen Dreck?«

»Immer auf irgendeiner Fährte«, erwiderte Marthe. »Aber

Vorsicht, er ist ein Seher. Damit hat er sich da oben einen Namen gemacht. Den Dreck zu finden ist Ludwigs Berufung, sein Schicksal, seine Neigung.«

»Gibt's was, was ihn hindern kann, die Leute zu nerven?«

»Aber ganz bestimmt. Schlaf, Frauen, Kriege. Das ist schon 'ne ganze Menge, wenn du mal drüber nachdenkst. Wenn er schlafen oder sich Nudeln kochen will, kannst du nichts aus ihm herausholen, dann ist ihm alles egal. Dasselbe mit den Frauen. Wenn es mit der Liebe nicht läuft, dreht er sich im Kreis, dann ist ihm alles egal. Und ich wundre mich, daß er soviel arbeitet, denn was das angeht, geht es ihm Augenblick gar nicht gut.«

»Aha«, bemerkte Marc befriedigt. »Und die Kriege?«

»Also mit den Kriegen ist es noch mal was anderes. Das ist der Gipfel. Wenn es ihn überkommt und er daran denken muß, hindert ihn das am Schlafen, am Essen, am Lieben und am Arbeiten. Kriege sind etwas, was überhaupt nicht gut für ihn ist.«

Marthe schüttelte den Kopf, während sie in ihrem Kaffee rührte. Marc mochte sie mittlerweile. Sie herrschte ihn ständig an, als wäre er ihr Kind, dabei war er doch immerhin sechsunddreißig, oder als hätte sie ihn aufgezogen. Sie sagte: »Einer alten Nutte wie mir wirst du nichts erzählen wollen, ich kenn mich aus mit Männern.« Das sagte sie ständig. Marc hatte ihr Mathias gezeigt, und sie hatte gesagt, das sei ein guter Kerl, ein bißchen unzivilisiert, aber gut, sie kenne sich aus mit Männern.

»Du hast dich getäuscht«, sagte Marc und setzte sich wieder an seinen Schreibtisch. »Das war nicht Louis.«

»Sei still, du hast keine Ahnung. Er unterhält sich unten mit dem Maler, das ist alles.«

»Ich weiß, warum du ihn Ludwig nennst. Ich habe ihn gefragt.«

»Na, da bist du ja jetzt ein gehöriges Stückchen weiter.«

Marthe stieß verächtlich den Rauch aus.

»Aber mach dir keine Sorgen, er wird sie schon finden, verlaß dich drauf«, fügte sie brummend hinzu, während sie mit der Zeitung raschelte.

Marc insistierte nicht weiter, außerdem war das kein Thema, das Marthe angenehm war. Er hatte ihr nur sagen wollen, daß er es wußte, weiter nichts.

Kehlweiler trat ein und bedeutete Marc, mit dem Archivieren aufzuhören. Er zog einen Schemel zu sich heran und setzte sich ihm gegenüber.

»Lanquetot, der zuständige Inspektor, hat mir heute morgen die letzten Informationen über das Viertel und die 19 anderen Arrondissements gegeben: nichts in Paris, Marc, nichts. Auch nichts in der Banlieue, das hat er ebenfalls überprüft. Keine vergessene Leiche, kein übersehener Toter, keine Vermisstenmeldung, niemand, der abgehauen wäre. Es ist jetzt zehn Tage her, daß der Hund uns das auf dem Baumgitter abgelegt hat. Also ...«

Louis machte eine Pause, tastete die noch lauwarme Kaffeekanne ab und schenkte sich eine Tasse ein.

»Also hat der Hund das von woanders, von weiter her mitgebracht. Das ist sicher. Irgendwo gibt es eine Leiche, die ans Ende unseres Knochens gehört, und ich will wissen wo, in welchem Zustand auch immer.«

Ja, vielleicht, dachte Marc, aber mit der ganzen Provinz am Hals und, warum nicht, dem ganzen Planeten, wo man schon mal dabei war, hatten die Rechnungsbücher des Seigneurs von Puisaye keine große Chance, voranzukommen. Kehlweiler würde sich bis zum Ende in die Sache verbeißen, Marc verstand jetzt besser, warum er sich diese Art Aufgaben aufhalste, er aber mußte da raus.

»Marc«, fuhr Kehlweiler fort, »unter unseren 23 Hunden muß mindestens einer sein, der mobil ist und Paris verlassen hat. Schau deine Zettel an. Wer war unter der Woche weg, am Donnerstag oder Mittwoch? Ist ein Mann oder eine Frau vermerkt worden, der oder die verweist war?«

Marc kramte in seinen Aufzeichnungen. Friedliche Leute, alles nur friedliche Leute. Er hatte Kehlweilers Notizen, seine eigenen und die von Mathias. Er hatte das alles noch nicht geordnet.

»Schau langsam, nimm dir Zeit.«

»Willst du's nicht selber durchsehen?«

»Ich bin müde. Ich bin im Morgengrauen aufgestanden, um zehn, um Lanquetot zu sehen. Ich bin zu nichts zu gebrauchen, wenn ich müde bin.«

»Trink deinen Kaffee«, sagte Marthe.

»Es gibt hier einen«, bemerkte Marc. »Einen Typen, um den sich der Jäger und Sammler gekümmert hat.«

»Der Jäger und Sammler?«

»Mathias«, präziserte Marc. »Du hast es mir erlaubt.«

»Verstanden«, sagte Louis. »Was hat dein Sammler gejagt?«

»Normalerweise den Auerochs, in diesem Fall aber einen Mann.«

Marc überflog noch einmal den Zettel.

»Ein Mann, der einmal pro Woche, freitags, an der Technischen Hochschule unterrichtet. Er kommt Donnerstagabend in Paris an und fährt Samstagmorgen im Morgengrauen wieder zurück. Wenn Mathias vom Morgengrauen spricht, ist es wirklich Morgengrauen.«

»Wohin fährt er wieder zurück?« fragte Kehlweiler.

»Ans äußerste Ende der Bretagne, nach Port-Nicolas, in der Nähe von Quimper. Dort wohnt er.«

Kehlweiler verzog leicht das Gesicht, streckte die Hand aus und nahm sich den Zettel, den Mathias geschrieben hatte. Er las ihn äußerst konzentriert mehrfach hintereinander.

»Jetzt hat er wieder sein Deutschengesicht«, flüsterte Marthe Marc ins Ohr. »Das wird was geben.«

»Marthe«, sagte Louis, ohne den Blick zu heben, »du wirst nie anständig flüstern.«

Er stand auf und zog einen schweren hölzernen Karteikasten aus den Regalen, der das Etikett O-P trug.

»Hast du eine Karteikarte über Port-Nicolas?« fragte Marc.

»Ja. Sag mal, Marc, wie hat dein Jäger und Sammler es angestellt, das alles herauszufinden? Ist er Spezialist?«

Marc zuckte mit den Schultern.

»Mathias ist ein besonderer Fall. Er sagt praktisch nichts. Und dann sagt er ›Rede!‹, und die Leute reden. Ich habe gesehen, wie er das gemacht hat, das ist kein Witz. Und er verwendet keinen Trick, ich habe mich informiert.«

»Was denkst denn du«, sagte Marthe.

»Auf jeden Fall funktioniert es. Leider nicht in der andern Richtung. Wenn er ›Halt die Klappe‹ zu Lucien sagt, funktioniert es nicht. Ich vermute, daß er mit dem Typen geredet hat, während der Hund seinen Hundebeschäftigungen nachging.«

»Keine weiteren Reisenden?«

»Doch. Noch ein Mann, der zwei Tage in der Woche in Rouen verbringt, anscheinend zwei Familien.«

»Also?«

»Also, wenn man sich die vergangenen vierzehn Tage in *Ouest-France* und im *Courrier de l'Eure* ansieht«, sagte Marc, »was sieht man dann?«

Louis lächelte und schenkte sich Kaffee nach. Er brauchte

Marc jetzt nur noch reden zu lassen.

»Nun, was sieht man dann?« wiederholte Marc.

Er nahm sich wieder seine Ordner vor und überflog rasch die Nachrichten aus dem Departement Finistère Sud und der Haute-Normandie.

»Im Departement Eure ein LKW-Fahrer, der nachts gegen eine Mauer gerast ist, Mittwoch, vor elf Tagen, viel Alkohol im Blut, und im Finistère eine alte Dame, die am Donnerstag oder Freitag morgen auf einem steinigen Strandstreifen verunglückt ist. Keine Geschichte mit Zehen, wie du dir denken kannst.«

»Gib mir deine Ausschnitte.«

Marc gab sie ihm und kreuzte befriedigt seine Beine auf dem Tisch. Er gab Marthe ein aufmunterndes Zeichen. Schluß mit Hunden, man würde nun zu anderen Dingen übergehen. Auf Dauer ist es deprimierend, unaufhörlich von Hundescheiße zu reden, es gibt anderes im Leben.

Louis legte die Ausschnitte wieder zurück, dann wusch er die Kaffeetassen in dem kleinen Waschbecken ab. Anschließend suchte er ein sauberes Tuch, um sie abzutrocknen, und stellte sie auf das Regal zwischen zwei Akten. Marthe räumte die Kaffeedose weg, nahm wieder ihr Buch und machte es sich auf dem kleinen Bett bequem. Louis setzte sich neben sie.

»Na bitte«, sagte er.

»Wenn es dir hilft, kann ich auf Bufo aufpassen.«

»Nein, ich nehme sie lieber mit. Das ist lieb von dir.«

Marc nahm plötzlich die Beine vom Tisch und stellte seine Stiefel auf den Boden. Was hatte Louis gesagt? Die Kröte mitnehmen? Er drehte sich nicht um, er hatte sich geirrt, er hatte nichts gehört.

»Hat sie schon mal Seeluft geschnuppert?« fragte Marthe. »Es gibt welche, die vertragen das nicht.«

»Bufo fühlt sich überall wohl, mach dir wegen ihr keine

Sorgen. Warum denkst du, es sei im Finistère?»

»Hinter einem betrunkenen LKW-Fahrer im Departement Eure kann sich nicht viel verbergen. Die Alte auf den Felsen dagegen – da kann man sich einiges fragen, und außerdem ist es eine Frau. Was ist mit deiner Nase?»

»Ich habe mich gestoßen, als ich heute morgen aufgestanden bin, ich hab die Tür nicht gesehen, es war im Morgengrauen.«

»Du kannst froh sein, daß du eine Nase hast, das schützt die Augen.«

Verdammt noch mal! Würden die noch lange so weitermachen? Marc preßte seine Hände auf die Oberschenkel, krümmte den Rücken, der Reflex eines Mannes, der nicht bemerkt werden will. Kehlweiler würde in die Bretagne fahren, was war das für ein Quatsch? Und Marthe schien das ganz normal zu finden. Hatte er das immer so gemacht in seinem Leben? Nachsehen? Wegen der geringsten Kleinigkeit? Wegen eines Drecks?

Marc sah auf die Uhr. Fast zwölf, es war Zeit, er konnte sich verziehen, als sei nichts, bevor Kehlweiler ihn als »Mann, der rennt« für seine Jagd nach dem Nichts verpflichtete. Mit so einem Typen, der von der Sinnlosigkeit besessen war, seitdem der Zweite Weltkrieg ihn zur Welt gebracht und die Justiz ihn arbeitslos gemacht hatte, lief man Gefahr, ganz Frankreich auf der Suche nach dem Nichts zu durchqueren. Marc meinte mit verlorenen Illusionen ausreichend versorgt zu sein und hatte nicht die Absicht, auch noch die von Kehlweiler zu übernehmen.

Louis sah sich seine Nase in einem kleinen Taschenspiegel an, den Marthe ihm hinhielt. Sehr gut. Marc schloß unauffällig die Ordner, knöpfte seine Jacke zu, grüßte alle. Kehlweiler antwortete mit einem Lächeln, und Marc ging hinaus. Als er auf der Straße war, dachte er, das beste sei, woandershin als in die Baracke zu gehen, um zu arbeiten. Er wollte Zeit haben, Gegenargumente vorzubereiten, bevor Kehlweiler wiederkam,

um ihn auch noch für die Weiten der bretonischen Provinz zu rekrutieren. So ging er nur auf einen Sprung in sein Zimmer, um mitzunehmen, was er brauchte, um sich bis zum Abend in einem Bistrot zu beschäftigen. Er stopfte eine alte Aktentasche mit Rechnungsbüchern von Saint-Amand voll und lief eilig die Treppe hinunter, als sein Onkel sie gerade ruhigen Schrittes heraufkam.

»Salut«, sagte Vandoosler der Ältere. »Man könnte meinen, dir seien die Bullen auf den Fersen.«

Sah man das so deutlich? Später würde er üben, sich nicht aufzuregen, oder, falls das nicht klappen würde, womit zu rechnen war, sich aufzuregen, ohne daß es bemerkt würde.

»Ich geh ein bißchen weiter weg zum Arbeiten. Wenn dein Kehlweiler aufkreuzt, weißt du nicht, wo ich bin.«

»Grund?«

»Der Kerl ist verrückt. Ich habe nichts dagegen, und er hat seine Gründe dafür, aber mir ist lieber, er dreht ohne mich durch. Jedem seine Art, jedem seine Kunst, ich bin nicht dazu berufen, bis ans Ende der Welt dem Wind hinterherzurennen.«

»Du erstaunst mich«, sagte Vandoosler nur und stieg in den Dachstuhl hinauf, wo er wohnte.

Marc fand ein gutes Café, ziemlich weit von der Baracke entfernt, und tauchte in die Mitte des 13. Jahrhunderts ab.

Kehlweiler klopfte schweigend auf die kleine Karte, die er aus seiner Kartei gezogen hatte.

»Wie blöd«, sagte er zu Marthe. »Ich kenne zu viele Leute, ich reise zuviel, und ich begegne zu vielen. Zu klein, dieses Land, wirklich zu klein.«

»Gibt's in diesem bretonischen Dorf jemanden, den du kennst? Sag bloß.«

»Rate.«

»Mit wieviel Buchstaben?«

»Sieben.«

»Mann oder Frau?«

»Frau.«

»Aha. Die du geliebt hast, ein bißchen, oder gar nicht?«

»Die ich geliebt habe.«

»Das haben wir schnell. Die zweite? Nein, sie ist in Kanada. Die dritte? Pauline?«

»Ganz genau. Komisch, nicht?«

»Komisch ... Das hängt davon ab, was du vorhast.«

Louis strich sich mit der Karteikarte über die Wange.

»Keine Strafexpedition, Ludwig, hörst du? Die Menschen sind frei, sie tun, was sie wollen. Ich habe die kleine Pauline sehr gemocht, abgesehen davon, daß sie es sehr mit dem Geld hatte, das war der Grund, weshalb du sie verloren hast. Und du weißt, daß ich mich mit Frauen auskenne. Woher weißt du, daß sie dort lebt? Ich dachte, sie hätte sich nie mehr gemeldet.«

»Ein einziges Mal«, sagte Louis und zog einen Karteikasten hervor, »nämlich um mich auf so einen üblen Fall in ihrem Kaff hinzuweisen, das ist jetzt vier Jahre her. Sie hatte mir einen Zeitungsausschnitt über den Kerl geschickt und ihre eigenen Notizen hinzugefügt. Aber nicht ein persönliches Wort, nichts, nicht einmal ›Ich umarme dich‹ oder ›Paß auf dich auf‹. Nur die Informationen, weil sie dachte, daß der Kerl mies genug wäre, um in meine Kartei aufgenommen zu werden. Nicht einmal ›Ich umarme dich‹, nichts. Ich habe auf dieselbe Art geantwortet, habe den Eingang bestätigt und den Kerl in die dicke Schachtel getan.«

»Pauline hat immer gute Auskünfte geliefert. Wer ist der Kerl?«

»René Blanchet«, erwiderte Louis und zog eine Karte aus der Kartei. »Kenne ich nicht.«

Schweigend las er ein paar Sekunden.

»Faß zusammen«, sagte Marthe.

»Ein alter Dreckskerl, da kannst du sicher sein. Pauline kannte meine Vorlieben.«

»Und seit vier Jahren hast du ihre Adresse und hast nie daran gedacht, da mal hinzufahren?«

»Doch, Marthe, zwanzigmal. Hinfahren, diesen Blanchet unter die Lupe nehmen und versuchen, Pauline bei der Gelegenheit zurückzuholen. Ich konnte sie mir ziemlich gut vorstellen, wie sie da allein in einem großen Haus an der Küste wohnt, gegen das der Regen prasselt.«

»Nimm's mir nicht übel, aber das würde mich wundern, ich kenn mich aus mit Frauen. Warum hast du den Versuch schließlich und endlich nicht gewagt?«

»Hast du schließlich und endlich mein Gesicht gesehen, hast du mein Bein gesehen? Ich kenn mich auch aus, Marthe. Und außerdem hat das keinerlei Bedeutung, mach dir keine Sorgen. Ich wäre Pauline schon irgendwann mal begegnet. Wenn man sein Leben auf den Straßen eines zu kleinen Landes verbringt, hat man die Begegnungen, die man verdient, sowohl die, die man herbeiführt, als auch die, die man ersehnt, mach dir keine Sorgen.«

»Trotzdem ...«, brummte Marthe. »Keine Strafexpedition, Ludwig, hörst du?«

»Wiederhol nicht immer dasselbe. Willst du ein Bier?«

Louis brach am nächsten Tag gegen elf Uhr ohne Eile auf. Der Hundebesitzer wohnte wirklich am Ende der Bretagne, etwa zwanzig Kilometer von Quimper entfernt. Man mußte gut sieben Stunden Fahrt rechnen, und eine Pause, um ein Bier zu trinken; Louis hetzte sich nicht gern beim Autofahren, und er konnte keine sieben Stunden in Folge ohne Bier verbringen. Das mit dem Bier hatte er von seinem Vater.

Mathias' Zettel zog vor seinen Augen vorüber. Der Hund: »Mittelgroß, beige mit kurzem Fell, kräftige Zähne, vielleicht ein Pitbull, auf jeden Fall eine miese Visage.« Das machte das Herrchen nicht sympathisch. Der Mann: »Etwa vierzig, hellbraunes Haar, dunkle Augen, fliehendes Kinn, davon abgesehen aber recht gutaussehend, allerdings leichter Bauch, Name ...« Wie war noch gleich sein Name? Sevrán. Lionel Sevrán. Der Mann mit dem Hund war also gestern morgen wieder mit dem Hund in die Bretagne zurückgefahren und würde dort bis nächsten Donnerstag bleiben. Er brauchte ihm nur zu folgen. Louis fuhr in mäßigem Tempo. Er hatte durchaus daran gedacht, jemanden mitzunehmen, damit dieses ungewisse Rennen weniger öde und sein Bein weniger steif wäre, aber wen? Die Leute, die ihm Informationen aus den vier Departements der Bretagne schickten, saßen alle irgendwo fest, sie waren an ihren Häfen, ihr Geschäft, ihre Zeitungen gebunden, man konnte sie nicht von dort fortbewegen. Sonia? Gut, Sonia war abgehauen, er würde jetzt nicht den ganzen Tag damit verbringen. Das nächste Mal würde er versuchen, besser zu lieben als diesmal. Louis verzog das Gesicht. Er liebte nicht leicht. Wie viele von all den Frauen, die er gehabt hatte – denn wenn man allein in seinem Auto ist, hat man das Recht zu sagen: »gehabt« hatte –, hatte er wirklich geliebt? Wirklich?

Drei, drei und eine halbe. Nein, er war entschieden nicht sehr begabt. Oder es lag daran, daß er sich nicht mehr vordrängte. Er versuchte, gemäßigt zu lieben, ohne zu übertreiben, die komprimierte, dichte Liebe zu vermeiden. Denn er gehörte zu jenen Typen, die sich nach einer dichten und gescheiterten Liebe zwei Jahre lang kaputtmachen, die sich in Reue verhärten, bevor sie sich entscheiden, neu anzufangen. Aber da er sich auch auf die gemäßigte Liebe nicht stürzte, entschied er sich für lange Zeiten der Einsamkeit, die Marthe seine Eiszeiten nannte. Sie war dagegen. Wenn du dann ganz kalt bist, sagte sie, bist du auch nicht viel weiter gekommen.

Louis lächelte. Mit der rechten Hand griff er nach einer Zigarette und zündete sie an. Jemand Neues suchen und lieben. Jemanden suchen, jemanden suchen, immer dieselbe Geschichte ... Gut, es reichte jetzt, die Welt war wüst genug, er würde später dran denken, jetzt war erst mal Eiszeit.

Er hielt auf einem Parkplatz und schloß die Augen. Zehn Minuten ausruhen. Auf jeden Fall war er allen Frauen, die in sein Leben getreten waren, ob geliebt oder nicht geliebt, dankbar dafür, in sein Leben getreten zu sein. Schließlich und endlich liebte er alle Frauen, denn wenn man allein in seinem Auto sitzt, hat man das Recht zu verallgemeinern, alle Frauen, und vor allem die drei und die halbe. Schließlich und endlich empfand er für sie eine unbestimmte Dankbarkeit, er bewunderte ihre Fähigkeit, die Männer zu lieben, eine Sache, die ihm verdammt schwierig erschien, und noch schwieriger, wenn einer häßlich war wie er. Mit seinen harten, abweisenden Zügen, bei denen er sich morgens so kurz wie nur möglich aufhielt, hätte er eigentlich sein ganzes Leben allein sein müssen. Aber in Wirklichkeit nicht. Es stimmte schon, nur Frauen schafften es, einen häßlichen Typen schön zu finden. Wirklich, ja, er empfand Dankbarkeit. Er hatte den Eindruck, daß es bei Marc mit Frauen auch nicht wirklich funktionierte. Ein Hektiker, der Sprößling von Vandoosler. Er hätte ihn mitnehmen können,

gedacht hatte er daran, sie hätten im tiefsten Finistère gemeinsam nach Frauen gesucht. Aber er hatte gleich gespürt, wie Marc sich an seinem Tisch verkrampfte, als er von der Reise sprach. Für ihn hatte diese Knochengeschichte weder Hand noch Fuß, worin er sich täuschte, denn immerhin hatten sie ja schon ein Stückchen von dem Fuß. Aber das sah Marc noch nicht, entweder hatte er Angst durchzudrehen, oder die Vorstellung, irgendwas x-beliebiges zu tun, mißfiel Marc Vandoosler, solange er die Idee nicht als erster gehabt hatte. Deshalb hatte er ihn schließlich nicht darum gebeten. Und außerdem war Vandoosler der Jüngere genausogut in Paris am Platz, im Augenblick verlangte diese Sache nicht nach einem Mann, der läuft. Er hatte es für besser gehalten, ihn in Ruhe zu lassen, Marc knitterte leicht und war zugleich robust, so wie Leinen. Wenn man erst mit Stoffen anfing, was wäre dann er? Man müßte mal Marthe fragen.

Louis schief, den Kopf auf dem Lenkrad, auf einem Parkplatz ein.

Um sieben Uhr abends kam er nach Port-Nicolas. Langsam fuhr er durch die Straßen des Hafens, um eine Vorstellung zu bekommen. Ein paar Fragen hier und da, der Ort war nicht sehr groß, nicht sehr schön, dann stellte er das Auto in unmittelbarer Nähe des Hauses von Lionel Sevrin ab. Dieser Hund legte Hunderte Kilometer zurück, um Gassi zu gehen. Vielleicht wollte er ausschließlich in Paris Gassi gehen, ein versnobter Hund vielleicht.

Er klingelte und wartete vor der verschlossenen Tür. Ein Freund hatte ihm gesagt, der große Unterschied zwischen Mensch und Tier, über den es nachzudenken gelte, bestehe darin, daß das Tier Türen öffnen könne, daß es sie aber niemals hinter sich schließen würde, niemals, der Mensch jedoch schon. Eine tiefe Verhaltenskluft. Louis lächelte, während er wartete.

Eine Frau machte ihm auf. Instinktiv musterte Louis sie genau, taxierte, beurteilte, erwog, ob ja oder nein, oder vielleicht,

einfach so, nur im Prinzip. Er ging mit allen Frauen so vor und war sich dessen nicht mal bewußt. Er fand diese Vorgehensweise abscheulich, aber der Analysator setzte sich gegen seinen Willen in Gang. Zu seiner Entlastung konnte Louis versichern, daß er immer das Gesicht vor dem Körper musterte.

Das Gesicht war in Ordnung, aber sehr verschlossen, der Mund ein wenig groß, der Körper angenehm, ohne Übermaß. Sie antwortete mechanisch auf Louis' Fragen, machte keinerlei Anstalten, ihn am Hereinkommen zu hindern, und bemühte sich nicht um Gastfreundschaft. Vielleicht war sie viel Besuch gewohnt. Wenn er auf ihren Mann warten wolle, ja, das sei möglich, er brauche sich nur dort hinzusetzen, in die große Wohnküche, aber es könne eine Weile dauern.

Sie legte ein Puzzle auf einem großen Tablett und machte sich wieder an die Arbeit, nachdem sie Louis einen Stuhl angeboten und ein Glas und ein paar Aperitifs vor ihn hingestellt hatte.

Louis schenkte sich zu trinken ein und sah ihr zu, wie sie das Puzzle legte. Er sah das Puzzle auf dem Kopf, allem Anschein nach stellte es den Tower von London bei Nacht dar. Sie machte sich an den Himmel. Er schätzte sie auf etwa Vierzig.

»Ist er noch nicht nach Hause gekommen?« fragte er.

»Doch, aber er ist im Keller mit einer Neuen. Das kann eine halbe Stunde dauern oder länger, dabei darf er nicht gestört werden.«

»Aha.«

»Sie sind nicht gerade an einem guten Tag gekommen«, sagte sie seufzend, den Blick auf das Spiel geheftet. »Alles Neue reizt, es ist immer dasselbe. Und dann ist er's wieder leid und muß sich eine andere suchen.«

»Gut, gut«, bemerkte Louis.

»Aber die da beschäftigt ihn womöglich eine ganze Stunde lang. So eine sucht er schon ewig, anscheinend hat er sich jetzt

die richtige Nummer geangelt. Aber seien Sie nicht neidisch.«

»Nicht im geringsten.«

»Sehr gut, Sie haben einen guten Charakter.«

Louis schenkte sich ein zweites Glas ein. Es war eher sie, die einen guten Charakter hatte. Ziemlich verschlossen, aber man konnte verstehen, warum. Ihm kam die Idee, ihr zu helfen, ihr Gesellschaft zu leisten, bis ihr Mann fertig wäre. Offen gestanden konnte er das Ganze nicht fassen. Inzwischen hatte er ein kleines Puzzleteil entdeckt, das ihm das richtige Stück zu sein schien, um den Himmel nach links weiterzumachen. Er wagte sich vor und deutete mit dem Finger auf das Teil. Sie nickte und lächelte, es war das richtige.

»Sie können mir helfen, wenn's Ihnen Spaß macht. Himmel sind eine schwierige Phase bei Puzzles, aber sie müssen sein.«

Louis stellte seinen Stuhl um und machte sich Seite an Seite mit ihr an die Arbeit. Er hatte nichts gegen ein Puzzle von Zeit zu Zeit, wenn man's nicht übertreibt.

»Wir sollten die dunkelblauen von den mittelblauen trennen«, sagte er. »Aber warum im Keller?«

»Das habe ich verlangt. Im Keller oder nirgends. Ich will keine Unruhe im Haus, alles hat seine Grenzen. Ich habe meine Bedingungen gestellt, weil er sie überall hinschleppen würde, wenn es nach ihm ginge. Schließlich ist das auch mein Haus.«

»Natürlich. Kommt das oft vor?«

»Ziemlich. Das hängt von den Phasen ab.«

»Wo holt er sie her?«

»Da, sehen Sie, das Teil da paßt vielleicht eher auf Ihrer Seite. Wo er sie herholt? Jaaa, das interessiert Sie natürlich ... Er holt sie sich, wo er sie findet, er hat so seine Kanäle. Er sucht überall, und wenn er sie herbringt, sehen sie ziemlich abgetakelt aus, das können Sie mir glauben. Keiner würde sie haben wollen, aber er hat ein Auge dafür. Das ist der Trick an der

Sache, mehr darf ich Ihnen aber nicht dazu sagen. Später, im Keller, sehen sie aus wie richtige Prinzessinnen. Man könnte meinen, mich gibt's überhaupt nicht mehr.«

»Das ist nicht gerade sehr lustig«, bemerkte Louis.

»Eine Frage der Gewohnheit. Könnte das Stückchen hier nicht zufällig da hinten passen?«

»Doch. Und es paßt mit dem Stückchen dort zusammen. Sind Sie nicht eifersüchtig?«

»Am Anfang schon. Aber Sie kennen das sicher, es ist schlimmer als eine Manie, eine wahre Obsession. Als ich verstanden habe, daß er nicht darauf verzichten kann, habe ich beschlossen, mich nicht mehr querzustellen. Ich habe sogar versucht, Verständnis aufzubringen, aber offen gestanden begreife ich nicht, was er an ihnen findet, alle gleich, dick, schwerfällig wie Kühe ... Na, wenn's ihm gefällt ... Er sagt, ich versteh nichts von Schönheit ... Schon möglich.«

Sie zuckte mit den Achseln. Louis wollte das Thema wechseln, mit der Frau wurde ihm unbehaglich. Ihr Leben jenseits von Revolte und Überdruß schien ihr jegliche Wärme geraubt zu haben. Sie setzten ihr Spiel am Himmel von London fort.

»Es geht voran«, sagte er.

»Da, da tut sich was.«

»Wo, welches Teil?«

»Nein, Lionel kommt hoch. Für heute abend ist Schluß.«

Mit befriedigtem Gesichtsausdruck trat Lionel Sevrán ein, während er sich die Hände an einem Handtuch abwischte. Sie stellten sich vor. Es stimmte, was Mathias gesagt hatte, der Typ sah gut aus und hatte in diesem Augenblick das Gesicht eines Jungen, der von einer neuen Errungenschaft beglückt ist.

Seine Frau stand auf und trug das Tablett mit dem Puzzle weg. Louis hatte den Eindruck, daß sie nicht mehr ganz so

gleichgültig war. Trotzdem war sie etwas angespannt. Sie beobachtete ihren Mann, der sich gerade zu trinken einschenkte. Louis' Anwesenheit in seiner Küche schien ihn nicht zu überraschen, genausowenig wie seine Frau eine Stunde zuvor.

»Ich habe dir schon mal gesagt, daß du die Handtücher unten lassen sollst«, sagte sie. »Ich mag das nicht in der Küche.«

»Entschuldige, Liebes. Ich werde versuchen, dran zu denken.«

»Bringst du sie nicht hoch?«

Sevrans runzelte die Stirn.

»Noch nicht, sie ist noch nicht fertig. Aber sie wird dir gefallen, da bin ich mir sicher, sehr angenehm, hübsche Rundungen, schön anzufassen, fest, gefügig. Ich habe sie über Nacht weggeschlossen, das ist sicherer.«

»Im Augenblick ist es feucht unten«, bemerkte seine Frau halblaut.

»Ich habe ihr eine dicke Decke übergelegt, mach dir keine Sorgen.«

Er lachte, rieb sich die Hände, fuhr sich mehrfach durchs Haar, wie jemand, der gerade aufwacht, und wandte sich Louis zu. Ja, ein gutmütiges, klares, offenes, aufrichtiges Gesicht, entspannte Sitzhaltung, eine schöne Hand, die das Glas hielt, das ganze Gegenteil von seiner Frau, man hätte ihn der Sache im Keller nicht für fähig gehalten. Und doch, dieses fliehende Kinn und um die Lippen so etwas Schmales, Sparsames, Entschlossenes, auf jeden Fall nichts Sinnliches. Der Typ gefiel Louis, abgesehen von den Lippen, sein Ding im Keller dagegen gefiel ihm überhaupt nicht. Und die trostlose Hingabe seiner Frau ebensowenig.

»Also?« fragte Lionel Sevrans. »Haben Sie was für mich?«

»Ob ich etwas für Sie habe? Nein, ich komme wegen Ihrem Hund.«

Sevrans runzelte die Stirn.

»Ach so? Sind Sie nicht wegen des Geschäfts hier?«

»Geschäft? Aber keineswegs.«

Sevrans und seine Frau schienen einer so überrascht wie der andere. Sie hatten an einen Geschäftsmann, einen Vertreter gedacht. Deshalb hatte man ihn so einfach hereingebeten.

»Mein Hund?« fragte Sevrans.

»Sie haben doch einen Hund? Mittelgroß, kurzhaarig, beige ... Ich habe ihn vorhin hier reinlaufen sehen. Daher habe ich mir erlaubt, vorbeizukommen.«

»Das stimmt ... Was ist los? Hat er schon wieder Mist gebaut? Lina, hat der Hund Mist gebaut? Wo ist er eigentlich?«

»In der Küche, ich habe ihn eingesperrt.«

Er nannte sie also Lina. Brünetter Typ, matte Haut, dunkle Augen, vielleicht kam sie aus dem Süden.

»Wenn er Mist gebaut hat«, fuhr Lionel Sevrans fort, »dann zahle ich. Ich paß auf den Köter auf, aber er ist ein schrecklicher Ausreißer. Eine Sekunde nicht hingeschaut, irgendwo eine offene Tür, und schon haut er ab. Eines Tages finde ich ihn noch unter einem Auto.«

»Das wäre nicht schade«, sagte Lina.

»Lina, bitte, sei nicht so brutal. Sehen Sie«, fuhr Sevrans fort und wandte sich Louis zu, »der Hund kann meine Frau nicht ausstehen, und umgekehrt, so was kann man nicht befehlen. Davon abgesehen ist er nicht böse, es sei denn, natürlich, man reizt ihn.«

Wenn die Leute einen Hund haben, dachte Louis, passiert es, daß sie Dummheiten sagen. Und wenn ihr Hund jemanden beißt, ist es immer der Fehler des Gebissenen. Mit einer Kröte dagegen gibt's keinen Ärger, das ist der Vorteil.

»Sie müßten mal sehen, was er heimbringt«, sagte Lina. »Er frißt alles.«

»Also ein Ausreißer?« fragte Louis.

»Ja, aber was hat er Ihnen denn getan?«

»Er hat mir nichts getan, ich suche nur einen in der Art. Ich sah ihn und bin hergekommen, um mich zu erkundigen, weil so einer nicht häufig ist. Es ist doch ein Pitbull, oder?«

»Ja«, antwortete Sevrán, so wie man eine schlechte Angewohnheit gesteht.

»Es ist für eine alte Freundin. Sie will einen Pitbull, um sich zu schützen, so stellt sie sich das vor. Aber ich bin mißtrauisch, was Pitbulls angeht, ich habe keine Lust, daß er sie in ihrem Bett auffrißt. Wie ist so einer?«

Lionel Sevrán erzählte viel über den Hund, was Louis vollkommen schnurz war. Was ihn interessierte, war die Auskunft, daß der Köter ständig abhaute und alles mögliche zurückbrachte. Sevrán war mittlerweile bei der alten Sache mit dem Angeborenen und dem Anerzogenen und kam zu der Schlußfolgerung, mit einer ordentlichen Erziehung könne man einen Pitbull in ein Lamm verwandeln. Es sei denn, natürlich, man reize ihn, aber das sei ja bei allen Hunden so, nicht nur bei Pitbulls.

»Trotzdem hat er neulich Pierre angegriffen«, sagte Lina.
»Und Pierre behauptet, er hätte ihn nicht gereizt.«

»Aber natürlich. Natürlich muß Pierre ihn gereizt haben.«

»Hat er stark zugebissen? Wo?«

»An der Wade, aber nicht tief.«

»Beißt er oft?«

»Aber nein. Er zeigt vor allem die Zähne. Es kommt selten vor, daß er angreift. Es sei denn, natürlich, man reizt ihn. Von Pierre abgesehen, hat er seit einem Jahr niemanden gebissen. Es stimmt allerdings, daß er Schaden anrichtet, wenn er abhaut. Er wirft Mülltonnen um, zerbeißt Fahrradreifen, nimmt Matratzen auseinander ... Es stimmt, darin ist er stark. Aber das hat überhaupt nichts mit der Rasse zu tun.«

»Das sag ich doch«, bemerkte Lina. »Er hat uns schon viel an Entschädigungen gekostet. Und wenn er nichts kaputtmacht, rennt er zum Strand und wälzt sich in allem, was er finden kann, am liebsten vergammeltem Tang, vergammelten Vögeln, vergammelten Fischen, er stinkt wie die Pest, wenn er nach Hause kommt.«

»Hör mal, Liebes, das machen alle Hunde, und du machst ihn schließlich nicht sauber. Warten Sie, ich hole ihn.«

»Läuft er weit weg?« fragte Louis.

»Nicht sehr. Lionel findet ihn immer hier in der Gegend wieder, auf dem Strand oder am Ende des Dorfes oder auf der Müllkippe ...«

Sie beugte sich zu Louis und murmelte:

»Mir macht er solche Angst, daß ich Lionel gebeten habe, ihn mitzunehmen, wenn er nach Paris fährt. Was Ihre Freundin angeht, so suchen Sie ihr lieber was anderes als einen Pitbull, das rate ich Ihnen. So was ist kein guter Hund, das ist eine teuflische Kreatur.«

Lionel Sevrans kam mit dem Hund zurück, den er fest am Halsband hielt. Louis sah, wie Lina sich auf ihrem Stuhl anspannte und die Füße auf die Sprosse hochzog. Zwischen den Angelegenheiten im Keller und den Angelegenheiten des Hundes führte die Frau kein sonderlich entspanntes Leben.

»Los, Ringo, los, Hundchen. Der Herr will dich sehen.«

Sevrans redete genauso blöde mit dem Hund wie er immer mit seiner Kröte. Louis war froh, Bufo im Auto gelassen zu haben, der Köter hätte sie mit einem Biß verschlungen. Man hätte meinen können, er habe zu viele Zähne, seine Fangzähne würden ihm die Lefzen auseinanderdrücken und gleich aus seinem unförmigen Maul hervortreten.

Sevrans schubste den Pitbull zu Louis, der sich nicht sehr wohl fühlte. Der Hund mit dem großen Maul knurrte leise. Sie redeten

noch von diesem und jenem, vom Alter des Hundes, vom Geschlecht des Hundes, von der Fortpflanzung des Hundes, vom Appetit des Hundes, alles vollkommen nervige Themen. Louis erkundigte sich nach einem Hotel, lehnte die Einladung zum Abendessen dankend ab und verabschiedete sich.

Er war verdrossen und unbefriedigt, als er das Haus verließ. Einzelnen waren der Mann genau wie die Frau annehmbar, aber gemeinsam stimmte etwas nicht. Was den ausreißenden und Unrat verschlingenden Hund anging, so paßte das zunächst mal. Aber heute abend hatte Louis genug von dem Hund. Er suchte das einzige Hotel des kleinen Städtchens, ein großes, neues Hotel, groß genug, um sämtliche Sommergäste aufzunehmen. Nach allem, was er gesehen hatte, hatte Port-Nicolas keinen richtigen Sandstrand, nur schlammige Strandstreifen und unzugängliche Felsen.

Er aß rasch im Hotel, bezog ein Zimmer und schloß sich dort ein. Auf dem Nachttisch lagen ein paar Faltblätter und Prospekte, die nützlichen Adressen der Stadt. Der Prospekt war dünn, und Louis zwang sich zur Lektüre: der Fischfang, das Rathaus, Antiquitäten, Tauchgeräte, das Zentrum für Thalassotherapie, kulturelle Veranstaltungen, Foto von der Kirche, Foto von der neuen Straßenbeleuchtung. Louis gähnte. Er hatte seine Kindheit in einem Dorf im Departement Cher verbracht, zwar langweilte ihn dieser Kleinkram nicht, wohl aber die Prospekte. Sein Blick verharrte auf dem Team des Zentrums für Thalassotherapie. Er stand auf und sah sich das Foto unter der Lampe genauer an. Die Frau in der Mitte, die Frau des Besitzers, verdammt.

Er streckte sich auf dem Bett aus, die Hände im Nacken verschränkt. Er lächelte. Na gut, wenn sie das da geheiratet hatte, wenn das da der Grund war, weshalb sie weggegangen war, dann war's die Sache nicht wert. Nicht, daß er selbst ein Geschenk gewesen wäre. Aber dieser Mann mit der niedrigen Stirn, den schwarzen, zur Bürste aufgerichteten Haaren auf dem

Schädel, dieser Mann mit der in ein Rechteck gezwungenen verdrossenen Visage war, offen gestanden, die Sache nicht wert. Ja, aber was war das Verletzendere? Sie im Bett eines fantastischen Typen wiederzufinden oder in dem eines Krämeraffen? Darüber ließ sich reden.

Louis nahm das Telefon und rief im Bunker an.

»Marthe, weck ich dich, meine Liebe?«

»Was denkst denn du ... Ich sitze an einem Kreuzworträtsel.«

»Ich auch. Pauline hat das dicke Geld im Ort geheiratet, den Direktor des Zentrums für Thalassotherapie. Kannst du dir vorstellen, wie sie sich langweilen muß? Ich schick dir das Foto von dem Paar, das wird dich amüsieren.«

»Ein Zentrum für was?«

»Für Thalassotherapie. Eine Fabrik, um viel Zaster anzuhäufen, indem man die Leute mit Algen, Fischsaft, Jodpampe und anderem Quatsch beschmiert. Dasselbe wie ein Bad im Meer, aber hundertmal teurer.«

»Aha, nicht dumm. Und dein Hund?«

»Den habe ich gefunden. Ein abscheulicher Hund, voll mit Zähnen, aber ein sympathisches Herrchen, abgesehen von irgend so einer obsessionellen sexuellen Masche, die er in seinem Keller betreibt, das will ich sehen. Seine Frau ist etwas beunruhigend. Umgänglich, aber etwas frostig, oder eher leblos. Man könnte meinen, sie unterdrückt etwas, sie unterdrückt sich die ganze Zeit.«

»Wo ich dich gerade an der Strippe habe, Fluß in Rußland, mit zwei Buchstaben?«

»Der Ob, Marthe, der Ob, verdammt noch mal«, seufzte Louis.
»Laß es dir auf die Hand tätowieren und red' nicht mehr davon.«

»Danke, Ludwig, ich umarme dich. Hast du zu Abend gegessen? Ja? Also, ich umarme dich, und scheu dich nicht,

mich nach Tips zu fragen. Du weißt, ich kenn mich aus mit Männern und auch ...«

»Werde ich tun, Marthe. Schreib ›Ob‹, schlaf gut und hab ein Auge auf die Akten.«

Louis legte auf und beschloß augenblicklich, sich den Keller von Lionel Sevrans anzusehen. Der hatte einen Zugang von außen, das hatte er beim Weggehen bemerkt, und Schlösser störten Louis nicht, es sei denn, es handelte sich um Dreipunktschlösser, ausgesprochen nervige Dinger, die Zeit, schweres Material und Ruhe erforderten.

Eine Viertelstunde später war er an der Tür. Es war nach elf, und die Umgebung war dunkel und ruhig. Der Keller wurde durch ein Schloß und einen Riegel geschützt, dafür brauchte er ein Weilchen. Des Hundes wegen arbeitete er, ohne Lärm zu machen. Sollte eine Frau unter der Decke liegen, so schlief sie jedenfalls fest. Aber Louis fing an zu zweifeln, daß es sich um eine Frau handelte. Oder aber er verstand nichts mehr von Frauen, weder von der im Keller noch von der Ehefrau oben, und dann konnte er den Beruf als Mann gleich aufgeben. Ja, aber was sonst? Die Sevrans hatten ohne alle Zweideutigkeit darüber gesprochen. Und doch lag in der Sache etwas Groteskes, und Louis gab sich mit Groteskem nicht zufrieden.

Die Tür gab nach, Louis stieg ein paar Stufen hinunter und zog sie leise hinter sich zu. Inmitten eines unvorstellbaren Durcheinanders stand ein großer Arbeitstisch, darauf lag eine abgewetzte Decke, die einen dicken, dunklen Haufen bildete. Er tastete, hob sie hoch, sah hin und schüttelte den Kopf. Ein Mißverständnis. Er haßte derlei Mißverständnisse, solche unnützen und schädlichen Intermezzi, und fragte sich, inwieweit Lina Sevrans ihn nicht willentlich in seinem Irrtum bestärkt hatte.

Die Decke schützte nichts anderes als eine altertümliche Schreibmaschine vom Anfang des 20. Jahrhunderts, soweit er sich darin ein bißchen auskannte. In der Tat war sie, genau wie

Lina gesagt hatte, behäbig, schwer wie eine Kuh und mußte gründlich gesäubert werden. Louis ließ seine Lampe über Lionel Sevrans Obsession wandern. In den Regalen, auf dem Boden, auf Gestellen, überall standen Dutzende von alten Schreibmaschinen, aber auch Teile von Grammophonen, Schalltrichter, alte Telephone, Trockner, Ventilatoren, Berge von Ersatzteilen, Schrauben, mechanische Arme, Kolben, Bakelitstücke – alles wild durcheinander. Louis ging zu der auf dem Tisch entblößten Maschine zurück. Das also war »die Neue«, die Sevrans aufgelesen hatte. Und ihn, Louis, hatte man für einen Maschinensammler gehalten, das war offensichtlich; das Paar schien häufig Besuche von Sammlern zu erhalten, wenn sie ihn derart gleichgültig empfangen hatten. Sevrans mußte eine bekannte Instanz auf dem Markt sein, daß die Leute seinetwegen bis in die hinterste Bretagne kamen.

Louis fuhr sich mit den Fingern durch seinen sehr kurzen Viertagebart. Manchmal rasierte er sich, manchmal nicht, um einen Schatten über sein zu stark vorragendes Kinn zu legen. Er widerstand der Versuchung, hinter einem richtigen Bart Zuflucht zu suchen, und optierte für diese schiefe Lösung, die das angriffslustige Kinn, das er nicht mochte, milderte. Es reichte jetzt, die Welt war wüst genug, er würde nicht die ganze Nacht mit seinem Kinnproblem verbringen, es gab Grenzen. Daß Lina Sevrans ihn für einen Sammler gehalten hatte, war möglich, da sie bestimmt Dutzende vorbeikommen sah. Aber es schien ihm, als habe sie wirklich mit der Doppeldeutigkeit ihrer Worte gespielt, als habe sie vielleicht Spaß daran gefunden, zu sehen, wie ihm unbehaglich zumute wurde. Es war Bosheit in Erwägung zu ziehen. Man kann seine Langeweile mit Puzzles mildern oder auch mit Bosheit, wenn man eine Neigung dazu hat. Was den Ehemann anging, so gab es im Augenblick nichts über ihn zu sagen. Louis kam auf seinen ersten, positiven Eindruck zurück, abgesehen von dem Hund. Das war eine Mißachtung der vielfach beobachteten, bekannten Regel: Wie

der Herr, so der Hund. Hier ähnelten sich Herr und Hund in keiner Weise, und das war höchst seltsam, denn sie schienen einander zu schätzen. Er mußte sich diese Ausnahme merken, denn es ist immer beruhigend für die Menschheit, zu sehen, daß Regeln nicht gelten.

Er deckte die Maschine wieder zu, um sie freundlicher Weise vor der Feuchtigkeit zu schützen – nicht, um die Spuren seines Eindringens zu beseitigen, da er die Schrauben, die den Riegel hielten, sowieso hatte entfernen müssen. Er ging wieder hinaus in die Nacht und drückte die Tür zu. Morgen würde Sevrán das Eindringen bemerken und reagieren. Er selbst würde morgen dem Bürgermeister einen Besuch abstatten, um mehr über die alte Frau zu erfahren, die auf dem Strand gestorben war. Morgen würde er auch zum Zentrum für Thalassotherapie gehen, um die kleine Pauline zu besuchen. Er konnte sich zwar sagen, daß sie den Mann mit der niedrigen Stirn des Zasters wegen geheiratet hatte, aber sicher konnte er dessen nicht sein. Es wäre nicht das erste Mal, daß man ihm Typen vorzog, die er nie angerührt hätte. Aber trotzdem, da Pauline die dritte Frau war, die er geliebt hatte, ging ihm das ein bißchen an die Nieren. Was hatte Marthe gesagt? Keine Strafexpedition. Nein, natürlich, so ein Dreckskerl war er nicht. Aber es würde schwierig werden. Denn schließlich hatte er ganz schön gelitten, als sie gegangen war. Er hatte unvorstellbare Mengen Bier in sich hineingeschüttet, war dicker geworden und hatte sich in Erinnerungen gestürzt, die nicht verblassen wollten. Danach hatte es monatelanger Anstrengungen bedurft, bis er seinen Kopf und seinen Körper, der zu groß, aber korrekt und stabil war, im wesentlichen wiedergefunden hatte. Es würde schwierig werden.

Kehlweiler stand zu spät auf, um noch im Hotel frühstücken zu können. Er rasierte sich fast vollständig und ging in den feinen Regen hinaus, der über dem Dorf niederging. Dorf war nicht das richtige Wort. Er hätte eher »Flecken« gesagt. Port-Nicolas mußte ein recht kompakter mittelalterlicher Hafenort gewesen sein, davon waren enge Straßen erhalten geblieben, die einen Typen wie Marc Vandoosler interessiert hätten, aber nicht ihn. Während er an Marc dachte, stieß er auf die Kirche, dann auf den Kalvarienberg, der ohne jeden Zweifel ein hübsches Ding war, auf dem es von in Stein gehauenen Ungeheuern und anderen Gemeinheiten, die geeignet waren, Schrecken in religiösen Seelen zu verbreiten, nur so wimmelte. Zwanzig Meter weiter rann Wasser aus einem halbzerstörten Granitbrunnen.

Unter dem stärker werdenden Regen beugte sich Louis zur Seite, ein Bein angewinkelt, das andere steif, um seine Hand in das Rinnsal zu halten. Tausende von Menschen mußten zu diesem Wasser gekommen sein, um dort ihr Unglück hineinzutauchen, Heilung zu erbitten, Hilfe zu erbitten, Kinder zu erbitten, Rachepläne zu schmieden. Nach ein paar Jahrhunderten gibt das ein ganz schön aufgeladenes Wasser. Louis hatte Wunderbrunnen schon immer gemocht. Er dachte kurz daran, sein Knie hineinzutauchen. Obwohl nichts garantierte, daß dieser Brunnen ein Wunderbrunnen war. Aber in der Bretagne und in der Nähe eines Kalvarienberges war das ganz offensichtlich, soll man die Leute doch nicht für dumm verkaufen, der letzte Idiot erkennt einen Wunderbrunnen, wenn es denn einer ist. Die Ecke war schön, und Louis gefiel es dort. Sie überragte den Ort und von dort aus konnte er einen Teil der modernen Siedlung sehen. Port-Nicolas war zersplittert. Es

bestand hier nur noch aus verstreuten Einfamilienhäuser, jeweils Hunderte Meter voneinander entfernt, mit einem Industriegebiet in der Ferne.

Von dieser verwüsteten Ortschaft war nur noch ein zentraler Platz mit einem großen Steinkreuz übrig, das Hotel, das Café, das Rathaus und etwa zwanzig heruntergekommene Häuser. Der ganze Rest verteilte sich völlig ungeordnet darum herum, eine Autowerkstatt, Einfamilienhäuser, ein Supermarkt, das Zentrum für Thalassotherapie, abscheulich, alles hingeworfen, wie es gerade kam, eine Handvoll Dominosteine, die durch Straßen und Kreisel miteinander verbunden waren.

Lieber mochte Louis den Wunderbrunnen, in den er weiter seine Hand tauchte, und die verwitterten Granitdämonen des Kalvarienberges. Er blieb dort unter dem Regen auf einem Stein sitzen, der aus dem niedrigen Gras ragte. Dort hinten, vor den Einfamilienhäusern liefen kleine Silhouetten umher, eine weitere vor dem Rathaus. Vielleicht der Bürgermeister, Michel Chevalier, Parteizugehörigkeit unbestimmt, abgelegt unter P wie »Parteilose«. Diese Unbestimmten hatten ihn immer aus der Fassung gebracht. Es waren häufig ein wenig blasse Typen, wie durch die Wäsche des Lebens eingelaufen, die in einem unbestimmten Zentrum Schutz gesucht hatten, Typen, deren Ende nicht vorhersehbar war. Louis faßte solche schwankenden Männer nicht. Vielleicht fragte sich der Bürgermeister jeden Tag, ob er braunes oder blondes Haar hatte, ob er ein Mann oder eine Frau war, ein Kerl, der bei den simpelsten Fragen zögerte. Aber er selbst zögerte ja auch, wenn man ihn fragte, woher er komme. Weiß es nicht, ohne Belang, Sohn des Rheins. Die Menschen verbrachten viel Zeit mit dem Versuch, sich gegenseitig den Rhein zu klauen, sie hatten ihn sogar in zwei Hälften geteilt. Wasser zu teilen, solchen Quatsch können sich nur Menschen ausdenken. Aber der Rhein war nirgends und gehörte niemandem, und er war der Sohn des Rheins, sein Vater hatte ihm das gesagt, unbestimmte Staatsangehörigkeit, die Welt

war wüst genug, er würde jetzt nicht den ganzen Tag damit zubringen. Kurz und gut, der Vorteil, niemandem anzugehören, bestand darin, daß man jeder sein konnte. Wenn es ihm in den Sinn kam, und es kam ihm häufig in den Sinn, konnte er Türke, Chinese oder Berber sein, warum nicht, wenn ihm das gefiel, Indonesier, Malier, Feuerländer, sollte jeder, der damit nicht einverstanden war, es doch sagen, Sizilianer, Ire oder, natürlich, Franzose oder Deutscher. Das Praktischste daran war, daß man sich eine ganze Ahnengalerie leistete, die ebenso weitläufig wie nobel oder erbärmlich war.

Louis zog die Hand aus dem Quellwasser und betrachtete sie. Während er sie an seiner durchnäßten Hose abwischte, dachte er zum tausendsten Mal, daß er jetzt fünfzig Jahre in Frankreich lebte und man ihn fünfzig Jahre »den Deutschen« nannte. Die Leute vergaßen nicht, und er auch nicht. Während er aufstand, dachte er, daß er den Alten anrufen müßte. Seit einem Monat hatte er nichts mehr von seinem Vater gehört. Der Alte dort in Lörrach, auf der anderen Seite des Rheins, würde sich amüsieren, wenn er erführe, wonach er suchte. Vom Brunnen aus ließ er den Blick über Port-Nicolas schweifen. Er wußte, warum er zögerte: Sollte er mit Pauline beginnen oder, bescheidener, mit dem Bürgermeister?

Als Marc Vandoosler um zehn Uhr morgens zum Bunker kam, hatte er sich alle möglichen Antworten auf alle eventuellen Ansinnen von Louis Kehlweiler ausgedacht. Er trat also ruhig ein, umarmte Marthe und wunderte sich, keine Nachricht auf dem Schreibtisch vorzufinden. Sicher hatte Louis eine Mitteilung für ihn dagelassen, in der er ihn bat, mit ihm ans andere Ende des Landes zu rennen. Oder Marthe sollte die Mittelsperson spielen. Aber Marthe sagte nichts. Na schön, dann würde eben jeder schweigen, das war genauso gut.

Marc hatte einen Entschluß, sei er nun gut oder schlecht gewesen, noch nie länger als zehn Minuten aufrechterhalten. Die Ungeduld ließ ihn seine Vorsicht stets über den Haufen werfen, und selbst entschiedenster Trotz konnte in wenigen Augenblicken dem Bedürfnis zum Opfer fallen, sich zu erregen und offene Fragen voranzubringen. Es gab nichts, was Marc schwerer ertrug, als offene Fragen. Er rutschte auf seinem Stuhl hin und her, dann fragte er Marthe, ob sie eine Nachricht für ihn habe.

»Keine Nachricht«, antwortete Marthe.

»Nicht schlimm«, bemerkte Marc, erneut entschlossen, weiter zu schweigen.

»Aber weißt du was?« begann er von neuem. »Louis will mich als Mann, der läuft, anmustern. Nein, Marthe, dafür bin ich nicht der Typ. Glaub nicht, daß ich nicht rennen könnte, das hat damit gar nichts zu tun. Ich kann sehr schnell rennen, wenn es erforderlich ist, das heißt, schnell genug, vor allem bin ich sehr gut im Klettern. Nicht in den Bergen, nein, das macht mich trübsinnig und langweilt mich, aber an Mauern, Bäumen, Bretterzäunen. Das würdest du nicht glauben, wenn du mich so siehst, nicht wahr? Nun, Marthe, ich bin sehr gewandt, nicht

stark, aber sehr gewandt. Man braucht auf der Welt schließlich nicht nur starke Männer, nicht wahr? Weißt du, daß meine Frau mich wegen eines sehr kräftigen Typen verlassen hat? Sehr kräftig, ja, aber er wäre unfähig, gerade auf einem Hocker zu stehen, und außerdem ist der Typ ...«

»Warst du verheiratet?«

»Warum nicht? Aber das ist jetzt vorbei, also rede mir bitte nicht davon.«

»*Du* redest die ganze Zeit davon.«

»Ja, du hast recht. Ich sagte, daß ich kein Typ für die Armee bin, Marthe, nicht mal für die von Kehlweiler, auch wenn der sehr raffiniert und auf die sanfte Tour anmustert. Ich bin nicht geschaffen, zu gehorchen, Befehle bringen mich aus der Fassung, so was zermürbt mich. Und kriminalistische Ermittlungen kotzen mich an, ich kann nicht verdächtigen. Verstehen, analysieren, schlußfolgern, ja, aber lebende Menschen verdächtigen, unmöglich. Dafür kann ich tote Leute verdächtigen, das ist mein Beruf. Ich verdächtige den Buchhalter des Seigneurs von Puisaye, die Abrechnungen der Ernten zu fälschen, vermutlich prellt er ihn auch bei der Abrechnung der Schafswolle. Aber er ist tot, kapierst du den großen Unterschied? Im Leben verdächtige ich wenig, ich glaube, was man mir sagt, ich habe Vertrauen. Verdammt, ich weiß nicht warum ich rede, ununterbrochen rede ich, ich verbringe mein Leben damit, die Trümmer meines Tuns aufzuzählen, das ermüdet mich und strapaziert die anderen. Nur um dir zu sagen, daß ich als Soldat, als Verdächtigender eine Null bin, das ist alles. Eine Null als starker Mann, als mißtrauischer Mann, als mächtiger Mann, als egal welcher Supermann, der dein Ludwig zu sein scheint. Kehlweiler hin, Kehlweiler her, ich werde nicht in die Bretagne fahren, um den Hund zu spielen, der einem anderen Hund nachrennt. Das hält mich von meiner Arbeit ab.«

»Du bist hysterisch heute morgen«, sagte Marthe achselzuckend.

»Aha, du gibst also selbst zu, daß was nicht stimmt.«

»Du schwätzt zuviel für einen Mann, das schadet deinem Bild. Hör auf meinen Rat, denn ich kenn mich aus mit Männern.«

»Mein Bild ist mir völlig egal.«

»Es ist dir egal, weil du es nicht steuern kannst.«

»Vielleicht. Ändert das was?«

»Ich werde dir eines Tages erklären, wie du es anstellst, dich beim Schwatzen nicht völlig zu zerfleddern. Du übertreibst es. Also, wenn du dir das nächstmal eine Frau aussuchen willst, dann zeig sie mir doch vorher, ich kenn mich nämlich aus mit Frauen. Ich werde dir sagen, ob sie gut für dich ist, einfach so, ob du übertreibst oder ob du dich hinreißen läßt, das wäre nicht verkehrt.«

Seltsamerweise mißfiel Marc diese Idee nicht.

»Wie sollte sie denn sein?«

»Es gibt keine Regeln, träum nicht von so was. Wir reden darüber, wenn du mir eine bringst. Davon abgesehen, verstehe ich nicht, warum du dich heute morgen so aufregst. Seit einer Viertelstunde erzählst du mir dein Leben, kein Mensch weiß warum.«

»Ich hab's dir gesagt. Ich habe nicht die Absicht, mit Louis loszufahren.«

»Findest du nicht, daß die Arbeit sich lohnen würde?«

»Aber ja doch, Marthe, verdammt! Und außerdem habe ich diese Arbeit schon mal gemacht.«

»Ludwig hat gesagt, du hättest dich gut dabei geschlagen.«

»Ich war nicht allein. Und außerdem geht's darum gar nicht. Ich bin umzingelt von verkommenen Ex-Bullen oder falschen Richtern, und ich will nicht, daß man mich am Nasenring

herumzieht, das habe ich die ganze Woche gemacht, es reicht.«

»Ganz offensichtlich verstehst du nichts von den anderen, wenn du nur an dich denkst.«

»Ich weiß. Das ist ein Problem.«

»Zeig mir deine Nase.«

Ohne nachzudenken, hielt Marc Marthe sein Gesicht entgegen.

»Da ist kein Platz, um einen Ring durchzuziehen, sie ist zu schmal. Glaub mir, ich kenn mich aus mit Männern. Und außerdem dürfte es nicht gerade angenehm sein, dich die ganze Zeit um sich herum zu haben.«

»Na, siehst du.«

»Und niemand bittet dich darum, Ludwig zu begleiten.«

»Aber fast. Er lockt mich mit einem Hundehaufen, ziemlich wirkungsvoll, sehr subtil, und dann zieht er mich damit bis in die Bretagne, weil er weiß, daß ich ein Ding, das ich einmal angefangen habe, nicht aufgeben kann. Das ist wie eine Flasche Bier, du machst sie auf und bist verloren, nun mußt du sie auch leeren.«

»Es geht nicht um Bier, es geht um ein Verbrechen.«

»Ich versteh mich schon.«

»Ludwig ist gestern losgefahren. Und zwar ohne dich, Vandoosler Junior. Er hat dich sehr respektvoll deinen Studien überlassen.«

Marthe sah ihn lächelnd an, und Marc blieb stumm. Ihm war heiß, er hatte zuviel geredet. Am ersten Januar würde er Vorsätze fassen. Er fragte ruhig, ob es nicht zufällig Zeit für einen Kaffee sei?

Sie machten sich ihren üblichen kurzen Kaffee, ohne ein Wort zu sagen. Dann bat Marthe ihn um Hilfe bei ihrem Kreuzworträtsel. Da er sich leicht ermattet fühlte, willigte Marc ausnahmsweise ein, die Arbeit beiseite zu legen. Sie setzten sich beide auf das zum Sofa zusammengeklappte Bett, Marc stopfte

sich ein Kissen in den Rücken und eines in den Rücken von Marthe, stand auf, um einen Radiergummi zu holen, man kann kein Kreuzworträtsel lösen ohne Radiergummi, wiederholte das Manöver mit dem Kissen, zog seine Stiefel aus und dachte über 6 waagerecht in zehn Buchstaben nach: »Kunstform«.

»Da gibt's ja einiges«, sagte Marc.

»Kommentier nicht, such.«

Bevor er mit dem Rathaus begann, frühstückte Louis im Café de la Halle auf der anderen Seite des Platzes. Er wartete, bis seine Jacke ein wenig getrocknet war. Louis hatte auf den ersten Blick gesehen, daß das Café ganz nach seinem Geschmack war, seit vierzig Jahren hatte niemand daran gerührt. Hier befand sich ein Originalflipper und ein Billardtisch mit einem schmutzigen Pappschild: »Vorsicht, das Tuch ist neu«. Eine Kugel zu stoßen, um eine andere zu erreichen, war ein System, dessen Feinsinnigkeit ihm immer gefallen hatte. Die Banden, die Winkel, das Zurückrollen zu berechnen, nach links zu zielen, um etwas rechts zu erreichen. Raffiniert. Der Billardraum war groß und dunkel. Man durfte nur Licht anmachen, wenn man spielen kam, und an diesem Montagvormittag gegen halb zwölf war es noch zu früh dafür. Die kleinen Fußballer des Tischfußballs hatten vom vielen Spielen ganz abgenutzte Füße. O. k., Füße, es ging schon wieder los. Er mußte sich um diesen Zeh kümmern und durfte sich nicht sofort einer Partie Religionsunterricht am Flipper hingeben, der ihm die Arme entgegenstreckte.

»Ist der Bürgermeister heute zu sprechen?« fragte Louis die alte Dame in Grau und Schwarz, die hinter der Theke stand.

Die alte Frau dachte nach, dann legte sie langsam ihre feingliedrigen Hände auf die Theke.

»Wenn er im Rathaus ist, gäbe es keinen Grund, warum nicht. Aber, Donnerwetter, wenn er nicht dort ist ...«

»Ja«, sagte Louis.

»Ansonsten kommt er gegen halb eins her, um seinen Aperitif zu trinken. Wenn er auf einer Baustelle ist, kommt er nicht. Aber wenn er nicht dort ist, kommt er.«

Louis bedankte sich, bezahlte, nahm seine noch immer durchnäßte Jacke und überquerte den Platz. Als er das kleine Rathaus betreten hatte, wurde er gefragt, ob er angemeldet sei, weil der Herr Bürgermeister in seinem Büro arbeite.

»Könnten Sie ihn darüber informieren, daß ich auf der Durchreise bin und ihn zu sprechen wünsche? Kehlweiler, Louis Kehlweiler.«

Louis hatte sich nie Visitenkarten machen lassen, das störte ihn.

Der junge Mann telefonierte und gab ihm dann ein Zeichen, daß er hinaufgehen könne, erster Stock, die Tür am Ende. Es gab eh nur ein Stockwerk.

Louis hatte keinerlei Erinnerung mehr an den Bürgermeister und Senator, abgesehen von seinem Namen und der Kategorie »Parteilose«. Der Mann, der ihn empfing, war ziemlich gedrunken, etwas weich, eines jener Gesichter, auf die man sich stark konzentrieren muß, um sich an sie zu erinnern, aber sehr elastisch. Er lief leicht federnd, knickte alle Finger einer Hand mit der anderen um, ohne daß es knackte, und das mit irritierender Gelenkigkeit. Da Louis die Bewegung beobachtete, steckte der Bürgermeister die Hand in die Tasche und bat ihn, Platz zu nehmen.

»Louis Kehlweiler? Was verschafft mir die Ehre?«

Michel Chevalier lächelte, aber nur schwach. Louis war das gewohnt. Der unerwartete Besuch eines inoffiziellen Gesandten aus dem Innenministerium verursachte bei den Mandatsträger nie ein Wohlgefühl, wer immer sie waren. Offensichtlich wußte Chevalier nicht über seinen Rauswurf Bescheid, oder der Rauswurf reichte nicht aus, ihn zu beruhigen.

»Nichts, was Ihnen Sorgen machen könnte.«

»Ich will Ihnen gerne glauben. In Port-Nicolas würde man keine Nadel verstecken können. Es ist zu klein.«

Der Bürgermeister seufzte. Er dürfte sich in diesem Rathaus ziemlich im Kreis drehen. Nichts zu verbergen und nicht viel auszurichten.

»Also?« fragte der Bürgermeister weiter.

»Port-Nicolas mag klein sein, aber es schwärmt aus. Ich bin gekommen, um Ihnen etwas zu bringen, was zum Ort gehören könnte, etwas, was ich in Paris gefunden habe.«

Chevalier hatte große blaue Augen, die er nicht zukneifen konnte, was er aber wollte.

»Ich zeige es Ihnen«, sagte Louis.

Er griff mit der Hand in die Jackentasche und stieß auf die warzige Haut Bufos, die dort pennte. Verdammt, er hatte sie heute morgen auf seinen Spaziergang zum Kalvarienberg mitgenommen und vergessen, sie bei seiner Rückkehr im Hotelzimmer abzusetzen. Es war jetzt bestimmt nicht der Augenblick, Bufo herauszuholen, denn das eingesunkene Gesicht des Bürgermeisters schien ein wenig sorgenvoll. Er fand das zusammengeknüllte Zeitungspapier unter dem Bauch von Bufo, die gegenüber Beweismitteln keinen Respekt bekundete und es sich darauf bequem gemacht hatte.

»Es ist dieses kleine Etwas«, sagte Louis und legte endlich das empfindliche Stückchen Knochen auf Chevaliers Holztisch. »Es beunruhigt mich so, daß es mich bis zu Ihnen getrieben hat. Und ich hoffe, daß ich mich umsonst beunruhigt habe.«

Der Bürgermeister beugte sich vor, sah sich das Etwas an und schüttelte langsam den Kopf. Was für ein geduldiger Typ, sagte sich Louis, verformbar und bewegt sich wie in Zeitlupe, nichts scheint ihn zu erschüttern, und trotz seiner großen Augen sieht er nicht wie ein Idiot aus.

»Es ist ein menschlicher Knochen«, fuhr Louis fort. »Das letzte Glied eines Zehs, den ich unglücklicherweise auf der Place de la Contrescarpe in Paris auf einem Baumgitter gefunden habe und der sich, entschuldigen Sie, Herr

Bürgermeister, in einem Haufen Hundekot befand.«

»Durchsuchen Sie Hundekot?« fragte Chevalier bedächtig und ohne jede Ironie.

»Ein sintflutartiger Regen ist über Paris niedergegangen. Die organischen Bestandteile sind abgewaschen worden, der Knochen ist auf dem Baumgitter zurückgeblieben.«

»Ich verstehe. Und der Zusammenhang mit meiner Gemeinde?«

»Die Sache erschien mir ungewöhnlich und unangenehm, ich habe mich also damit beschäftigt. Einen Unfall kann man nicht ausschließen oder, wenn man den Zufall auf die Spitze treiben wollte, auch nicht das bedauerliche Auftauchen eines Hundes bei einer Totenwache. Aber ebensowenig kann man die abwegig erscheinende Möglichkeit eines Mordes ausschließen.«

Chevalier rührte sich nicht. Er hörte zu und widersprach nicht.

»Und meine Gemeinde?« wiederholte er.

»Dazu komme ich jetzt. Ich habe in Paris abgewartet. Aber es ist nichts geschehen. Sie wissen, daß man eine Leiche in der Hauptstadt nicht lange verbergen kann. Auch in der Banlieue ist nichts geschehen, und seit nunmehr zwölf Tagen keine Vermisstenmeldung. Ich habe also die Bewegungen der Wanderhunde überprüft, jener Hunde, die an einem Ort fressen und an einem anderen ausscheiden, und bin auf zwei gestoßen. Von den beiden habe ich mich für die Fährte des Pitbulls von Lionel Sevrans entschieden.«

»Fahren Sie fort«, sagte der Bürgermeister.

Er blieb schlaff, aber seine Konzentration nahm kontinuierlich zu. Louis setzte sich, legte einen Ellbogen auf den Tisch, das Kinn auf die Faust gestützt, die andere Hand noch immer in seiner Tasche, weil diese verdammte Kröte nicht wieder einschlafen wollte und sich bewegte.

»In Port-Nicolas«, sagte er, »hat es einen Unfall auf dem

Strand gegeben.«

»Da wären wir also.«

»Ja. Ich bin hergekommen, um mich zu vergewissern, daß es sich dabei um einen Unfall gehandelt hat.«

»Ja«, unterbrach Chevalier. »Ein Unfall. Die alte Dame ist auf den Felsen ausgerutscht und hat sich den Schädel gebrochen. Das stand in der Presse. Alle notwendigen Untersuchungen sind von der Gendarmerie von Fouesnant durchgeführt worden. Es gibt keinen Zweifel, es war ein Unfall. Die alte Marie ging immer an diese Stelle, ganz egal, ob es regnete oder stürmte. Es war ihre Strandschneckenecke, sie brachte ganze Säcke voll zurück. Niemand wäre dorthin, um ihr ihre Strandschnecken wegzunehmen, das war ihre Welt. Sie ging wie üblich dorthin, aber an dem Donnerstag regnete es, die Algen waren glitschig, und sie ist gestürzt, allein, im Dunkeln ... Ich kannte sie gut, niemand hätte ihr etwas Böses gewollt.«

Das Gesicht des Bürgermeisters verdüsterte sich. Er erhob sich und lehnte sich schlaff an die Wand hinter seinem Schreibtisch, während er erneut seine Finger umknickte. In seiner Vorstellung neigte sich das Gespräch dem Ende zu.

»Sie wurde erst am Sonntag gefunden«, fügte er hinzu.

»Das ist ziemlich spät.«

»Man hat sich am Freitag noch keine Sorgen über ihre Abwesenheit gemacht, sie hatte frei. Am Samstag mittag hat niemand sie im Café gesehen, da hat man zu Hause und bei ihren Arbeitgebern nach ihr geschaut. Niemand da. Erst da, gegen sechzehn Uhr, hat man angefangen, sie zu suchen, ein bißchen laienhaft, man hat sich nicht wirklich Sorgen gemacht. Niemand hat an den Vaubanstrand gedacht. Seit drei Tagen war ein solches Wetter gewesen, daß man sich nicht vorgestellt hat, sie könne zu den Strandschnecken gegangen sein. Schließlich wurden gegen zwanzig Uhr die Gendarmen von Fouesnant gerufen. Am nächsten Tag, als das Gelände breit durchkämmt

wurde, hat man sie gefunden. Der Vaubanstrand ist nicht gerade in der Nähe, er liegt am Ende der Landzunge. Das war's. Wie ich Ihnen gesagt habe, ist alles Nötige getan worden. Es war ein Unfall. Also?»

»Also beginnt die Kunst da, wo das Nötige endet. Was ist mit ihrem Fuß? Ist da was bemerkt worden?«

Chevalier setzte sich mit offenkundiger Gefügigkeit wieder hin, wobei er ihm einen kurzen Blick zuwarf. Es würde nicht leicht sein, Kehlweiler aus dem Büro zu entfernen, und es handelte sich auch nicht um einen Mann, den man ohne Vorsichtsmaßnahmen hinauswarf.

»Genau das«, sagte Chevalier. »Sie hätten sich Mühe und Wege erspart, wenn Sie mich einfach angerufen hätten. Ich hätte Ihnen gesagt, daß Marie Lacasta gestürzt ist und nichts mit ihren Füßen passiert ist.«

Louis senkte den Kopf und dachte nach.

»Wirklich nichts?«

»Nichts.«

»Wäre es indiskret, Sie nach dem Untersuchungsbericht zu fragen?«

»Wäre es indiskret, Sie zu fragen, ob Sie in offiziellem Auftrag hier sind?«

»Ich bin nicht mehr im Innenministerium«, sagte Louis lächelnd, »und das wußten Sie, nicht wahr?«

»Ich habe es mir nur gedacht. Sie sind also auf eigene Faust hier?«

»Ja, nichts verpflichtet Sie, mir zu antworten.«

»Das hätten Sie mir gleich sagen können.«

»Sie haben es mich nicht gleich gefragt.«

»Das stimmt. Gehen Sie und werfen Sie einen Blick in den Bericht, wenn Sie das beruhigt. Fragen Sie meine Sekretärin

danach, aber lesen Sie ihn, bitte, ohne ihr Büro zu verlassen.«

Wieder einmal packte Louis sein Knöchelchen ein, mit dem ganz entschieden niemand etwas zu tun hatte, als wäre es belanglos, daß ein Frauenzeh auf einem Baumgitter in Paris herumlag. Aufmerksam las er den Gendarmeriebericht durch, der Sonntag abend verfaßt worden war. Tatsächlich, nichts über die Füße. Er verabschiedete sich von der Sekretärin und ging zurück in das Büro des Bürgermeisters. Aber der war zum Aperitif ins Café hinübergegangen, wie ihm der junge Mann vom Empfang erklärte.

Der Bürgermeister unterhielt sich, während er bei einer Partie Billard herumhüpfte, umgeben von einem Dutzend seiner Bürger. Louis wartete, bis sein Stoß danebenging und er seine Serie beendet hatte, um sich ihm zu nähern.

»Sie haben mir nicht gesagt, daß Marie bei den Sevrans gearbeitet hat«, flüsterte er ihm über die Schulter zu.

»Inwiefern ist das wichtig?« flüsterte der Bürgermeister seinerseits, den Blick fest auf das Spiel seines Gegners gerichtet.

»Verdammt noch mal, der Pitbull! Er gehört den Sevrans.«

Der Bürgermeister sagte ein paar Worte zu seinem Nachbarn, gab ihm sein Queue und führte Louis in eine Ecke des Billardraumes.

»Monsieur Kehlweiler«, sagte er, »ich weiß nicht, was Sie genau wollen, aber Sie können die Realität nicht verdrehen. Mein Kollege Deschamps hat mir im Senat viel Gutes über Sie erzählt. Und jetzt erlebe ich Sie, wie Sie dabei sind, sich mit einer Sache zu beschäftigen, die ohne jeden Zweifel tragisch ist, aber ohne irgendeine Bedeutung, die das Interesse eines Mannes, wie Sie es sind, hervorrufen könnte. Sie fahren sechshundert Kilometer, um zwei Teile zusammenzufügen, die nicht zusammengehören. Man hat mir gesagt, es sei schwierig, Sie von etwas abzubringen, was nicht unbedingt ein Vorzug ist, aber was tun Sie angesichts einer so eindeutigen Tatsache?«

Ein bißchen Kritik und ein bißchen Schmeichelei, vermerkte Louis. Kein Mandatsträger hatte ihn je gern auf seinem Territorium gesehen.

»Im Senat«, fuhr Chevalier schlaff fort, »heißt es auch, es sei besser, Wanzen im Bett zu haben als ›den Deutschen‹ an seinen Schubladen. Verzeihen Sie mir, wenn Sie das brüskiert, aber so redet man über Sie.«

»Ich weiß.«

»Man fügt hinzu, daß man dann vorgehen muß wie bei Wanzen, das heißt, Feuer ans Mobiliar legen.«

Chevalier lachte leise und warf seinem Nachfolger beim Billard einen befriedigten Blick zu.

»Was mich angeht«, fuhr er fort, »so habe ich nichts zu verbrennen und Ihnen auch nichts zu zeigen, da Sie nicht mehr zum Haus gehören. Ich weiß nicht, ob es die Untätigkeit ist, die Sie zu dieser Beharrlichkeit treibt. Ja, der Pitbull gehört den Sevrans, so wie auch Marie ihnen gehört hat, wenn man so sagen kann. Sie war Lina Sevrans Amme, sie hat sie nie verlassen. Aber Marie ist auf dem Uferstreifen gestürzt, und ihre Füße hat keiner angerührt. Muß ich das wiederholen? Sevrans ist ein warmherziger Mann, der für die Gemeinde sehr aktiv ist. Über seinen Hund würde ich nicht soviel Gutes sagen, das unter uns. Aber Sie haben keinerlei Grund und keinerlei Recht, ihn zu bedrängen. Um so mehr, als sein Hund, lassen Sie sich das für Ihr weiteres Vorgehen gesagt sein, seine Zeit damit verbringt, abzuhausen, auf dem Land umherzustreifen und ganze Mülltonnen zu verschlingen. Sie können zehn Jahre lang suchen, bevor Sie herausfinden, wo der Hund das aufgelesen hat, wenn er es denn war.«

»Spielen wir die Partie zu Ende?« fragte Louis und deutete auf den Billardtisch. »Ihr Gegner scheint das Tuch zu verlassen.«

»Einverstanden«, sagte Chevalier.

Jeder nahm Kreide, und Louis begann die Partie, umgeben von

dem Dutzend Zuschauer, die kommentierten oder anerkennend schwiegen. Manche gingen, andere kamen, es war viel los im Café. Mitten im Spiel bestellte Louis ein Bier, das schien den Bürgermeister zufriedenzustellen, der nach einem Muscadet verlangte und die Partie schließlich gewann. Chevalier war seit zwölf Jahren in dem Hafenstädtchen, das machte viertausend Billardpartien, so was zählt in einem Leben. Wo sie schon dabei waren, lud der Bürgermeister Louis zum Mittagessen ein. Louis entdeckte hinter dem Billardraum einen großen Saal mit etwa fünfzehn Tischen. Die granitenen, vom Kaminfeuer geschwärzten Wände waren kahl. Dieses alte Café mit den hintereinanderliegenden Räumen gefiel Louis immer mehr. Er hätte liebend gern sein Bett in einer Ecke in der Nähe des Kamins aufgestellt, aber wozu, wenn Marie Lacasta mit zwei unversehrten Füßen auf den Felsen gestorben war. Dieser Gedanke verdroß ihn. Er würde nicht finden, was sich am Ende des Knochens befand, den er so sorgfältig aufgesammelt hatte, und doch hatte er, verdammt noch mal, nicht den Eindruck, daß es sich um eine harmlose kleine Geschichte handelte.

Während sie sich an den Tisch setzten, rief sich Louis Marthes Ratschlag in Erinnerung. Wenn du einen Typen vor dir hast, der unsicher ist, ob er dich zurückweisen oder akzeptieren soll, setz dich ihm gegenüber. Im Profil bist du ungenießbar, schreib dir das hinter die Ohren, aber von vorn hast du gute Chancen, ihn für dich einzunehmen, wenn du dich dann bitteschön noch bemühst, nicht dein Deutschengesicht aufzusetzen. Bei einer Frau machst du dasselbe, aber in geringerer Entfernung. Louis setzte sich dem Bürgermeister gegenüber. Sie redeten über Billard und von da ausgehend über das Café, dann über Kommunalverwaltung, Geschäfte und Politik. Chevalier kam nicht aus der Gegend, er war auf diesen Posten berufen worden. Er fand es hart, ans Ende der Bretagne geworfen worden zu sein, aber er hatte den Ort liebgewonnen. Louis äußerte ihm gegenüber ein paar vertrauliche Informationen, die geeignet

waren, ihm zu gefallen. Die gesamte Operation Mittagessen schien Louis zu gelingen, die mißtrauische Trägheit des Bürgermeisters hatte sich in eine herzliche, wohlwollende Trägheit verwandelt, die von gelegentlichem Flüstern unterbrochen wurde. Louis war Meister in der Kunst geworden, eine ganz und gar künstliche Vertrautheit entstehen zu lassen. Marthe fand das ziemlich ekelhaft, aber natürlich nützlich, immer nützlich. Gegen Ende des Essens kam ein kleiner dicker Mann an ihren Tisch, um Guten Tag zu sagen. Niedrige Stirn, schwerfälliges Gesicht; Louis erkannte sofort den Direktor des Zentrums für Thalassotherapie, den Mann seiner kleinen Pauline, das heißt den Dreckskerl, der seine Pauline geschnappt hatte. Er redete mit Chevalier von Zahlen und Wasserleitungen, und sie kamen überein, sich im Lauf der Woche zu sehen. Diese Begegnung hatte Louis verärgert. Nachdem er den Bürgermeister in herzlichem, scheinbarem Einvernehmen verlassen hatte, ging er ziellos im Hafen umher, dann die leeren Straßen entlang, die von Häusern mit geschlossenen Läden gesäumt waren, und lüftete Bufo, die in der Tiefe der nassen Tasche nicht allzusehr gelitten hatte. Bufo war ein ziemlich umgängliches Wesen. Der Bürgermeister vielleicht auch. Der Bürgermeister war sehr zufrieden, daß Louis Port-Nicolas wieder verließ, und Louis ließen seine Enttäuschung und seine dezente Verabschiedung nicht los. Vom Hotel aus rief er ein Taxi und ließ sich zur Gendarmerie von Fouesnant fahren.

Marc Vandoosler stieg am frühen Abend in Quimper aus dem Zug. Es war ja auch zu einfach. Kehlweiler ließ ihn tagelang einem aasfressenden Hund hinterherrennen, und dann verzog er sich, um die Geschichte allein zu beenden. Nein, das war zu einfach. Es gab nicht nur Kehlweiler, der dreckige Arbeiten beenden wollte. Er, Marc, hatte niemals eine Untersuchung in der Schwebe gelassen, niemals, da er jede Form von Unterbrechung haßte. Gewiß, alles mittelalterliche Untersuchungen, aber trotzdem Untersuchungen. Er war mit seinen Aktenauswertungen immer zum Ende gekommen, selbst mit den verwickeltesten. Die mühsame Studie zum dörflichen Handel im 11. Jahrhundert hatte ihn Schweiß und Blut gekostet, aber sie war abgeschlossen, verdammt. Hier handelte es sich natürlich um etwas anderes, um einen schmutzigen Mord, so hatte Louis nahegelegt, aber Louis besaß nicht die Exklusivrechte auf die Jagd nach Schmutz. Und jetzt machte sich der Sohn des Zweiten Weltkriegs – o.k. er sollte dringend damit aufhören, ihn so zu nennen, sonst würde ihm das eines Tages noch versehentlich über die Lippen kommen ganz allein an die Verfolgung des Hundes, dieses Hundes, den zu allem Überfluß auch noch Mathias aufgespürt hatte. Und Mathias war seiner Meinung gewesen, man müsse dem Köter folgen. Zweifellos war es das, stärker noch als alles andere, was Marc endgültig zu seiner Entscheidung bewogen hatte. Hastig hatte er eine Tasche vollgestopft, die Lucien, der 1914-18-Historiker, rasch wieder ausgeleert hatte, keine Ahnung vom Packen, hatte er dazu gemeint. Verdammt, dieser Typ.

»Scheiße!« hatte Marc gerufen. »Deinetwegen verpaß ich noch den Zug!«

»Aber nein. Züge warten immer auf mannhafte Kämpfer, das

steht für alle Ewigkeit in der Halle der Gare de l'Est geschrieben. Die Frauen weinen, doch leider fahren die Züge.«

»Ich fahre aber nicht zur Gare de l'Est!«

»Völlig unerheblich. In Wirklichkeit vergißt du das Wesentliche.«

Während er die Hemden zu kleinen Quadraten zusammenlegte, hatte Lucien mit dem Blick auf den Stapel Rechnungsbücher des Seigneurs von Puisaye gedeutet.

Und in der Tat, Marc war froh, als er im Zug mit dem Kopf an Hugues' Register gelehnt schlafen konnte. Das Mittelalter war das Heil. Wenn einen zehn Jahrhunderte begleiten, langweilt man sich nirgends. Das Geniale am Mittelalter, so hatte Marc es Lucien erklärt, bestand darin, daß man nie das Ende sah, daß man noch Tausende von Jahren darin graben konnte, was doch erheblich beruhigender sei, als über den Ersten Weltkrieg zu arbeiten wie er, von dem er mit der Zeit jeden Tag kennen würde. Ein monumentaler Fehler, hatte Lucien erwidert, der Erste Weltkrieg ist ein Abgrund, ein schwarzes Loch der Menschheit, eine seismische Erschütterung, in der der Schlüssel zu allen Katastrophen ruht. Die Geschichte ist nicht dazu da, den Menschen zu beruhigen, sondern ihn zu warnen. Zwischen Lorient und Quimper war Marc eingeschlafen.

Ein Taxi hatte ihn bis Port-Nicolas gefahren, und Marc hatte den heruntergekommenen Hafen, diese zersplitterte Siedlung, von der allein ein winziges Herz übriggeblieben war, schnell verlassen, um über den Uferstreifen zu laufen. Die Nacht brach eine halbe Stunde später herein als in der Hauptstadt, er rutschte auf den glitschigen Felsblöcken aus und fiel hin. Die Flut kam, Marc folgte ruhig, zufrieden dem schmalen Ufer, während ihm das Wasser von den Haaren in den Nacken rann. Wäre er nicht Mediävist gewesen, wäre er vielleicht Seemann gewesen. Aber die Schiffe von heute machten ihm keine Lust, an Bord zu gehen. Noch schlimmer die U-Boote. Er hatte die *Espadon*

besichtigt, die in den Gewässern von Saint-Nazaire unter Wasser lag, ein schwerer Fehler, denn im Torpedoraum war ihm der Angstschweiß ausgebrochen. Gut, also Seemann von früher. Auch wenn die schweren Walfangschiffe oder Kanonenboote ihn kaum begeisterten. Also ein noch früherer Seemann, zum Beispiel gegen Ende des 15. Jahrhunderts, der zu einem bestimmten Kontinent aufbricht, sich im Weg täuscht und bei einem anderen ankommt. Selbst als Seemann fand er sich im Grunde wieder ins Mittelalter zurückgeworfen, man entgeht seiner Sache nicht. Diese Schlußfolgerung verdroß Marc. Er mochte es nicht, sich eingesperrt, in die Enge getrieben oder vorherbestimmt zu finden, und sei es durch das Mittelalter. Zehn Jahrhunderte können ebenso eng sein wie zehn Quadratmeter Zelle. Das mußte der andere Grund sein, der ihn hierhergeführt hatte, wo die Erde endet, ans *Finis Terrae*, ans Ende des Endes, ins Finistère.

Louis störte den Bürgermeister spät am Abend zu Hause.

Auf der Türschwelle betrachtete Chevalier ihn mit seinen großen blauen Augen, während er geräuschlos seine schmalen, abgespannten Lippen bewegte. Er sah so aus, als sage er sich müde »Mist«.

»Chevalier, ich muß Sie noch mal sprechen.«

Kehlweiler vor die Tür setzen? Sinnlos, er würde morgen wiederkommen, das wußte er. Er bat ihn einzutreten, sagte, daß seine Frau bereits schlafen gegangen sei, warum auch immer, und Louis nahm in dem Sessel Platz, der ihm schweigend gezeigt wurde. Der Sessel war ebenso schlaff wie sein Besitzer, genau wie auch der Hund, der auf dem Boden lag. Da zumindest stimmte die Regel. Es war ein großer Bulldoggen-Rüde, der müde war vom Bulldoggen-Weibchen-Hinterherrennen und die Ansicht vertrat, es reiche jetzt mit der Hundepflicht, man möge bitteschön nicht mit ihm rechnen, um zu bellen, nur weil ein Unbekannter das Haus betrat.

»Sie haben da ein Tier, das zu leben versteht«, sagte Louis.

»Wenn es Sie interessiert«, erwiderte Chevalier und drückte sich ins Sofa, »er hat noch nie jemanden gebissen und auch noch keinen Fuß gefressen.«

»Nie gebissen?«

»Ein, zwei Mal, als er jung war, und weil man ihn gereizt hat«, gab Chevalier zu.

»Natürlich«, sagte Louis.

»Zigarette?«

»Ja, bitte.«

Die beiden Männer schwiegen einen Augenblick. Keine

Feindseligkeit zwischen ihnen, bemerkte Louis, eine Art abgesprochenes Einverständnis, Resignation, gegenseitige Hinnahme. Der Bürgermeister war kein Typ, mit dem der Umgang unangenehm gewesen wäre, sehr beruhigend, hätte Vandoosler der Jüngere gesagt. Chevalier wartete, bis der andere redete, er war keiner, der vorpreschte.

»Ich war bei der Gendarmerie von Fouesnant«, sagte Louis. »Marie Lacasta ist gestorben, weil sie mit der Stirn auf die Felsen geschlagen ist.«

»Ja, das haben wir uns schon gesagt.«

»Trotzdem fehlt ihr das letzte Zehenglied des großen Zehs am linken Fuß.«

Chevalier schreckte nicht auf, er klopfte auf seine Zigarette und sagte Mist, dieses Mal sagte er es wirklich.

»Unmöglich ...«, murmelte er. »Das steht nicht in dem Bericht. Was ist das für eine Geschichte?«

»Ich bin untröstlich, Chevalier, es steht im Bericht. Nicht in dem, den Sie mir gezeigt haben, sondern in dem anderen, der hinterher kam, dem Bericht des Gerichtsmediziners vom Montag, von dem Ihnen Dienstag mit dem Vermerk ›persönlich‹ eine Kopie mit der Post zugesandt wurde. Ich habe keinen offiziellen Auftrag, ich weiß, aber warum haben Sie mir davon nichts erzählt?«

»Weil ich diesen Bericht nicht bekommen habe! Einen Augenblick, lassen Sie mich nachdenken ... Er kann Mittwoch gekommen sein, oder Donnerstag. Mittwoch war ich bei der Beerdigung von Marie Lacasta, dann bin ich nach Paris. Eine Sitzung nach der anderen im Senat, bis Samstag. Sonntag bin ich zurückgekommen, und heute morgen im Rathaus ...«

»Haben Sie die Post der letzten Woche nicht aufgemacht? Als ich zu Ihnen gekommen bin, war es schon fast Mittag.«

Der Bürgermeister breitete die Arme aus, dann knickte er seine

Finger.

»Meine Güte, ich war erst seit elf da! Ich hatte noch keine Zeit, die Post durchzusehen, ich habe nichts Dringendes erwartet. Dafür trat das Wasser im Entlastungskanal von Penfoul über die Ufer, und ich wollte mich drum kümmern, bevor ich alle Einwohner am Hals habe. Eine Falle, dieser Kanal, ich hätte ihn nicht bauen lassen dürfen, und, verdammt, bitte stürzen Sie sich da nicht hinein!«

»Keine Sorgen, ich bin hinter etwas anderem her als einem überschwemmten Kanal. Aber ich glaube doch verstanden zu haben, daß Ihre Sprechstunde um neun anfängt?«

»Meine Sprechstunde halte ich im Café, beim Aperitif, und das wissen alle. Glauben Sie, ich hätte den Bericht gelesen und Ihnen nichts davon gesagt? O nein, Kehlweiler! Um zehn habe ich geschlafen, ob Ihnen das gefällt oder nicht. Ich stehe nicht gern auf«, fügte der Bürgermeister stirnrunzelnd hinzu.

Louis beugte sich vor und legte seinen Zeigefinger auf Chevaliers Arm.

»Ich habe auch geschlafen.«

Der Bürgermeister holte zwei Gläser und schenkte Cognac ein. Die morgendliche Schläfrigkeit von Louis hatte diesen in seinem Ansehen steigen lassen.

»Schlimmer noch«, fügte Louis hinzu. »Ich halte Mittagsschlaf. Im Ministerium habe ich die Tür abgeschlossen, mich auf den Boden gelegt, den Kopf auf einem dicken Strafrechtswälzer. Eine halbe Stunde. Manchmal habe ich das Buch auf dem Boden vergessen, niemand hat je erfahren, warum ich das Gesetz auf dem Teppich gelesen habe.«

»Also?« fragte der Bürgermeister. »Was ist mit diesem zweiten Bericht?«

»Wie Sie wissen, haben die Gendarmen Sonntag die erste Tatbestandsaufnahme durchgeführt. Die Leiche war von fünf

aufeinanderfolgenden Fluten umgewälzt worden, sie war verunstaltet und voller Schlick und Tang. Die Stelle, an der der Schädel eingeschlagen worden war, war deutlich sichtbar, die Verletzung am Fuß nicht. Und doch war Marie Lacasta barfuß. Anscheinend trug sie immer niedrige Gummistiefel, welche von ihrem Mann, die ihr zu groß waren.«

»Ganz richtig. Sie zog sie über die bloßen Füße, wenn sie zum Schneckensammeln ging.«

»Anscheinend haben die Wellen ihr die Stiefel ausgezogen.«

»Ja, barfuß, das stand in dem ersten Bericht ... Einen der Stiefel hat man zehn Meter weiter auf den Felsen gefunden.«

»Und den anderen?«

»Der andere ist weg. Der dürfte gerade auf dem Weg nach New York sein.«

»Bei seiner ersten Untersuchung, die spät in der Nacht durchgeführt wurde, hat sich der praktische Arzt von Fouesnant um den Kopf mit den deutlich sichtbaren Brüchen gekümmert, der schlickverschmierte Fuß hat ihn dabei nicht beschäftigt. Es hat nicht mehr geblutet, die Wunde war vom Meer ausgewaschen worden. Der Arzt hat rasch seine Diagnose gestellt, eine richtige Diagnose übrigens, Tod durch Einschlagen der Hirnschale, zertrümmerter Stirnknochen, Schlag gegen einen Felsen. Das ist der vorläufige Bericht, der Ihnen zugegangen ist. Der Gerichtsmediziner kam erst am nächsten Tag, er war Sonntag abend in Quimper bei einem Verkehrsunfall. Erst der Gerichtsmediziner hat den fehlenden Zeh entdeckt. Seine Schlußfolgerungen zu dem Schlag auf den Kopf sind dieselben wie die seines Kollegen. Was den Fuß angeht, so schreibt er ...«

Louis kramte in seiner Hosentasche und zog ein zerknittertes Stück Papier hervor.

»Ich fasse zusammen ... Fehlendes Zehenglied II von Zeh I des linken Fußes. Der Zeh wurde nicht abgeschnitten, sondern herausgerissen. Der Gerichtsmediziner schließt daher einen

menschlichen Eingriff aus. Angesichts der Umstände vermutet er, daß eine Möwe vorbeigekommen ist. Also Tod durch Unfall und Aasfraß durch ein Tier. Der Todeszeitpunkt kann nicht genau bestimmt werden, spätestens Freitag vormittag. Marie wurde Donnerstag gegen vier Uhr noch gesehen, sie ist also zwischen Donnerstag halb fünf und Freitag mittag gestorben. Ging Marie im Morgengrauen Strandschnecken sammeln?«

»Das kam vor. Sie hatte von Freitag bis Montag frei. Aber der Gerichtsmediziner hat auf Unfalltod geschlossen, trotz dieses gräßlichen Details mit dem Fuß. Wo führt Sie das also hin? Die Hypothese mit der Möwe ist ein bißchen zweifelhaft, aber warum nicht? Es gibt sie dort zu Tausenden, wild, schreiend, eine wahre Plage.«

»Chevalier, Sie vergessen, daß ich den Knochen nicht im Bauch einer Möwe gefunden habe.«

»Ja, ich vergaß.«

Louis machte es sich in dem Sessel bequem, sein steifes Bein von sich gestreckt. Der Cognac war gut, der Bürgermeister veränderte sich spürbar, er wartete, daß die Überlegungen im Kopf des Mandatsträgers sich klärten. Aber er hätte gerne gewußt, ob Chevalier den zweiten Bericht gekannt hatte oder nicht, ob er an diesem Abend überrascht gewesen war oder ob er am Morgen gelogen hatte, in der Hoffnung, Louis würde nicht weiter suchen. Unmöglich, das bei einem solchen Typen zu wissen. Das Phlegma seiner Züge, die Unbekümmertheit seines verschwommenen Körpers löschten jegliche Wahrnehmung seiner Gedanken aus. Man hätte meinen können, daß seine Gedanken sich verloren, bevor sie die Oberfläche und das Tageslicht erreichten. Alles an ihm blieb unterschwellig, fließend, in einer gewissen Wassertiefe. Er war ein extrem fischiger Typ. Was Louis ahnen ließ, daß er diese hellen runden Augen, die er schon einmal irgendwo gesehen zu haben glaubte, schlicht und einfach beim Fischhändler in der Auslage gesehen hatte. Louis warf dem alten Hund einen Blick zu, um zu sehen,

ob er Fischeaugen hatte, aber die Bulldogge schlief, während sie auf die Steinplatten am Boden sabberte.

»Moment mal«, sagte Chevalier plötzlich. »Einverstanden, die Tatsachen geben Ihnen recht, der Pitbull von Sevrans kann den Zeh von Marie gefressen haben, was widerlich ist und mich bei dem Hund nicht wundert, ich habe Sevrans oft gewarnt. Aber noch mal: Ja, und? Marie ist gestürzt und dabei zu Tode gekommen, und der Hund, der umherstreunte, wie es seine abscheuliche Art ist, und aasfressend wie sonst keiner – auch wenn alle Hunde so sind, das ist ihre Natur, was kann man da machen –, und der Hund ist also am Strandstreifen vorbeigekommen und hat ihren Zeh gefressen. Noch mal: Ja, und? Sie werden doch keinen Hund vor Gericht zerren, weil er eine Leiche verstümmelt hat?«

»Nein.«

»Sehr gut, die Sache ist abgeschlossen. Sie haben die Frau gefunden, die Sie gesucht haben, und es gibt nichts mehr zu sagen.«

Der Bürgermeister füllte erneut die beiden Gläser.

»Trotzdem noch eine Kleinigkeit«, sagte Louis. »Ich habe den Knochen am Freitag früh gefunden, nach dem nächtlichen Regen, aber er lag schon gegen ein Uhr morgens am Donnerstagabend auf dem Baumgitter. Sevrans Hund ist zwischen zwei Uhr nachmittags, als das Baumgitter noch sauber war, und ein Uhr morgens, als ich den Hundehaufen bemerkt habe, dort vorbeigekommen.«

»Sie haben ja hübsche Beschäftigungen. Ein ganzes Leben im Innenministerium – das richtet einen ganz schön zu. Das ist Pedanterie, Besessenheit.«

»Wie auch immer, der Hund ist dort zwischen Donnerstagabend und ein Uhr morgens vorbeigekommen.«

»Aber natürlich, verdammt noch mal! Sevrans fährt jeden Donnerstagabend nach Paris! Er hat Freitag Unterricht an der

Technischen Hochschule! Gegen sechs Uhr abends fährt er los, um ohne Aufenthalt gegen Mitternacht da zu sein. Den Hund nimmt er immer mit, Lina will nicht mit ihm allein bleiben, und unter uns gesagt, das finde ich richtig.«

Chevalier verwendete den Ausdruck »unter uns gesagt« überreichlich, was nicht zu seiner Wesensart paßte. Er war kein Mann, der einem anvertraute, was unter der Oberfläche seiner Wasser trieb.

»Also«, fuhr der Bürgermeister fort und leerte seinen Cognac in einem Zug, »läßt Sevran gleich, wenn er ankommt, den Hund raus, normal bei diesem Tier. Soweit, so gut, ich werde wieder einmal ein paar Takte mit Sevran über seinen Hund reden. An Leichen herumzunagen ist nicht hinnehmbar. Entweder leint er ihn an, oder ich ergreife Maßnahmen.«

»Nicht gegen den Hund wird man Maßnahmen ergreifen müssen.«

»Sagen Sie, Kehlweiler, Sie haben doch nicht etwa vor, den Ingenieur für diese Barbarei verantwortlich zu machen?«

»Den Ingenieur?«

»Sevran. So wird er hier genannt.«

»Nicht unbedingt Sevran, aber jemanden ganz bestimmt.«

»Jemanden? Jemanden, der den Fuß von Marie abgeschnitten haben soll, um ihn dem Hund zu fressen zu geben? Finden Sie nicht, daß Sie die Geschichte ein bißchen weit treiben? Der Gerichtsmediziner hat gesagt, der Zeh sei nicht abgeschnitten worden. Können Sie sich vorstellen, daß ein Mensch die Leiche mit seinen Zähnen bearbeitet? Sie liegen falsch, Kehlweiler.«

»Herr Bürgermeister, schenken Sie uns noch einen Cognac ein und holen Sie mir einen Gezeitenkalender, seien Sie bitte so freundlich.«

Chevalier wich leicht zurück. Es kam selten vor, daß man ihm eine Anweisung erteilte, noch dazu in einem so unbeschwerten

Ton. Ein rascher Gedanke, wie er weiter vorgehen sollte, aber nein, man hatte es ihm gesagt, wenn man das Unglück hatte, den Deutschen im Sessel zu haben, war es sinnlos, ihn rauszusetzen. Er stieß einen Seufzer aus und ging in sein Arbeitszimmer.

»Schenken Sie doch zu trinken ein, fühlen Sie sich wie zu Hause«, knurrte er.

Louis lächelte und füllte die Gläser. Chevalier kam hüpfenden Schrittes zurück und hielt ihm den Gezeitenkalender hin.

»Danke, aber ich habe ihn schon gelesen. Er ist für Sie.«

»Die Gezeiten kenne ich auswendig.«

»Ach so? Und wenn Sie sie kennen, springt Ihnen überhaupt nichts ins Auge?«

»Nein, nichts springt mir, machen Sie schnell, ich bin müde.«

»Aber hören Sie mal, Chevalier, können Sie sich vorstellen, wie ein Hund, oder auch eine Möwe einer Leiche den Stiefel auszieht, um den Zeh zu fressen? Warum hat der Pitbull nicht eher die Hand oder ein Ohr abgebissen?«

»Sie haben doch die Berichte gelesen, verdammt und zugenäht! Marie hatte keine Stiefel mehr an, sie war barfuß! Der Hund hat sich durch Zufall über den Fuß hergemacht! Natürlich hat er den Stiefel nicht ausgezogen, Sie halten mich wirklich für blöd ...«

»Ich halte Sie nicht für blöd. Deshalb frage ich Sie: Wenn der Hund die barfüßige Marie angegriffen hat, und wenn es nicht der Hund war, der ihr die Stiefel ausgezogen hat, wer dann?«

»Das Meer, verdammt noch mal, das Meer! Noch einmal: Das steht im Bericht! Unter uns gesagt, Sie vergessen alles, Kehlweiler!«

»Nicht das Meer, sondern die Flut, bleiben wir genau.«

»Die Flut, das ist das gleiche.«

»Um wieviel Uhr war an diesem Abend Flut?«

»Gegen ein Uhr morgens.«

Diesmal schreckte Chevalier auf. Kein richtiges Aufschrecken, aber ein Zusammenzucken, während er sein Cognacglas auf den niedrigen Tisch stellte.

»Da wären wir also«, sagte Louis und breitete die Arme aus. »Marie sind die Schuhe am Donnerstag abend nicht von der Flut ausgezogen worden, weil das Meer zurückging und erst sieben Stunden später wieder zu ihr kam. Nun hat der Pitbull seinen Knochen aber vor ein Uhr morgens in Paris ausgeschieden.«

»Ich versteh nichts mehr. Soll der Hund am Stiefel gezogen haben? Das ergibt doch keinen Sinn ...«

»Um mein Gewissen zu beruhigen, habe ich darum gebeten, den Stiefel zu sehen, den sie noch in Fouesnant hatten. Man hat Glück gehabt, es ist der linke.«

»Mit welchem Recht wurde er Ihnen gezeigt?« fragte Chevalier empört. »Seit wann breiten die Gendarmen ihr Material vor pensionierten Zivilpersonen aus?«

»Ich kenne einen Freund des Hauptmanns von Fouesnant.«

»Glückwunsch.«

»Ich habe nur den Stiefel untersucht und das auch noch mit dem Mikroskop. Er weist keine Bißspuren auf, nicht einmal leichte Spuren der Zähne. Der Hund hat ihn nicht angerührt. Marie war bereits barfuß, als der Pitbull vor sechs Uhr gekommen ist.«

»Dafür läßt sich eine Erklärung finden ... Also ... Sie zieht ihren Stiefel aus, zum Beispiel, um ein Steinchen herauszuholen und ... verliert das Gleichgewicht, fällt und zerschmettert sich den Schädel.«

»Ich glaube nicht. Marie war eine alte Frau. Sie hätte sich auf einen Felsen gesetzt, um ihren Stiefel auszuziehen. In ihrem Alter macht man keine Akrobatik auf einem Fuß mehr ... War sie agil, unternehmungslustig?«

»Eher nicht ... Sehr vorsichtig, zerbrechlich.«

»Es war also nicht die Flut, es war nicht Marie, es war nicht der Pitbull.«

»Was dann?«

»Wer, meinen Sie?«

»Wer?«

»Chevalier, jemand hat Marie getötet, und darum werden Sie sich kümmern müssen.«

»Wie sehen Sie die Sache?« fragte der Bürgermeister nach kurzem Schweigen leise.

»Ich habe mir die Stelle angesehen. Gegen fünf oder sechs Uhr abends wird es dämmerig, aber es ist noch nicht richtig dunkle Nacht. Wenn man Marie töten will, ist der Uferstreifen nicht der geeignetste Ort, er ist zu offen, auch wenn er in dieser Jahreszeit verlassen ist. Stellen Sie sich vor, daß man sie im Kiefernwäldchen hinter dem Uferstreifen oder in der Vauban-Hütte, die oberhalb liegt, durch einen Schlag mit einem Stein auf die Stirn umbringt und sie dann über den steilen Pfad, der bis zu den Felsen führt, hinunterbringt. Der Mörder läßt sich die alte Marie über die Schulter, sie war nicht schwer.«

»Ein Fliegengewicht ... Fahren Sie fort.«

»Über die Schulter, bis zum Strandstreifen, wo er sie mit dem Gesicht gegen die Felsen ablegt. Ist es nicht wahrscheinlich, daß einer der zu großen Stiefel beim Abstieg zu Boden fällt?«

»Doch.«

»Der Mörder bemerkt den Verlust des Stiefels, als er die Leiche ablegt. Er muß ihn unbedingt wiederfinden, damit man auf einen Unfall schließen kann. Er konnte nicht wissen, daß das Meer ihr die Stiefel erneut ausziehen würde. Er geht den Pfad hinauf bis zur Hütte oder bis in das Wäldchen und sucht bei einbrechender Dunkelheit. Es ist voller Dornen und Stechginster, und weiter hinten voller Kiefernadeln. Nehmen

wir an, daß er, oder sie, bestenfalls vier Minuten braucht, um den Pfad hinaufzusteigen, vier Minuten, um den Stiefel zu finden, der schwarz ist, und drei Minuten, um wieder hinunterzulaufen. Das macht elf Minuten, während derer Sevrans Hund, der auf dem Strandstreifen herumstreunt, ausreichend Zeit hat, einen Zeh abzubeißen. Sie kennen seine Fangzähne, eine üble, mächtige Waffe. In der einbrechenden Dunkelheit zieht der rasch agierende Mörder der Toten ihren Stiefel wieder an, ohne die Amputation zu bemerken. Schenken Sie uns noch einen Cognac ein.«

Schweigend gehorchte Chevalier.

»Wenn Marie sofort und somit gestieftelt gefunden worden wäre, hätte man die Amputation bemerkt, sobald man ihr für die Untersuchung die Schuhe ausgezogen hätte und der Mord wäre offensichtlich gewesen. Eine Tote kümmert sich nicht darum, ihren Stiefel wieder anzuziehen, nachdem man ihren Fuß angefressen hat ...«

»Fahren Sie fort.«

»Aber – zum Glück für den Mörder – nimmt die Flut Marie die Stiefel weg, spült einen auf den Kies und nimmt den anderen mit Richtung Amerika. Sie wird also barfuß und amputiert gefunden, aber da sind ja die Möwen, wunderbar geeignet, die Sache mehr schlecht als recht zu erklären. Nur ...«

»Nur ist der Hund von Sevran dort vorbeigekommen und hat ... hat den Knochen am selben Abend, noch vor der steigenden Flut, in Paris ausgeschieden.«

»Ich hätte es nicht besser formulieren können.«

»Also nichts zu machen, sie ist umgebracht worden ... Man hat Marie umgebracht ... Aber Sevran hat seinen Hund gegen sechs Uhr wie gewöhnlich mitgenommen ...«

»Der Hund hatte die Zeit, Marie vor sechs Uhr zu finden. Sevran muß gefragt werden, ob der Hund vor der Abfahrt noch herumgestreunt ist.«

»Ja ... natürlich.«

»Es gibt keine andere Wahl mehr, Chevalier. Man muß gleich morgen Quimper Bescheid geben. Es ist ein Mord, und zwar ein vorsätzlicher, sei es, daß jemand Marie bis an den Strand gefolgt ist, sei es, daß man sie dorthin gebracht hat, um den Unfall glaubwürdig erscheinen zu lassen.«

»Also Sevrans? Der Ingenieur? Unmöglich. Er ist ein lebenswürdiger Kerl, begabt, herzlich, Marie war seit Jahren bei ihnen.«

»Ich habe nicht Sevrans gesagt. Sein Hund ist frei. Sevrans und der Pitbull sind nicht dasselbe. Alle kannten Maries Angelecke, Sie haben es selbst gesagt.«

Chevalier nickte und rieb sich seine großen Augen.

»Gehen wir schlafen«, sagte Louis. »Heute abend können wir nichts mehr machen. Sie werden Ihren Bürgern Bescheid geben müssen. Und wenn einer von ihnen etwas zu sagen hat, soll er es diskret tun. Ein Mörder kann ein zweites Mal zuschlagen.«

»Ein Mörder ... das hat gerade noch gefehlt. Abgesehen von dem Einbruch, den ich am Hals habe.«

»Ah so?« machte Louis.

»Ja, ausgerechnet im Keller des Ingenieurs, da, wo er seine Maschinen aufbewahrt. Die Tür wurde vergangene Nacht aufgebrochen. Sie wissen vielleicht, daß er ein Experte ist, man kommt von weit her, um ihn um Rat zu fragen, und seine Maschinen sind sehr wertvoll.«

»Hat es Schaden gegeben?«

»Nein, merkwürdigerweise nicht. Ein einfacher Besuch, wie es scheint. Aber unerfreulich ist es doch.«

»Sehr.«

Louis verspürte keinen Drang, sich über dieses Thema auszulassen, und verließ den Bürgermeister. Während er durch die dunklen Straßen ging, spürte er die Wirkung des Cognacs.

Er konnte sich nicht fest auf sein linkes Bein stützen, um das rechte nachkommen zu lassen. Unter einem Baum blieb er stehen, gebeutelt von dem plötzlich aufkommenden Westwind. Manchmal entmutigte ihn dieses zerquetschte Knie geradezu. Er hatte immer gedacht, Pauline sei gegangen, weil sein Knie hin war. Ein halbes Jahr nach dem Unfall hatte sie sich entschlossen. In wenigen Sekunden sah Louis wieder diesen heftigen Brand in Antibes vor sich, bei dem sein Kniegelenk zerborsten war. Er hatte die Kerle nach einer Treibjagd von fast zwei Jahren in die Enge getrieben, sein Knie dabei aber mit zerquetscht. Um ihn zu ermutigen, sagte Marthe, es sei elegant zu hinken, genau wie ein Monokel zu tragen, und er könne zufrieden sein, Talleyrand zu ähneln, wo der doch sein Ahne sei. Dieses Detail, Talleyrands Hinken, war das einzige, was Marthe über den Mann wußte. Aber Louis wußte sehr wohl, daß Hinken nichts Verführerisches an sich hatte. Er empfand das vage Bedürfnis, mit seinem Knie Mitleid zu haben. Daran merkt man, daß ein Cognac gut ist und man zuviel davon getrunken hat. Die Welt war wüst genug, er hatte die Frau gefunden, die ans Ende dieses tragischen Überrests auf dem Baumgitter gehörte, er hatte recht gehabt, man hatte sie umgebracht, man hatte eine alte Frau umgebracht, ein klitzekleines Stückchen Frau und ein wilder Felsen, es gab einen Mörder in Port-Nicolas, der Hund hatte den Mörder an Bank 102 verraten, diesmal würde er dem Hund verzeihen, es reichte allmählich mit seinem Knie, er würde jetzt schlafen gehen, er würde nicht die ganze Nacht damit verbringen, sein Hinken zu beweinen, Talleyrand hatte es auch nicht getan, obwohl, doch, auf seine Weise.

Hätte man ihm gesagt, er habe zuviel Cognac getrunken, so hätte er das nicht bestritten, es war die Wahrheit. Morgen, beim Empfang der Bullen von Quimper zur Aufnahme der Ermittlungen, würde er einen Brummschädel haben. Man hätte herausfinden müssen, ob Chevalier Kenntnis von dem zweiten Bericht hatte oder nicht, aber durch Einbruch ins Rathaus

eindringen, um den Umschlag zu untersuchen, schien schwer vorstellbar. Das Rathaus dürfte sich nicht so leicht öffnen lassen wie eine Sardinenbüchse oder der Keller von Sevrän. Er setzte sich wieder in Bewegung, zog sein Knie nach und kam auf den dunklen Platz, auf dem der Westwind blies, so stark er konnte. Das Rathaus war ein kleines, gut verschlossenes Gebäude. Und doch ... Louis hob den Kopf. Da oben, im ersten Stock war ein kleines Fenster offengeblieben, dessen weißer Rahmen sich vor dem Nachthimmel abzeichnete. Ein kleines Fenster, es mußte das von den Toiletten sein, bestimmt nicht von einem Büro. Wie nachlässig. Und wie verlockend für einen Typen wie ihn. Eine unnötige Verlockung. Es gab zwar das Regenrohr, um sich festzuklammern, und die hohlen, ziemlich breiten Fugen zwischen den Granitsteinen, aber mit seinem Knie brauchte er gar nicht daran zu denken. Und das Fenster war zu schmal für einen Körper wie seinen, selbst wenn er nicht das Bein des hinkenden Teufels gehabt hätte. Dann eben kein Rathaus, und kein Chevalier, er würde diesem Typen schon auf andere Weise die Fische aus der Haut ziehen. Mit Maries Bild vor Augen verzog sich Louis in sein Hotel. Das Foto, das er in dem Bericht gesehen hatte, eine kleine Alte, die keiner Kröte was zuleide getan hätte. Ein Fliegengewicht, hatte der Bürgermeister gesagt. Die- oder denjenigen, der sie mit einem Stein erschlagen hatte, würde er seinen Schmutz und seine Sicherheit schon ausschwitzen lassen. Versprochen. Er dachte an seinen Vater, dort in Lörrach, weit weg, auf dem anderen Ufer des Rheins. Versprochen bei seinem Alten, er würde ihn seine Sicherheit ausschwitzen lassen.

Er hatte gewisse Schwierigkeiten, den Schlüssel mit der erforderlichen Präzision ins Schloß seiner Zimmertür zu kriegen. Das ist das Problem mit dem Cognac. Man empfindet Mitleid mit seinem Knie, mit Marie, mit dem Rhein, und scheitert am Einführen des Schlüssels. Dabei hatte er schon das schwache Licht im Gang angemacht.

»Kann ich dir helfen?« fragte eine Stimme hinter ihm.

Louis drehte sich langsam um. Mit dem Rücken an die Wand des Gangs gelehnt, die Arme verschränkt, die Beine verschränkt, stand dort Marc und lächelte. Louis sah ihn einen Moment an, dachte, daß der Sprößling von Vandoosler wirklich ein Nervbolzen allererster Güte war und hielt ihm seinen Schlüssel hin.

»Du kommst gerade recht«, sagte er nur. »Und nicht nur wegen dem Schlüssel.«

Marc öffnete wortlos die Tür, machte das Licht an und sah Louis zu, wie er sich der Länge nach aufs Bett legte.

»Fünf gut eingeschenkte Cognacs«, sagte er und verzog das Gesicht. »Guter, sehr guter, der Volksvertreter weiß, wie man empfängt, wir sind hier nicht irgendwohin geraten. Setz dich. Weißt du, daß Marthe mich auch den hinkenden Teufel nennt?«

»Ist das eine Ehre?«

»Für sie, ja. Für mich ist es ein Ärgernis. Du hinkst nicht, du bist klein und schmal, genau wie es sein muß.«

»Das hängt davon ab, wofür.«

»Für das Toilettenfenster ist es perfekt.«

»Das ist ja schön. Worum geht's?«

»Was hattest du gesagt, was du kannst? Abgesehen natürlich von deinem verdammten Mittelalter?«

»Was ich kann? Davon abgesehen?«

Marc dachte kurz nach. Er fand die Frage nicht einfach.

»Klettern«, antwortete er.

Louis richtete sich mit einer einzigen Bewegung auf dem Bett auf.

»Dann nichts wie los. Schau.«

Er zog Marc zum Zimmerfenster.

»Siehst du das Haus da gegenüber? Das ist das Rathaus. Das

Toilettenfenster, dort auf der linken Seite, ist offengeblieben. Es gibt ein Regenrohr, gute Fugen zwischen den Steinen, alles, was man braucht. Es ist nicht leicht, aber für einen Mann wie dich wird es kinderleicht sein, wenn du mich nicht angelogen hast. Dich schickt der Westwind, junger Vandoosler. Aber ich muß dir andere Schuhe geben. Du wirst nicht in Lederstiefeln klettern können.«

»Ich bin immer in Stiefeln geklettert«, sagte Marc empört.
»Und ich werde keine anderen Schuhe anziehen.«

»Und warum?«

»Es stärkt mich, es stabilisiert mich, wenn du es genau wissen willst.«

»Verstanden«, erwiderte Louis. »Jedem seine Krücken, und außerdem kletterst ja schließlich du.«

»Was mach ich, wenn ich drin bin? Pinkeln und wieder gehen?«

»Setz dich hin, ich erklär's dir.«

Zwanzig Minuten später schlich sich Marc am Rathaus entlang und enterte es von der linken Seite. Er lächelte beim Klettern und klemmte die Spitzen seiner Stiefel in die Fugen zwischen den Steinen. Fuge auf Fuge – er kam schnell voran, wobei er mit einer Hand das rauhe Regenrohr zu Hilfe nahm. Marc hatte breite, sehr kräftige Hände, und heute abend vermittelte ihm die Beweglichkeit seines zu schmalen Körpers, den er aber ohne Anstrengung fortbewegte, eine tiefe Befriedigung.

Louis beobachtete ihn vom Fenster seines Zimmers aus. Marc war schwarz gekleidet und im Schatten des Rathauses kaum zu erkennen. Louis sah, wie er sich auf Höhe des Fensters hinaufschwang, sich hineinzog und verschwand. Louis rieb sich die Hände und wartete ohne Sorge. Im Falle von Schwierigkeiten würde Marc sich zu helfen wissen. Er kannte sich aus mit Männern, wie Marthe sagen würde, und Vandoosler der Jüngere war mit seiner Zerbrechlichkeit, seiner exzessiven

Offenheit, seiner unterschiedlich starken Erregbarkeit, seinem Wissen einer alten Historikernervensäge, seiner kindlichen Neugier, seiner Hartnäckigkeit eines denkenden Schilfrohrs – und all das sehr durcheinander – jemand, der's wert war. Louis hatte aufrichtige Erleichterung verspürt, als er den Mediävisten plötzlich im Gang des Hotels hatte stehen sehen, und er war durchaus nicht verwundert gewesen. In gewisser Weise hatte er ihn erwartet, sie hatten das zusammen angefangen, und das wußte Marc ebenso gut wie er. Aus Gründen, die von den seinen sehr verschieden waren, führte Marc Vandoosler immer zu Ende, was er begonnen hatte.

Zwanzig Minuten später sah er ihn, wie er sich aus dem Fenster hievte, ohne Eile die Fassade hinunterkletterte, am Boden ankam und mit langen Schritten den Platz überquerte. Louis öffnete die Tür, und zwei Minuten später trat Marc schweigend ein, ging in das kleine Badezimmer und trank einen Schluck Wasser.

»Scheiße«, sagte er, als er wieder rauskam. »Du hast deine Kröte ins Bad gesetzt.«

»Sie hat sich das ausgesucht. Sie scheint sich unter dem Waschbecken wohlfühlen.«

Marc rieb seine vom Klettern verdreckte Leinenhose ab und richtete seinen Silbergürtel. Karg und protzig, hatte Vandoosler der Ältere gesagt, um ihn zu beschreiben, und das stimmte.

»Stört's dich nicht, immer in der engen Hose zu stecken?«

»Nein«, erwiderte Marc.

»Na, um so besser. Erzähl.«

»Du hattest recht, die Toiletten gehen auf das Arbeitszimmer des Bürgermeisters. Ich habe im Postverteiler gekramt. Der große Umschlag der Gendarmerie von Fouesnant lag da, mit dem Vermerk ›persönlich‹. Aber er war offen, Louis. Ich hab nachgesehen. Es ist, wie du gesagt hast, es ist der zweite Bericht, mit allen Einzelheiten über den fehlenden Zeh.«

»Aha!« sagte Louis. »Also hat er gelogen. Glaub es oder nicht, er ist ein Mensch, der lügt, ohne daß man's sieht. Er ist wie die blasige Oberfläche eines Weiher, du kannst die Fische darunter nicht erkennen. Unbestimmte Bewegungen, wandernde Schatten, das ist alles.«

»Ein sauberer Weiher oder ein dreckiger?«

»Also das ...«

»Warum hat er gelogen? Kannst du dir den Volksvertreter vorstellen, wie er die Alte erschlägt?«

»Man kann sich alles mögliche vorstellen, wir kennen ja niemanden hier. Es kann ganz einfache Gründe für seine Lüge geben. Denk dran, daß er nicht an eine Verbindung zwischen dem fehlenden Zeh und einem Mord gedacht hat, da er ja nicht auf die Idee kommen konnte, daß der Zeh bis zur Contrescarpe gelangt ist und ich den Hundehaufen vor der Flut entdecken würde. Klar?«

»Klar. Mach nicht so schnell, das regt mich auf.«

»Willst du, daß ich sehr langsam rede?«

»Nein, das regt mich auch auf.«

»Was regt dich denn nicht auf?«

»Keine Ahnung.«

»Dann sieh, wie du zurechtkommst. Alles, was der Bürgermeister heute morgen weiß, ist, daß eine seiner Bürgerinnen auf den Felsen zu Tode gekommen ist und daß die Möwen ihr offenbar einen Zeh geklaut haben. Bedenke, daß er dieses Detail nicht der Presse mitteilt, und warum? Die Bretagne lebt vom Tourismus, und Port-Nicolas ist ein armer Flecken, du hast es bestimmt gesehen. Er hat nicht das geringste Interesse, Werbung für die fiesen Möwen in seiner Gemeinde zu machen. Dazu kommt noch, daß ...«

»Ich habe Durst. Ich habe Wasserdurst.«

»Du bist nervig. Geh doch trinken, dafür mußt du mich doch

nicht um Erlaubnis fragen.«

»Und wenn deine Kröte mich anfällt? Ich habe vorhin gesehen, wie sie sich bewegt hat.«

»Du brichst fürstlich in ein Rathaus ein und hast Angst vor Bufo?«

»Ganz genau.«

Louis stand auf und füllte ein Glas Wasser am Waschbecken.

»Dazu kommt noch«, fuhr er fort und reichte Marc das Glas, »daß ein Typ in seinem Büro aufkreuzt und den fehlenden Zeh der alten Marie vor ihm auspackt. Nicht der Zeh irritiert ihn, auch wenn er ihn beschäftigt, sondern dieser Typ. Kein einziger Volksvertreter, schon gar kein Senator, so korrekt er sein mag, hat mich gern in seiner Umgebung. Diese Typen haben Freunde, Freunde von Freunden, Übereinkünfte, Pakte, und sie ziehen es vor, ›dem Deutschen‹ nicht begegnen zu müssen. Das hat er mir mit Blasen aus der Tiefe seines Weihers mitgeteilt.«

Louis verzog das Gesicht.

»Hat er dich so genannt?« fragte Marc. »Kennt er dich?«

»Dem Spitznamen nach, ja. Ich will ein Bier, und du?«

»Einverstanden«, erwiderte Marc, der bemerkt hatte, daß Louis in regelmäßigen Abständen, keinen Widerspruch duldend, »Ich will ein Bier« sagte.

»Kurz, Chevalier hat womöglich gelogen, um zu verhindern, daß ich mich hier im Hafen festsetze«, sagte Louis, während er zwei Flaschen aufmachte.

»Danke. Womöglich hat er auch die Post aufgemacht, sie aber nicht gelesen. Man macht auf, wirft einen vorsichtigen Blick hinein, man guckt später danach und nimmt sich das nächste vor. Ich jedenfalls mach das so. Die Blätter waren nicht verknittert.«

»Möglich.«

»Was machen wir jetzt?«

»Morgen werden die Bullen hiersein, sie werden die Ermittlungen aufnehmen.«

»Also ist die Sache geregelt, wir fahren zurück. Wie es weitergeht, lesen wir in den Zeitungen.«

Louis antwortete nicht.

»Was ist?« fragte Marc. »Wir werden doch nicht hierbleiben und ihnen bei der Arbeit zusehen? Wir überwachen doch wohl nicht alle Ermittlungen im gesamten Land? Du hast dein Ziel erreicht, wunderbar, die Ermittlungen werden aufgenommen. Was hält dich noch?«

»Eine Frau, die ich hier kenne.«

»Ach, verdammt«, sagte Marc und breitete die Arme aus.

»Genau das. Ich sag nur noch hallo, und wir fahren.«

»Hallo sagen ... Und danach weiß man nicht mehr, wo es aufhört, rechne nicht damit, daß ich auf dich warte, und außerdem auch noch ganz allein auf dich warte, wie ein Einfaltspinsel, der niemanden hat, dem er hallo sagen kann. Nein, danke.«

Marc nahm ein paar tiefe Schlucke aus der Flasche.

»Interessiert dich diese Frau sehr?« fragte er dann. »Was hat sie dir getan?«

»Das geht dich nichts an.«

»Alle Frauengeschichten gehen mich etwas an, besser, du weißt das. Ich beobachte die anderen, das trainiert mich.«

»Es gibt nichts zu trainieren. Sie ist gegangen, nachdem ich mir das Bein zerfetzt habe, und jetzt finde ich sie hier wieder, an der Seite eines dicken Gatten, der in der Thalassotherapie plantscht. Das will ich mir ansehen. Ich will hallo sagen.«

»Und was noch? Hallo sagen, mit ihr reden, sie dir zurückholen? Den Gatten im Schlammbad versenken? Weißt du, daß so was überhaupt nicht funktioniert? Man kommt daher wie ein Feudalherr aus den tiefsten Tiefen der Erinnerung und läßt

sich wie ein armer Bauer ins finsterste Verlies des Alltags werfen.«

Louis zuckte mit den Schultern.

»Ich habe gesagt, daß ich hallo sagen will.«

»Hallo« oder »Hallo, was ist denn in dich gefahren, diesen Typen zu heiraten?« Du wirst dich nicht amüsieren, Louis«, sagte Marc und stand auf. »Mit verlorenen Frauen heißt es, Kopf hoch, fliehen wir, das ist mein System, Kopf hoch, weinen wir, Kopf hoch, bringen wir uns um, Kopf hoch, versuchen wir, eine andere zu lieben, Kopf hoch, fliehen wir, es beginnt alles von vorn, ich sage dir, du wirst nur Chaos anrichten, ich nehme morgen abend den Zug.«

Louis lächelte.

»Na und?« fragte Marc. »Findest du das lustig? Vielleicht hast du sie im Grunde gar nicht so geliebt. Schau, du bist die Ruhe selbst.«

»Weil du nervös bist für zwei. Je mehr du dich aufregst, desto stärker beruhige ich mich, du tust mir sehr gut, heiliger Markus.«

»Übertreib's nicht. Du bedienst dich schon meines rechten Beins, als ob es deins wäre, ohne zu fragen, das ist schon genug. Dienstbare Typen, die dir einfach so, umsonst, ein Bein leihen, kannst du lange suchen. Wenn du außerdem noch daran denkst, meine natürliche Ängstlichkeit auszunutzen, um dir dann die gebratenen Tauben in den Mund fliegen zu lassen, ist das widerlich. Es sei denn«, fügte er nach kurzem Schweigen und mehreren Schlucken hinzu, »du würdest mir was von den Tauben abgeben, das wäre noch zu bereden.«

»Pauline Darnas, so heißt diese Frau, war sehr sportlich«, sagte Louis und ging um Marc herum. »Sie machte Vierhundert-Meter-Läufe.«

»Mir egal.«

»Sie ist inzwischen siebenunddreißig, zu alt zum Laufen, also betreibt sie den Sport jetzt als Rubrik in der Regionalzeitung. Sie ist zwei bis drei Mal die Woche in der Redaktion, sie weiß eine Menge über die Leute hier.«

»Idiotischer Vorwand.«

»Zweifellos. Man braucht einen idiotischen Vorwand, um einen bösen Hintergedanken zu verbergen. Und dann muß ich mir noch einen Typen näher ansehen.«

Marc zuckte mit den Schultern und wagte einen Blick in den Hals seiner leeren Falsche. Unglaublich, was man alles sehen kann, wenn man einen Blick in eine leere Flasche wirft.

Louis schaffte es, gegen neun Uhr aufzustehen. Er wollte sich beeilen, hallo zu sagen, so war es getan, und zwar je früher, desto besser, da er nun mal nicht anders konnte. Marc hatte recht, er hätte es vermeiden sollen, ihr Gesicht nicht sehen, den Ehemann nicht anschauen, aber nichts zu machen, er hatte nie die Vernunft besessen, etwas zu vermeiden, er wollte Scherereien machen. Solange er kein Spektakel veranstalten würde, eines jener sanftmütigen Spektakel, die die Leute ganz außer sich brachten, würde alles mehr oder weniger gut gehen. Solange er sich nicht wie ein beißend ironischer Dreckskerl aufführen würde. Alles hing davon ab, wie er auftreten würde. Traurig und mittelmäßig wäre das alles so oder so, Pauline hatte schon immer Kohle haben wollen, das war mit den Jahren sicher noch schlimmer geworden und wäre mies anzusehen. Aber genau das war es, was er sehen wollte. Etwas Mieses, Pauline eingelegt in Geldscheine und Fischsaft, Pauline, wie sie mit dem kleinen Mann schlief und die Augen dabei geschlossen hatte, Pauline ohne Glanz, ohne Geheimnis, eingezwängt in die engen Gänge ihrer schlechten Neigungen. Und wenn er das gesehen hätte, würde er nie wieder daran denken, es wäre ein für immer geräumtes Feld. Marc täuschte sich, er hatte nicht vor, mit ihr zu schlafen, er wollte nur sehen, in welchem Maße er nicht mehr mit ihr schlafen wollte.

Aber Vorsicht, sagte er sich, als er das Hotel verließ, kein sanftmütiges Spektakel, keine rachsüchtige Ironie, zu einfach, zu grob, unbedingt darauf achten, sich zurückzuhalten. Er war verwundert, keinen einzigen Polizeiwagen vor dem Rathaus zu sehen. Der Bürgermeister schlief sicher noch und würde die Bullen im Lauf des Vormittags schlaff anrufen, und das wäre ein weiterer Vorsprung für den Mörder. Das Gesicht der auf den

Felsen zerschmetterten Alten, das Gesicht des schlafenden Bürgermeisters, das Gesicht von Pauline im Bett des Typen, das Gesicht einer Stadt von Arschlöchern. Vorsicht, kein Spektakel.

Er wurde am Empfang des Zentrums für Thalassotherapie vorstellig, stützte sich auf seine ein Meter neunzig, darauf bedacht, sich sehr aufrecht, sehr gerade zu halten, und bat darum, Pauline Darnas zu sprechen, da dies ihr neuer Name war. Nein, es gehe nicht um eine Aufnahme, er wolle Pauline Darnas sprechen. Vormittags empfangen sie niemanden? Gut, einverstanden, ob man wohl die Liebenswürdigkeit besäße, ihr zu sagen, daß Louis Kehlweiler sie zu sehen wünsche?

Die Sekretärin brachte die Nachricht auf den Weg, und Louis setzte sich in einen scheußlichen gelben Sessel. Er war mit sich zufrieden, er hatte alles gut gemacht, höflich, wie es gute Sitte ist. Er würde hallo sagen und mit dem in mies erneuerten Bild der Frau, die er geliebt hatte, wieder gehen. Die Bullen würden in Port-Nicolas aufkreuzen, er würde in dieser prunkvollen Eingangshalle, wo es nichts Schönes zu sehen gab, nicht die ganze Nacht verbringen. Hallo und auf Wiedersehen, mehr nicht, er hatte anderes zu tun.

Zehn Minuten vergingen, dann kam die Sekretärin wieder zurück. Madame Darnas könne ihn nicht empfangen und bitte ihn, sie zu entschuldigen, er möge ein andermal wiederkommen. Louis spürte, wie die guten Sitten zu Staub zerfielen. Er stand zu abrupt auf, hätte beinahe das Gleichgewicht auf diesem Drecksbein verloren und bewegte sich auf die Tür zu, deren Schild »Privat« ihn seit geraumer Zeit verdroß. Die Sekretärin lief zu ihrem Schreibtisch, um zu läuten, und Louis betrat die verbotenen Gemächer. Auf der Schwelle eines weitläufigen Raumes, in dem die Darnas gerade ihr Frühstück beendeten, blieb er stehen.

Sie hoben beide den Kopf, dann senkte Pauline ihn sofort wieder. Man kann nicht darauf hoffen, daß eine Frau mit siebenunddreißig Jahren komplett häßlich geworden ist, und

Pauline war es auch nicht geworden. Sie trug ihr dunkles Haar jetzt kurz, das war der einzige Unterschied, den zu bemerken Louis die Zeit hatte. Darnas war aufgestanden, und Louis fand ihn ebenso häßlich, wie er nach der gestrigen Begegnung beim Mittagessen gehofft hatte. Er war klein, fett, nicht ganz so fett wie auf dem Foto, hatte sehr blasse, fast grüne Haut, eine kurze Stirn, unförmige Wangen und ein ebensolches Kinn, eine kurze Nase, gewaltige Augenbrauen über recht lebendigen braunen Augen. Die Augen waren alles, was an Lebendigem zu bemerken war, und selbst das galt nicht uneingeschränkt, denn sie standen eng beieinander. Darnas hielt sich ebenfalls damit auf, den Mann zu mustern, der gerade bei ihm eingetreten war.

»Ich vermute«, sagte er, »Sie haben hervorragende Gründe, sich über die Anweisungen meiner Sekretärin hinwegzusetzen?«

»Ich habe Gründe. Aber ich bezweifle, daß sie hervorragend sind.«

»Nun schön«, sagte der kleine Mann und bot ihm einen Stuhl an. »Monsieur ...?«

»Louis Kehlweiler, ein alter Freund von Pauline.«

»Nun schön«, wiederholte er und setzte sich ebenfalls. »Trinken Sie einen Kaffee?«

»Gern.«

»Nun schön.«

Darnas lehnte sich bequem in seinen breiten Sessel und beobachtete Louis, während er sich offenbar sehr amüsierte.

»Da wir den gleichen Geschmack haben«, sagte er, »übergehen wir doch die Präliminarien und kommen direkt zum Zweck Ihres Eindringens, was halten Sie davon?«

Offen gestanden hatte Louis damit nicht gerechnet. Er war es gewohnt, daß eher er die Diskussionen führte, und Darnas verschaffte sich einen deutlichen Vorteil. Das mißfiel ihm nicht.

»Das ist einfach«, sagte Louis und hob den Blick zu Pauline,

die sich noch immer auf ihren Stuhl drückte und seinem Blick jetzt standhielt. »Als Freund Ihrer Frau, als ehemaliger Geliebter, wie ich in aller Bescheidenheit präzisiere, und zwar als nach acht Jahren hinauskomplimentierter Geliebter, darauf verweise ich mit vollständig zurückgehaltenem Zorn, und in dem Wissen, daß sie hier lebt, wollte ich sehen, was aus ihr geworden ist, wie ihr Mann aussieht und warum und für wen sie mich zwei Jahre lang mit meinem Kummer allein gelassen hat, nun, alles banale Fragen, die sich jeder stellen würde.«

Pauline stand auf und verließ den Raum, ohne ein Wort zu sagen. Darnas machte eine kleine Bewegung mit seinen dicken Augenbrauen.

»Natürlich kann ich Ihnen sehr gut folgen«, sagte Darnas und schenkte Louis eine zweite Tasse Kaffee ein. »Und ich verstehe, daß Paulines Weigerung Sie gekränkt hat, das ist legitim. Sie werden diese Fragen beide ruhigen Kopfes erörtern, ohne mich werden Sie sich wohler fühlen. Entschuldigen Sie sie bitte, Ihr Besuch hat sie vermutlich überrascht, Sie kennen sie ja, eine sehr lebhaft Natur. Meiner Meinung nach liegt ihr vielleicht gar nicht soviel daran, mich ihren früheren Freunden zu zeigen.«

Darnas hatte eine sehr sanfte, zarte Stimme und schien auf ebenso natürliche Weise ruhig zu sein wie Louis, ohne Manieriertheit, ohne Anstrengung. Von Zeit zu Zeit schüttelte er langsam seine beiden dicken Hände aus, als ob er sich verbrannt habe oder als ob sie naß geworden seien und er die Wassertropfen zu Boden schütteln wolle oder als ob er all seine Finger wieder an ihren Platz bringen wolle, na ja, jedenfalls war das merkwürdig, und Louis fand diese Geste ungewöhnlich und interessant. Louis beobachtete immer, was die Leute mit ihren Händen machten.

»Aber wie kommen Sie so plötzlich zu diesem Entschluß, mitten im November? Gibt es noch etwas anderes?«

»Ich wollte es Ihnen gerade sagen. Das ist der zweite Grund

für meinen Besuch, der bessere, da der erste natürlich von niedrigerer, revanchistischerer Art ist, wie Sie bemerkt haben.«

»Natürlich. Aber ich will hoffen, daß Sie Pauline kein Leid zufügen, und was das Leid angeht, das Sie mir zufügen könnten, so werden wir uns zu gegebener Zeit damit beschäftigen und wenn Anlaß dazu besteht.«

»Einverstanden. Hier nun also der zweite Grund: Sie sind einer der reichsten Männer am Ort, Ihr Zentrum für Meerespampe zieht Männer, Frauen und Tratsch in großer Menge an, Sie sind hier seit fast fünfzehn Jahren fest etabliert, und außerdem arbeitet Pauline bei der Regionalzeitung. Vielleicht haben Sie also etwas für mich. Von Paris aus habe ich eine Kleinigkeit verfolgt, die mich bis zum Tod von Marie Lacasta vor jetzt zwölf Tagen auf den Felsen am Vauban-Strand geführt hat. Ein Unfall, hat man gesagt.«

»Und Sie?«

»Ich habe gesagt Mord.«

»Nun schön«, sagte Darnas und schüttelte die Hände.
»Erzählen Sie mir das.«

»War Ihnen Marie Lacasta egal?«

»Aber nicht im geringsten. Wie kommen Sie auf die Idee? Ganz im Gegenteil, ich mochte die Frau gern, sie war sehr gewitzt und sehr freundlich. Jede Woche kam sie in den Garten. Sie hatte keinen Garten, verstehen Sie, und das fehlte ihr. Ich hatte ihr daher eine Parzelle im Park des Zentrums überlassen. Da machte sie, was sie wollte, pflanzte ihre Kartoffeln, ihre Erbsen und was weiß ich noch alles. Damit hat sie mir nichts weggenommen, ich habe keine Zeit zum Gärtnern, und die Thalassopatienten fangen bestimmt nicht an, Kartoffeln zu hacken, wenn sie aus dem Schwimmbad kommen, bestimmt nicht, das ist nicht deren Art. Wir haben uns oft gesehen, sie brachte Pauline Gemüse mit für die Suppe.«

»Pauline? Pauline kocht Suppe?«

Darnas schüttelte den Kopf.

»Ich koche.«

»Und beim Rennen? Ihre vierhundert Meter?«

»Trennen wir das, trennen wir das«, sagte Darnas mit seiner schwächlichen Stimme. »Um Pauline kümmern Sie sich später unter vier Augen, erzählen Sie mir jetzt von diesem Mord. Sie haben recht, ich kenne hier alle, das ist ganz offensichtlich. Sagen Sie mir, was sich hier bewegt.«

Louis lag nicht viel daran, die Dinge geheimzuhalten. Da der Mörder die Tat sorgfältig hinter einem Unfall verschleiert hatte, war es besser, alles schnellstens durchzuschütteln, unter die Leute zu bringen und großen Lärm zu veranstalten. Den Mörder zwingen, sich in eine andere Richtung als in die seines natürlichen Verstecks zu bewegen, die einzige Hoffnung, daß ihm ein Fehler unterlief, das ist schlichter, gesunder Menschenverstand, solide wie eine alte Bank. Louis erklärte Darnas, der ihm, Gott sei Dank, noch immer genauso häßlich erschien, dessen Gesellschaft ihm aber sehr behagte, warum sollte er es leugnen, die Einzelheiten der Ereignisse, die ihn nach Port-Nicolas geführt hatten, den Zeh, den Hund, Paris, die Stiefel, die Flut, das Gespräch mit dem Bürgermeister, die Aufnahme der Ermittlungen. Während des Berichts, den Darnas nicht ein einziges Mal unterbrach, nicht einmal, um »nun schön« zu sagen, schüttelte er ein paarmal seine dicken Finger aus.

»Nun«, sagte Darnas, »ich vermute, daß man uns einen Inspektor aus Quimper schicken wird ... Also, wenn das der große Dunkelhaarige ist, ist es eine Katastrophe, aber wenn es der kleine Schwächliche ist, haben wir Chancen. Der kleine Schwächliche ist, soweit ich das mitbekommen habe – es hat vor vier Jahren einen Unfall hier in der Einrichtung gegeben, eine Frau, die unter der Dusche starb, furchtbar, aber nur ein Unfall, machen Sie sich keine Sorgen –, der kleine Schwächliche also, Guerrec, ist ziemlich helle. Sehr mißtrauisch allerdings, er

schenkt niemandem sein Vertrauen, und das hält ihn auf. Man muß in der Lage sein, sich Verbündete zu suchen, sonst kommt man nicht vorwärts. Und außerdem hat er einen Untersuchungsrichter über sich, der Panik vor Mißerfolgen hat. Daher ist der Richter schnell mit Polizeigewahrsam bei der Hand, er läßt den erstbesten Verdächtigen einlochen, so große Angst hat er, den Schuldigen zu verpassen. Zuviel Hast schadet auch. Na ja, Sie werden ja sehen ... Auch wenn ich vermute, daß Sie nicht für die Ermittlungen hierbleiben werden? Ist ihre Partie beendet?«

»Ich bleibe nur noch, um zu sehen, wie Quimper die Sache in die Hand nimmt. Es ist ein bißchen meine Arbeit, ich möchte wissen, wem ich die Fortsetzung anvertraue.«

»Wie bei Pauline?«

»Wir hatten gesagt, wir trennen.«

»Trennen wir. Was kann ich Ihnen zu dem Mord erzählen? Zunächst mal, Kehlweiler: Sie gefallen mir.«

Louis sah Darnas ziemlich überrascht an.

»Doch, Kehlweiler, Sie gefallen mir. Und so lange, bis ich das Leid feststelle, das Sie mir hinsichtlich Pauline antun könnten, die ich liebe, jeder, der sie gut kennt, versteht das mühelos, und solange, bis die uralte Rivalität uns Stirn gegen Stirn gegeneinanderhetzt und ich die trostlose Vorstellung habe, nicht die Oberhand zu gewinnen, da ich, wie Sie bemerkt haben, häßlich bin, was bei Ihnen nicht der Fall ist, solange also, bis ich auf jene möglichen Augenblicke warte, die das Leben erschüttern, dulde ich die Vorstellung nicht, daß die alte Marie erschlagen wurde. Nein, Kehlweiler, das dulde ich nicht. Verlassen Sie sich nicht allzusehr auf den Bürgermeister, was Informationen über seine Bürger angeht, er wird sie Ihnen genausowenig liefern wie der Polizei. Er pflegt jeden seiner Stimmzettel und verbringt sein Leben damit, Ärger zu vermeiden, ich tadle ihn nicht, aber er ist, wie soll ich sagen,

sehr schlaff.«

»An der Oberfläche oder bis in die Tiefe?«

Darnas verzog die Lippen.

»Nun schön, Sie haben es bemerkt. Man weiß nicht, wie es in der Tiefe des Bürgermeisters aussieht. Er ist seit zwei Amtszeiten hier, er wurde aus der Île-de-France hierher beordert, und nach all der Zeit ist es unmöglich, irgend etwas auch nur ein bißchen Beständiges bei ihm zu erfassen. Darin liegt vielleicht das Geheimnis, um gewählt zu werden. Um sich in alle Richtungen drehen zu können, ohne daß es allzusehr bemerkt wird, ist es doch das beste, rund zu sein, nicht wahr? Nun, Chevalier ist rund, glitschig, glasig wie ein Meeraal, in gewisser Weise ein Meisterwerk. Er wird Ihnen wenig aufrichtige Antworten geben, auch wenn sie Ihnen so erscheinen.«

»Und Sie selbst?«

»Ich kann lügen wie jeder andere, das versteht sich von selbst. Nur Einfaltspinsel können das nicht. Aber von dem Garten abgesehen, sehe ich keine Verbindung zwischen Marie und mir.«

»Vom Garten aus hat sie mühelos das Haus betreten können.«

»Was sie auch tat. Ich habe es Ihnen gesagt: wegen des Gemüses.«

»Und in einem Haus kann man viel erfahren. War sie neugierig?«

»Ha! Sehr neugierig ... Wie viele alleinstehende Menschen. Sicher, sie hatte Lina Sevrán und die Kinder von Lina, die sie aufgezogen hatte, aber die Kinder sind groß, sie sind alle beide in Quimper auf dem Gymnasium. Daher lief sie viel allem herum, vor allem seitdem ihr Mann, Diego, vor ungefähr fünf Jahren verschwunden ist, ja, ungefähr vor fünf Jahren. Zwei kleine Alte, die spät geheiratet hatten und sich sehr liebten, sehr

ergreifend, das hätten Sie sehen müssen. Ja, Kehlweiler, Marie war sehr neugierig. Und das war sicherlich auch der Grund, weshalb sie die kleine schmutzige Arbeit übernommen hat, die ihr der Bürgermeister anvertraut hatte.«

»Darf ich meine Kröte aus der Tasche holen? Ich hatte nicht damit gerechnet, so lange zu bleiben, und befürchte, ihr wird es zu warm.«

»Nun schön, ich bitte Sie«, sagte Darnas, der sich nicht stärker zu wundern schien, Bufo auf seinem Marmorboden zu sehen, als wenn es sich um ein Päckchen Zigaretten gehandelt hätte.

»Ich höre Ihnen zu«, sagte Louis, nahm die Kanne mit dem kalt gewordenen Wasser und spritzte ein paar Tröpfchen auf Bufo.

»Reden wir im Park darüber, was halten Sie davon? Es gibt hier so viel Personal, und wie Sie selbst heute morgen erfahren haben, kann man hier ein und aus gehen, wie man will. Ihr Tier fühlt sich draußen genauso wohl. Sie gefallen mir, Kehlweiler, bis auf weiteres, und ich erzähle Ihnen die Geschichte von Maries Mülltonnen ganz unter uns. Nur Pauline kennt sie außer mir. Natürlich können auch andere sie erfahren haben, Marie war weniger diskret, als sie dachte. Das wird Sie interessieren.«

Louis stand auf, setzte sich wieder, um Bufo aufzuheben, und erhob sich erneut.

»Können Sie sich nicht bücken?« fragte Darnas. »Ihr Bein? Ich habe gesehen, daß Sie hinken, als Sie hereinkamen.«

»Ja, richtig. Ich habe mir das Knie bei ziemlich häßlichen Ermittlungen verbrannt. Danach ist Pauline gegangen.«

»Und Ihrer Meinung nach ist sie deswegen gegangen?«

»Ich glaube. Aber jetzt weiß ich's nicht mehr.«

»Weil Sie mich gesehen haben und sich sagen, daß Pauline sich nichts macht aus körperlichen Nachteilen? Nun schön, ich glaube, da liegen Sie richtig. Aber trennen wir das, wir haben

gesagt, wir würden das trennen.«

Louis befeuchtete seine Hand, hob Bufo auf, und die beiden Männer gingen in den Park hinaus.

»Sie sind wirklich reich«, sagte Louis, während er den Blick über den weiten Kiefernwald schweifen ließ.

»Wirklich. Also. Vor etwas mehr als fünf Jahren hat sich ein Typ in der Gemeinde niedergelassen. Er hat eine große Villa gekauft, eine weiße, häßliche Villa, genauso häßlich wie dieses Thalassozentrum, das will was heißen. Niemand weiß, wovon er lebt, er arbeitet zu Hause. Bei erster Prüfung gibt es nichts Besonderes über ihn zu sagen, eher gesellig, Kartenspieler, ein Schreihals, Sie können ihn im Café de la Halle kaum verpassen, er kommt jeden Tag für ein paar Partien, ein dicker, stabiler und einförmiger Kopf. Er heißt Blanchet, René Blanchet. Meiner Ansicht nach geht er auf die Siebzig zu. Also von keinerlei besonderem Interesse, ich komme kaum mit ihm in Berührung, abgesehen von der Tatsache, daß er sich in den Kopf gesetzt hat, der nächste Bürgermeister zu werden.«

»Aha.«

»Er hat Zeit vor sich, fünf Jahre, alles ist möglich. Er gefällt den Leuten. Er ist eine Art lokaler Fundamentalist. Port-Nicolas den Einwohnern von Port-Nicolas und sonst niemandem, eine ziemlich eigenartige Haltung, da er selbst erst spät hergekommen ist. Aber das gefällt, das können Sie sich vorstellen.«

»Sie mögen ihn nicht?«

»Er fügt mir leichten Schaden zu. Während seiner Kartenpartien flüstert René Blanchet herum, das Zentrum für Thalassotherapie ziehe Ausländer nach Port-Nicolas, Niederländer, Deutsche und, schlimmer, Spanier, Südländer, und, noch schlimmer, wohlhabende Araber. Können Sie sich den Mann jetzt vorstellen?«

»Sehr gut.«

»Sie selbst sind Deutscher?«

»Ja, zum Teil.«

»Nun, Blanchet wird das bald heraushaben, es wird nicht lange dauern. Niemand ist wie er, wenn es darum geht, Ausländer aufzuspüren.«

»Ich bin kein Ausländer, ich bin der Sohn eines Deutschen«, präzisierte Louis lächelnd.

»Für René Blanchet werden Sie einer sein, Sie werden sehen. Ich könnte ihn von hier wegjagen, ich hätte die Mittel dazu. Aber das sind nicht meine Methoden, Kehlweiler, glauben Sie es mir oder nicht. Ich warte ab, bis ich sehe, was er treibt, ich liege auf der Lauer, denn mit ihm als Bürgermeister wäre die Gemeinde nicht sehr lustig. Da ist der glatte Meeraal hundertmal besser. Und auf diese Weise – indem ich ihn aus den Augenwinkeln beobachtet habe – habe ich bemerkt, daß die alte Marie ihn ebenfalls überwachte.

Das heißt, sie überwachte seine Mülltonnen, sobald es Nacht wurde.«

»Vom Bürgermeister geschickt?«

»Nun schön. Hier wird der Müll einmal wöchentlich rausgestellt, Dienstagabend. Seit sieben, acht Monaten schaffte Marie die Säcke von René Blanchet beiseite, untersuchte sie bei sich zu Hause – sie wohnen ziemlich nahe beieinander – und stellte alles wieder wohlverschlossen zurück, da merkt niemand was. Und am nächsten Tag begab sie sich ins Rathaus.«

Louis blieb stehen und lehnte sich mit dem Rücken an den Stamm einer Kiefer. Mechanisch streichelte er Bufo mit einem Finger.

»Fürchtet der Bürgermeister, daß René Blanchet versucht, ihn früher als vorgesehen von seinem Sitz zu sprengen? Sollte Blanchet etwas gegen ihn in der Hand haben?«

»Durchaus möglich, aber man kann sich auch das Gegenteil

vorstellen. Der Bürgermeister versucht herauszufinden, wer dieser Blanchet ist, was er tut, woher er kommt, und erhofft sich vielleicht, in seinen Mülltonnen genug zu finden, um seine Kandidatur zum gegebenen Zeitpunkt zu torpedieren.«

»Ja ... Und wenn Marie beim Herumschnüffeln von René Blanchet überrascht worden wäre? Hätte er sie umgebracht?«

»Und wenn Marie in Blanchets Mülltonnen zu viel über den Bürgermeister erfahren hätte, hätte er sie umgebracht?«

Die beiden Männer schwiegen.

»Häßlich«, sagte Louis schließlich.

»Mülltonnen sind nie was Glorreiches.«

»Und die Sevrans? Was sagt Ihnen das?«

Darnas hob die Arme und schüttelte seine Hände aus.

»Abgesehen von ihrem widerlichen Pitbull könnte ich nur Gutes über sie sagen. Sie ist ziemlich eindrucksvoll, schön, ohne hübsch zu sein, Sie haben es sicherlich bemerkt, und eher schweigsam, außer wenn ihre Kinder da sind, dann ändert sie sich völlig, wird geradezu lustig. Ich glaube, sie langweilt sich hier schlicht unglaublich. Sevrans ist ein guter Kamerad, intelligent, unterhaltsam, aufrichtig, aber er hat ein gewaltiges Problem mit seinen verdamnten Maschinen. Er begeistert sich für diese Dinger mit Hebeln, Kolben, Getrieben, auf der Spur dieser verdamnten Maschinen zieht er durchs ganze Land, aber vergessen Sie nicht, daß er schließlich davon lebt. Er ist, was man einen echten Sammler nennen könnte, um so mehr, als er Handel damit treibt und sie verkauft, sie kauft, sie wieder verkauft, und das hält den Laden am Laufen, glauben Sie mir. Er ist einer der großen Spezialisten des Landes, genießt einiges Ansehen in Europa, man kommt von überall her zu ihm. Lina sind die Maschinen schnurz, und er hängt zu sehr an ihnen. Lina langweilt sich also zwangsläufig. Für eine Frau ist es einfacher, gegen eine andere Frau zu kämpfen als gegen Schreibmaschinen. Ich äußere diese Idee einfach so, in meinem

Falle wäre mir lieber, daß Pauline sich zum Beispiel für Maschinen interessieren würde statt für Sie.«

»Trennen wir.«

Darnas hob den Kopf und beobachtete Louis' Gesicht.

»Mustern Sie mich? Stimmt irgendwas nicht?«

»Ich überlege mir etwas, ich wäge das Risiko ab.«

Darnas kniff seine kleinen Augen zusammen und betrachtete Louis, ohne sich zu rühren. Schließlich nickte er und scharrte mit dem Fuß in den Kiefernadeln, die den Boden bedeckten.

»Nun?« fragte Louis.

»Die Gefahr ist nicht zu unterschätzen. Ich muß nachdenken.«

»Ich auch.«

»Also bis bald, Kehlweiler«, sagte Darnas und gab ihm die Hand. »Seien Sie sicher, daß ich Ihnen Schritt für Schritt folgen werde, was die Ermittlung angeht, und ebenso, was Pauline angeht. Wenn ich Ihnen bei ersterer helfen und bei zweiterer schaden kann, dann mit großem Vergnügen. Sie können mit mir rechnen.«

»Danke. Haben Sie keinerlei Idee, was Marie in den Mülltonnen hätte finden können?«

»Leider nein. Ich habe sie dabei gesehen, mehr nicht. Der Bürgermeister wird es wohl als einziger wissen, oder vielleicht Lina Sevrán. Marie hat sie aufgezogen wie ein eigenes Kind. Aber bevor Sie von dem einen oder der anderen Informationen erhalten, müssen Sie viele Stunden im Café de la Halle verbringen.«

»Kommt Lina Sevrán ins Café?«

»Jeder kommt hier ins Café. Lina ist oft dort, um ihrem Mann beim Billard zuzusehen oder um Freunde zu treffen. Es ist der einzige Ort, wo im Winter geredet wird.«

»Danke«, wiederholte Louis.

Sein rechtes Bein nachziehend, entfernte er sich zum Ausgang des Parks und spürte in seinem Rücken, wie Darnas, der sicher gerade darüber nachdachte, ob der Hinkende eine Chance hatte oder nicht, ihn beobachtete. Zumindest war das die Frage, die Louis sich selbst stellte. Er hätte Pauline nicht wiedersehen sollen, das war offensichtlich. Sie hatte sich nicht verändert, abgesehen vom Ort und dem Namen, und jetzt machte ihm ein leichter Kummer im Kopf zu schaffen. Und außerdem war sie geflohen. Das war normal, wenn man bedachte, daß er sich wie ein Flegel aufgeführt hatte. Das Nervigste an all dem war, daß Darnas ihm ebenfalls gefiel. Sollte er Marie umgebracht haben, so konnte das die Dinge natürlich regeln. Darnas war bemüht gewesen, ihm Fährten zu liefern – interessante übrigens. Es begann leicht zu regnen, das gefiel Bufo.

Louis beschleunigte seine Schritte nicht, das tat er fast nie, und atmete den Kieferngeruch ein, der mit der Feuchtigkeit herauskam. Der Kieferngeruch war sehr gut, er würde nicht den ganzen Tag damit zubringen, an diese Frau zu denken. Er wollte ein Bier.

Das Zentrum für Thalassotherapie lag recht weit vom Café de la Halle entfernt, und Louis lief unter einem kalten Regen, der anfang, das Gras der Böschung zu durchnässen, langsam die kleine, leere Straße entlang. Sein Knie tat ihm weh. Er entdeckte einen Kilometerstein und setzte sich mit Bufo für einen Augenblick dort hin. Ausnahmsweise einmal versuchte er nicht nachzudenken. Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn, um das Wasser abzuwischen, und sah plötzlich Pauline vor sich. Ihr Gesicht war nicht versöhnlich. Er wollte wieder aufstehen.

»Bleib sitzen, Ludwig«, sagte Pauline. »Da du das Arschloch gespielt hast, bleibst du auch sitzen.«

»Gut. Aber ich habe keine Lust zu reden.«

»So? Was hattest du dann heute morgen bei mir verloren? So hereinzuplatzen, so zu reden, wie du es getan hast! Für wen hältst du dich, verdammt noch mal?«

Louis sah zu, wie das Gras naß wurde. Besser Pauline reden lassen, wenn sie wütend war, das war das beste Mittel, damit sich das legte. Sie hatte so oder so völlig recht. Und Pauline redete fünf lange Minuten und beschimpfte ihn mit der Energie, die sie in einen Vierhundert-Meter-Lauf zu stecken vermochte. Aber am Ende der vierhundert Meter muß man schließlich anhalten.

»Hast du alles gesagt?« fragte Louis und hob das Gesicht. »Gut, stimmt, ich bin einverstanden, du hast in allen Punkten recht, du brauchst nicht weiterzumachen. Ich wollte dir einen Besuch abstatten, das war nicht schlimm, und es war nicht unbedingt nötig, mich vor die Tür setzen zu lassen. Dir einen Besuch abstatten, mehr nicht. Jetzt ist das erledigt, und es ist gut so, du brauchst also nicht stundenlang zu schreien, ich habe

nicht mehr die Absicht, dich zu stören, mein deutsches Ehrenwort. Und Darnas ist gar nicht so schlecht. Überhaupt nicht schlecht, übrigens, und sogar mehr noch als das.«

Louis stand wieder auf. Sein Knie haßte Regen.

»Hast du Schmerzen?« fragte Pauline schroff.

»Das macht der Regen.«

»Hast du das mit dem Bein nicht wieder in Ordnung bringen können?«

»Nein, du brauchst mich nicht zu bedauern, es ist so geblieben, wie als du weggegangen bist.«

»Armer Idiot!«

Und sie verschwand. Offen gestanden, sagte sich Louis, hatte es ihr nichts genutzt, daß sie sich die Mühe gemacht hatte, ihn einzuholen. Oder vielleicht doch, sie hatte ihn beschimpft, sie hatte recht gehabt. Er wollte ein Bier.

In der Ferne näherte sich Marc auf einem Fahrrad.

»Ich habe das für einen Tag geliehen«, rief er, als er bei Louis bremste. »Ich mag das. Bist du mit der Frau fertig?«

»Völlig fertig«, erwiderte Louis. »Unsere Beziehungen sind gespannt und inexistent. Aber der Ehemann ist sehr interessant, ich werd's dir erzählen.«

»Wo gehst du hin?«

»Ein Bier trinken. Im Café gucken, wie weit die Bullen sind.«

»Steig auf«, sagte Marc und deutete auf den Gepäckträger.

Louis dachte eine halbe Sekunde nach. Früher konnte er radfahren, da hatte er sich nie fahren lassen. Aber Marc, der bereits sein Rad wendete, legte sichtlich keinerlei verletzende Absicht in seinen Vorschlag. Er wollte helfen, Punkt, aus. Marc war nicht wie er, er war nie verletzend.

Fünf Minuten später bremste Marc vor dem Café de la Halle. Auf der Strecke hatte er die Zeit gehabt, Louis in Wind und

Regen schreiend zu erzählen, daß er den Seigneur von Puisaye vorläufig aufgegeben und sich das Fahrrad geliehen hatte, um eine Tour durch die Gegend zu machen, und daß er da gegenüber dem Campingplatz, gegenüber dem großen Einkaufszentrum ein irrsinniges Ding entdeckt hatte. Eine Art vier Meter hohe Maschine, eine riesige, großartige Masse aus Eisenschrott und Kupfer, die in den kleinsten Details komplex zusammengesetzt war, voller Hebel, Räderwerke, Platten, Kolben – und das ganze strikt zu nichts nutze. Als er wie betäubt vor diesem außergewöhnlichen Dings stehengeblieben war, war ein Typ aus dem Ort vorbeigekommen und hatte ihm gezeigt, wie es funktionierte. Er hatte unten mit einer Handkurbel gekurbelt, und die gewaltige Maschine hatte angefangen, sich zu bewegen, und nicht ein Hebel, der sich nicht bewegte, die Bewegung hatte sich in alle Richtungen fortgesetzt und war die vier Meter Höhe voller Gelenkverbindungen hinaufgestiegen, um an den Seiten wieder hinunterzustürzen, und wozu das alles? Ich wette hundert zu eins, daß du nicht drauf kommst, hatte Marc, den Kopf zum Gepäckträger gewandt, gebrüllt, alles nur, damit am Ende ein Hebel auf eine Papierrolle schlägt und darauf druckt: *Sehr gut möglich. Erinnerung an Port-Nicolas*. Der Typ hat gesagt, daß man das Papier mitnehmen könne, es wäre für mich, gratis, es gebe hundert und eine Variante. Danach hatte Marc noch viele Male die Kurbel gedreht, die riesige unnütze Maschine erzittern lassen und eine Menge kleiner Maximen und Erinnerungen an Port-Nicolas erhalten. Darunter waren, ungeordnet, *Sie glühen. Erinnerung an Port-Nicolas*, dann *Nicht zuviel ist das Ziel. Erinnerung an Port-Nicolas*, dann *Warum nicht? Erinnerung an Port-Nicolas*, dann *Einfallsreiche Idee*, dann *Warum soviel Haß?* dann *Nein, es ist kalt* sowie andere, an die er sich schon nicht mehr erinnerte. Eine einzigartige Maschine. Bei seinem letzten Kurbeln hatte Marc das Prinzip verstanden, man mußte sich insgeheim eine Frage stellen und dann das Orakel in Gang setzen. Er hatte geschwankt zwischen

»Werde ich die Untersuchung der Rechnungsbücher des Seigneur von Puisaye rechtzeitig beenden?«, was er für kleinlich gehalten hatte, und »Wird eine Frau mich lieben?«, hatte es aber für den Fall, daß die Antwort nein gelautet hätte, vorgezogen, sie nicht zu kennen, und sich schließlich für eine einfache Frage entschieden, die zu nichts verpflichtete, nämlich »gibt es einen Gott?«.

»Und weißt du, was sie mir geantwortet hat?« fügte Marc hinzu, als er schon vor dem Café de la Halle hielt und noch immer auf seinem Fahrrad saß. »*Formulieren Sie Ihre Frage neu. Erinnerung an Port-Nicolas.* Und weißt du, wer diesen hübschen, nutzlosen Apparat gebaut hat? Sevrans. Er ist signiert, *L. Sevrans – 1991*. So ein Ding, so einen gewaltigen, herrlichen Schwachsinn, der verschwommene Antworten auf idiotische oder unausgesprochene Fragen liefert, hätte ich auch gern konstruiert. Schluß mit der Träumerei, schau, die Bullen sind da.«

»Gut, wir warten auf sie. Oder besser nicht, dann halt kein Bier, wir gehen zu den Sevrans. Wo du schon von ihnen sprichst und da die Bullen Verspätung haben, reden wir vor ihnen mit den Sevrans. Fahr los.«

Bei den Sevrans setzte man sich gerade zu Tisch. Als Lina die beiden durchnästen Männer kommen sah, die entschlossen schienen, zu bleiben, hatte sie keine andere Wahl, als zwei Teller dazuzustellen. Louis stellte Marc vor, der plötzlich nur noch einen Gedanken hatte, nämlich dem Pitbull aus dem Weg zu gehen, falls dieser den Raum betreten sollte. Bei gewöhnlichen Hunden gelang es ihm, Vernunft anzunehmen, aber bei einem Pitbull, und noch dazu einem Pitbull, der die Füße von Toten fraß, bekam er weiche Knie.

»Nun?« fragte Sevrans, als er sich an den Tisch setzte. »Beschäftigt Sie dieser Hund immer noch? Wollen Sie eine Adresse? Haben Sie sich entschieden, was Ihre Freundin angeht?«

»Ich habe mich entschieden. Und ich wollte vorher mit Ihnen darüber reden.«

»Vor was?« fragte Sevrans und schöpfte zwei Kellen Muscheln in jeden Teller.

Marc haßte Muscheln.

»Bevor die Polizei zu Ihnen kommt. Haben Sie sie nicht heute morgen vor dem Rathaus gesehen?«

»Na bitte«, sagte Lina. »Hab ich dir doch gesagt, daß der Hund Mist gebaut hat.«

»Ich habe niemanden gesehen«, sagte Sevrans. »Ich habe an meiner letzten Maschine gearbeitet, einem schönen Stück, eine Lambert 1896, in sehr gutem Zustand. Die Bullen wegen Ringo? Geht das nicht ein bißchen weit? Was hat er Ihnen denn getan?«

»Er hat es ermöglicht, daß wir etwas Wesentliches rekonstruieren konnten. Dank ihm weiß man, daß Marie auf den Felsen nicht gestürzt ist. Sie wurde dort ermordet. Deshalb ist

die Polizei da. Es tut mir leid für Sie beide.«

Lina fühlte sich nicht wohl. Sie sah Kehlweiler an und hielt sich am Tisch fest wie eine Frau, die nicht vor aller Augen zusammenbrechen will.

»Ermordet?« fragte sie. »Ermordet? Und der Hund hat ...«

»Nein, der Hund hat sie nicht getötet«, sagte Louis rasch. »Aber ... Wie soll ich sagen ... er ist direkt nach dem Mord am Strand vorbeigekommen und hat, tut mir leid, einen ihrer Zehen gefressen.«

Lina stieß keinen Schrei aus, aber Sevrans stand abrupt auf, ging zum Stuhl seiner Frau und legte ihr von hinten die Hände auf die Schultern.

»Beruhige dich, Lina, beruhige dich. Erklären Sie das, Monsieur ... entschuldigen Sie, ich habe Ihren Namen vergessen.«

»Kehlweiler.«

»Erklären Sie das, Monsieur Kehlweiler, aber machen Sie es kurz. Der Tod von Marie hat uns einen furchtbaren Schock versetzt. Sie hat meine Frau und meine Kinder großgezogen, Sie werden verstehen, daß Lina es nur schwer erträgt, wenn man darüber spricht. Worum geht es? Wie hat der Hund ...«

»Ich mache es kurz. Marie ist auf dem Strand gefunden worden, sie war barfuß, das wissen Sie, es heißt, das Meer habe ihr die Stiefel ausgezogen. Und – etwas, das in der Zeitung nicht erwähnt wurde – ihr fehlte ein Zeh am linken Fuß. Man hat gedacht, die Möwen. Aber Marie hat den Zeh verloren, bevor das Meer sie erreichte. Jemand hat sie am Donnerstag abend umgebracht, sie auf den Strand hinuntergetragen, und dabei ist ihr der zu große Stiefel vom Fuß gefallen. Der Mörder hat seine Arbeit auf den Felsen beendet und ist wieder hinauf, um den fehlenden Stiefel zu suchen. Diese Zeit hat dem Hund ausgereicht, um an dem unbeschuhten Fuß einen Zeh abzureißen. In der hereinbrechenden Nacht hat der Mörder

nichts davon gemerkt, er hat ihr den Schuh wieder übergestreift, und dann sind drei Nächte vergangen, bevor man Marie gefunden hat.«

»Wie können Sie das alles behaupten?« fragte Sevrán. »Gibt es Zeugen?«

Er hielt Lina noch immer an den Schultern. Niemand dachte mehr ans Essen.

»Keinerlei Zeugen. Wir haben Ihren Hund.«

»Mein Hund! Wieso er? Er ist schließlich nicht der einzige, der herumstreunt, verdammt!«

»Er ist der einzige, der am Donnerstag abend, vor ein Uhr morgens, auf der Place de la Contrescarpe in Paris in seinen Exkrementen den Zehenknochen von Marie ausgeschieden hat.«

»Ich verstehe nichts«, sagte Sevrán. »Nichts!«

»Ich habe diesen Knochen gefunden, ich habe seine Spur bis hierher verfolgt. Tut mir leid, aber es ist Ihr Hund. Im vorliegenden Fall war er von Nutzen. Ohne ihn hätte man nie einen Mord vermutet.«

Da schrie Lina plötzlich auf, entwand sich den Händen ihres Mannes und rannte aus dem Raum. Nebenan entstand großer Lärm, und Sevrán stürzte hinaus.

»Schnell!« rief er ihnen zu. »Schnell! Sie hat Marie vergöttert!«

Fünfzehn Sekunden später hatten sie Lina erreicht. Sie stand in dem großen Hof, dem knurrenden Pitbull gegenüber. Sie hielt einen Karabiner in der Hand, trat zurück, legte an, zielte.

»Lina! Nein!« brüllte Sevrán und rannte zu ihr.

Aber Lina drehte sich nicht einmal um. Mit zusammengebißenem Zähen gab sie zwei Schüsse ab, der Hund sprang auf und fiel blutend zu Boden. Wortlos und mit zitterndem Unterkiefer warf sie die Waffe auf die Leiche des Tieres und ging, ohne einen Blick für die drei Männer, die um

sie herumstanden, zurück ins Haus.

Louis war ihr gefolgt und hatte Marc bei Sevrans gelassen. Sie hatte sich wieder an ihren Platz vor ihrem vollen Teller gesetzt. Ihre Hände zitterten, und ihr Gesicht war so angespannt, daß sie überhaupt nicht mehr schön wirkte. In diesem Augenblick lag eine solche Härte über ihren Zügen, daß alles Zittern ihres Körpers niemanden zu rühren vermocht hätte. Louis schenkte ihr Wein ein, schob das Glas zu ihr, hielt ihr eine angezündete Zigarette hin, und sie nahm beides. Sie sah ihn an, atmete tief ein, und Sanftheit kehrte auf ihr Gesicht zurück.

»Dieses widerliche Vieh hat bezahlt«, sagte sie, während sie zwischen den Worten durchatmete. »Ich wußte doch, daß er uns eines Tages übel mitspielen würde, mir oder den Kindern.«

Marc kam in den Raum zurück.

»Was macht er?« fragte Louis.

»Er begräbt den Hund.«

»Gut gemacht«, sagte Lina. »Gut gemacht, eine wahre Erlösung. Ich habe Marie gerächt.«

»Nein.«

»Ich weiß, ich bin nicht blöd. Aber ich hätte keine Minute länger mit diesem widerlichen Vieh verbracht.«

Sie sah sie nacheinander an.

»Was? Das schockiert Sie? Wollen Sie diesem widerlichen Hund jetzt nachweinen? Ich habe allen einen Dienst erwiesen, indem ich ihn abgeknallt habe.«

»Sie sind kaltblütig«, sagte Louis. »Sie haben ihn nicht verfehlt.«

»Um so besser. Aber es ist nicht kaltblütig, einen Hund abzuknallen, der Ihnen Angst einjagt. Und dieses Vieh hat mir immer Angst eingejagt. Als Martin kleiner war – Martin ist mein Sohn – ist der Hund ihm ins Gesicht gesprungen. Er hat noch immer die Narbe am Kinn. Na? Ein hübscher Hund, nicht wahr?

Ich habe Lionel angefleht, daß er ihn uns vom Halse schafft. Aber nein, er wollte nichts davon wissen, er hat versprochen, den Hund abzurichten, er hat gesagt, er würde schon älter werden, und außerdem hätte Martin ihn geärgert. Es ist nie die Schuld des Hundes, immer die Schuld der anderen.«

»Warum hat Ihr Mann Ringo behalten?«

»Warum? Weil er ihn gefunden hat, als er noch klein war und halb tot in einem Graben lag. Er hat ihn mitgenommen, hat ihn gepflegt und der Hund ist wieder gesund geworden. Lionel ist fähig, sich von einer alten, verrosteten Schreibmaschine anrühren zu lassen, wenn sie wieder in Gang kommt; Sie können sich vorstellen, was passiert ist, als sich das Hundchen in seine Arme geflüchtet hat. Er hatte schon immer Hunde. Ich hatte nicht den Mut, ihn ihm wegzunehmen. Aber das jetzt, mit meiner Marie, nein, das konnte ich nicht mehr ertragen.«

»Was wird Lionel sagen?« fragte Marc.

»Er wird traurig sein. Ich werde ihm einen anderen kaufen, irgendwas Braves.«

In dem Augenblick kam Sevrán zurück. Er lehnte eine erdverschmierte Schaufel an die Wand und setzte sich wieder an den Tisch, an einen ganz falschen Platz. Er rieb sich das Gesicht, fuhr sich durchs Haar, schmierte sich überall Erde hin, stand wieder auf, ging zur Spüle und wusch sich die Hände. Dann legte er sie wie zuvor seiner Frau auf die Schultern.

»Ich danke Ihnen trotzdem, daß Sie vor der Polizei gekommen sind«, sagte er. »Das eben ist besser vor Ihnen als vor denen passiert.«

Louis und Marc standen auf, um zu gehen, und Lina warf ihnen ein schwaches Lächeln zu. Auf der Schwelle trat Sevrán zu ihnen.

»Bitte«, sagte er. »Wäre es möglich ...«

»Den Bullen nichts davon zu sagen?«

»Natürlich ... Was werden sie denken, wenn sie erfahren, daß meine Frau geschossen hat? Es war nur ein Hund, aber Sie wissen ja, die Bullen ...«

»Was werden Sie erzählen, wenn die den Pitbull sehen wollen?«

»Daß er ausgerissen ist, daß ich nicht weiß, wo er ist. Wir werden sagen, daß er nie zurückgekommen ist. Der arme Hund. Urteilen Sie nicht vorschnell über Lina. Marie hat sie aufgezogen, sie haben sich seit achtunddreißig Jahren nie getrennt, und sie wollte bei uns einziehen. Seitdem Diego, ihr Mann, nicht mehr da ist, drehte sich Marie zu Hause im Kreis, und Lina hatte beschlossen, sie zu uns zu nehmen. Alles war vorbereitet ... Maries Tod hat ihr einen schrecklichen Schlag versetzt. Außerdem auch noch ein Mord ... und dann noch der Hund ... da hat sie den Boden unter den Füßen verloren. Sie müssen sie verstehen, Kehlweiler, sie hat immer Angst vor dem Hund gehabt, vor allem wegen ihrer Kinder.«

»Hat er Martin gebissen?«

»Ja, ja ... vor drei Jahren, da war er noch ein junger Hund, und Martin hatte ein bißchen Streit mit ihm gesucht. Nun? Was werden Sie den Bullen erzählen?«

»Nichts. Die Bullen kommen allein zurecht, das ist ihr Job, das ist ihr Schicksal.«

»Danke. Wenn ich helfen kann, wegen Marie ...«

»Denken Sie beide nach, sobald Sie die Sache mit dem Hund untereinander geklärt haben. Um wieviel Uhr sind Sie Donnerstag abend nach Paris gefahren?«

»Um wieviel Uhr? Ich fahre immer gegen sechs.«

»Mit dem Hund?«

»Immer. Stimmt, an dem Abend war er nicht zu Hause, er ist wieder mal abgehauen. Einmal zuviel, nicht wahr? Ich war sauer, weil ich nicht gern zu spät in Paris ankomme, ich habe

gern genug Zeit zum Schlafen vor meinem Unterricht am nächsten Tag. Ich habe das Auto genommen und bin in der Gegend herumgefahren. Dann habe ich ihn noch weit vor dem Vaubanstrand gefunden, er kam aufs Dorf zugerannt. Ich habe ihn eingefangen, habe ihn angebrüllt, und ab ins Auto. Ich konnte ja nicht ahnen ... was er gerade gemacht hatte ... nicht wahr?«

»Ich sagte es schon, Sevrán, im vorliegenden Fall war Ihr Pitbull von Nutzen. Ohne ihn hätte niemand erfahren, daß Marie ermordet wurde.«

»Das stimmt, man muß versuchen, die Sache unter diesem Aspekt zu sehen ... Er war von Nutzen. Aber jetzt haben Sie ja nicht mal was gegessen?«

»Das ist nicht schlimm«, sagte Marc hastig. »Wir kommen schon zurecht.«

»Ich gehe wieder zu Lina. Sie bereut es sicher schon und wird daran denken, mir einen neuen Welpen zu schenken, ich kenne sie.«

Marc verabschiedete sich, wobei er sich sagte, daß es nicht der richtige Augenblick sei, um ihm Fragen zu seiner fabelhaften unnützen Maschine zu stellen, und daß er wiederkommen würde. Er nahm sein Fahrrad und schob es langsam, während Louis neben ihm ging.

»Hast du ihr Gesicht gesehen, als sie auf den Köter gezielt hat?« fragte Marc.

»Ja, es war nichts andres zu sehen.«

»Merkwürdig, wie fürchterlich jemand werden kann, der schön ist. Und vorhin war sie wieder ganz normal.«

»Was hältst du von ihr? Würdest du gern mit ihr schlafen, wenn sie es dir vorschlagen würde?«

»Du bist lustig. Das habe ich mich nicht gefragt.«

»Das hast du dich nicht gefragt? Was machst du aus deinem

Leben? Marc, man muß sich das immer fragen, verdammt.«

»Ach so? Das wußte ich nicht. Du hast dich das gefragt? Wäre es denn ja oder nein?«

»Nun, das kommt drauf an. Mit ihr kommt es ganz auf den Moment an.«

»Was nutzt es dir, dich so was zu fragen, wenn du keine bessere Antwort darauf hast?«

Louis lächelte. Einen Moment lang liefen sie schweigend.

»Ich will ein Bier«, sagte Louis plötzlich.

Marc und Louis aßen an der Theke des Café de la Halle zu Mittag. Der Raum roch stark nach nasser Kleidung, Rauch und Wein; Marc mochte diesen Geruch, er verspürte auf der Stelle Lust, sich in eine Ecke zu setzen und zu arbeiten, aber er hatte den Seigneur von Puisaye auf dem Nachttisch seines Hotelzimmers gelassen.

Es war etwas spät zum Mittagessen, der Speisesaal würde nur wieder geöffnet werden, falls der Bürgermeister sich entscheiden sollte zu kommen, aber er hatte sein Büro noch nicht verlassen. Inzwischen wußte jeder, daß die Polizei oben bei ihm saß, jeder wußte, daß Marie Lacasta ermordet worden war. Die Sekretärin des Rathauses hatte es verbreitet. Und jeder wußte, daß es der große Kerl da hinten, der Hinkende, war, der die Sache von Paris hergebracht hatte, man wußte nicht genau wie. Man stand im Café herum, erwartete den Bürgermeister, ging wieder und wieder an der Theke vorbei, um einen Blick auf die beiden Männer zu werfen, die aus Paris gekommen waren. Einstweilen trank man und spielte. Aus diesem Anlaß hatte die Wirtin des Cafés, die kleine, schwarzgekleidete Dame mit dem feinen grauen Haar, den Leinenstoff abgenommen, der im Winter den zweiten Billardtisch abdeckte, das Poolbillard. Vorsicht, das Tuch ist neu, hatte sie gesagt.

»Siehst du den Tisch drei Tische hinter uns Richtung Fenster?« fragte Louis. »Nein, dreh dich nicht um, guck in den Spiegel über der Bar. Der kleine fette Mann mit den niedrigen Augenbrauen, siehst du? O.k. das ist der Mann von Pauline. Wie findest du ihn?«

»Ist das dieselbe Frage wie vorhin? Ob ich mit ihm schlafen will?«

»Nein, du Idiot. Was würdest du über ihn sagen?«

»Ihm aus dem Weg gehen, falls nötig.«

»Genau das ist der Witz. Der Typ ist von außergewöhnlicher Feinheit, und das ist auf seinem Gesicht fast nicht zu erkennen.«

»Und das Mädchen, das bei ihm sitzt? Ist das die, der du hallo sagen wolltest?«

»Seine Frau, ja.«

»Verstehe. Damit bin ich einverstanden, mit ihr würde ich gerne schlafen.«

»Niemand hat dich um deine Meinung gefragt.«

»Du hast gesagt, man müsse sich das immer fragen, ich befolge den Rat.«

»Ich werd's dir sagen, wenn du ihn befolgen sollst. Verdammt, Vandoosler, nerv mich nicht damit, wir haben anderes zu tun.«

»Wen kennst du noch hier?« fragte Marc und sah sich den verrauchten Raum im Spiegel über der Bar an.

»Niemanden. Nach Information des Wählerverzeichnisses im Rathaus gibt es dreihundertfünfzehn Wähler in Port-Nicolas. Es ist klein, aber für einen Mord sind das nicht gerade wenige Leute.«

»Die Frau ist am Donnerstag nach vier und vor sechs Uhr gestorben. Das ist ein kurzer Zeitraum, und die Bullen dürften nicht allzu große Schwierigkeiten haben, was die Alibis angeht.«

»Es ist ein kurzer Zeitraum, aber es ist ein weites Heideland. Niemand läuft im November im Regen an der Landzunge Vauban herum. Zwischen der Landzunge und dem Zentrum des Ortes gibt es nur stille Straßen und leere Häuser. Es ist eine verlassene, nasse Gegend. An jenem Donnerstag war ein Scheißwetter. Dazu kommt, daß gegen fünf oder sechs die Hälfte der Einwohner zwischen Quimper, wo sie Arbeit haben, und hier hin und her fahren – und von Quimper mit dem Auto zurückzukommen, das hat noch nie irgend jemandem ein Alibi

geliefert. Die anderen fischen, und niemand ist unbeständiger als ein Fischer, und nichts beweglicher als ein Boot. Wenn es einem gelingt, vierzig Menschen von jedem Verdacht freizusprechen, so ist das schon gut. Bleiben noch zweihundertfünfundsiebzig. Zieh alle ab, die zu alt sind, dann bleiben zweihundertdreißig.«

»Besser wäre es also, von Marie auszugehen.«

»Im Leben von Marie gab es nicht nur die Sevrans. Es gab ihren Mann, Diego, der verschwunden ist, ich habe noch nicht begriffen, ob er nur weg ist oder ob er tot ist. Es gab ihr Stückchen Garten im Park von Darnas, was uns die Darnas und das gesamte Personal des Zentrums für Pampe beschert, insgesamt vierzehn Personen in der Nebensaison. Es gab ihre Nachforschungen in den Mülltonnen von René Blanchet, ihre regelmäßigen Besuche im Rathaus und all das, was wir noch nicht wissen. Marie hatte mit vielen Menschen zu tun, das ist das Problem mit neugierigen Leuten. Die Wirtin hier, die kleine, schwarzgekleidete Frau, die sie Antoinette nennen, sagt, daß Marie zweimal am Tag hier vorbeikam, um sich auszuruhen, außer wenn sie nicht kam.«

»Was hat sie getrunken? Hast du dich das gefragt? Das muß man sich immer fragen.«

»Gros im Winter, Cidre im Sommer, kleine Muscadets zu jeder Jahreszeit. Marie teilte ihre Spaziergänge zwischen der Landzunge Vauban, wo niemand sich hinwagte, um ihr ihre unseligen Strandschnecken wegzunehmen, und dem Hafen auf, wo immer ein bißchen was los war.

Männer, die losfahren, Männer, die zurückkommen, Gespräche über den Regen, der bald kommt oder nicht kommt, Männer, die die Geräte auf der Mole reparieren, jene, die den Fang aus den Reusen sortieren ... Hast du den Hafen gesehen?«

»Wird da wirklich gefischt?«

»Wenn du die Augen aufgemacht hättest, hättest du in der Ferne zwei große Trawler vor Anker liegen sehen. Sie betreiben

Hochseefischerei bis nach Irland. Die meisten Männer hier im Raum kommen vom Hafen, die Abwesenden arbeiten in Büros in Quimper. Siehst du den Typen, der gerade reinkommt? Verdammt noch mal, hör auf, dich jedes Mal umzudrehen, wenn ich dir jemanden zeige!«

»So bin ich eben, spontan, ich muß mich immer bewegen.«

»Na, dann lerne zu sehen, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken. O.k. das ist der, der die Kirche saubermacht, er macht nichts anderes, ich habe ihn neulich an dem alten Kalvarienberg gesehen, eine Art falscher Pfarrer. Was hältst du von ihm?«

Marc senkte ein wenig den Kopf, um einen Blick in den Spiegel zu werfen.

»Auch mit dem würde ich nicht schlafen wollen.«

»Halt die Klappe, da ist Darnas.«

Darnas lehnte sich mit dem Ellbogen neben Louis an die Theke und streckte Marc die Hand hin.

»Vandoosler«, sagte Marc.

»Nun schön«, erwiderte Darnas mit seiner schwächlichen Stimme. »Neuigkeiten von der Polizei?«

Marc hätte nicht gedacht, daß ein so dicker Hals eine so helle Klangfarbe hervorbringen könnte.

»Die reden noch mit dem Bürgermeister«, sagte Louis. »Das wird eine Qual mit den Alibis. Und Sie, haben Sie eins?«

»Ich habe über den späten Donnerstag nachgedacht. Am Anfang geht's ganz einfach, ich war um zwei in der Werkstatt, um einen neuen BMW in Empfang zu nehmen.«

»Ich bitte Sie.«

»Das Vergnügen liegt ganz auf meiner Seite. Ich habe ihn eine Weile auf der Straße ausprobiert, aber es war schreckliches Wetter. Ich habe den Wagen abgestellt und dann allein in meinem Büro gearbeitet. Pauline hat mich zum Abendessen gerufen.«

»Wertlos«, sagte Louis.

»Ja.«

»Und Pauline?«

»Noch wertloser. Vormittags war sie in der Zeitung, Rückkehr aus Quimper gegen drei Uhr, danach raus, um zu laufen.«

»Im Regen?«

»Pauline läuft ständig.«

»Es wird eine Qual werden«, wiederholte Louis. »Wer sind all die Leute hinter uns?«

Darnas warf einen raschen Blick durch den Raum und wandte sich wieder Louis zu.

»In der linken Ecke Antoine, Guillaume und ihr Vater Loic, alle drei Fischer, sowie Bernard, der Typ von der Werkstatt, sehr tüchtig. Am nächsten Tisch, der junge Mann, Gaël, so ein ganz Stiller, Insich-Gekehrter, und der zarte Typ um die Vierzig ihm gegenüber ist Jean, er kümmert sich um die Kirche, macht sauber, ölt das Schloß, klopft die Steine ab, steht immer ein bißchen neben den Dingen, ist aber dem Pfarrer völlig ergeben. Dann Pauline Darnas, meine Frau, Sie hatten bereits die Ehre, sie zu kennen, brauche ich nicht vorzustellen, machen wir weiter, trennen wir. Am Tisch dahinter, Lefloch, der härteste Bursche unter den Fischern im Ort, der allen Stürmen die Stirn bietet, Eigner des Trawlers *Belle de Nuit*, zusammen mit seiner Frau, ihm gegenüber, und dem künftigen Liebhaber seiner Frau, Lefloch weiß es noch nicht. Bei ihnen sitzt auch der Eigner des Trawlers *L'Atalante*. Am Tisch in der rechten Ecke die Pächterin des Supermarktes, ihre Tochter Nathalie, die von Guillaume am Tisch in der linken Ecke angemacht wird, und Pierre-Yves, der Nathalie anmacht, der das aber scheißegal ist. Hinten in der Ecke steht ... Achtung, Kehlweiler, da ist er, der Fundamentalist von Port-Nicolas, der Anwarter auf das Rathaus ...«

»René Blanchet«, flüsterte Louis Marc zu, »der Typ mit den Mülltonnen, jetzt dreh dich nicht um.«

Louis starrte über sein Glas hinweg in den Spiegel, Marc tat das gleiche, und sie sahen einen gedrungenen grauhaarigen Mann eintreten, der geräuschvoll seine Wachsjacke auszog und mit seinen Stiefeln auf den Boden stampfte. Das Wetter draußen wurde nicht besser, der Westwind brachte Regenguß auf Regenguß. Louis verfolgte die Bewegungen von René Blanchet, der Hände schüttelte, Frauen küßte, Pauline zunickte und sich an die Theke lehnte. Er schob Marc beiseite, um ihn besser sehen zu können. Die Sevrans kamen ebenfalls herein und setzten sich, und Marc beschloß, zu ihnen an den Tisch zu gehen, da Louis ihn schubste, was ihn nervte. Jetzt war der Platz zwischen Louis und René Blanchet frei. Louis musterte das gerötete Gesicht, er bemerkte die blassen Augen, die gewaltige runde Nase, die rissigen, ziemlich rauhen Lippen, die den Stummel einer ausgegangenen Zigarre zusammendrückten, die kleinen Ohren mit schrägen Ohrfläppchen, den Schädel, der ohne Krümmung in den Nacken überging, und das alles verbunden mit ziemlich brutalen Gesichtszügen. Die alte Antoinette hatte ihm ein Glas gebracht. Loic, der Fischer vom Tisch in der linken Ecke, war zu ihm gekommen.

»Es heißt, Marie ist umgebracht worden«, sagte Loic, »weißt du Bescheid? Sie soll nicht von allein gefallen sein.«

»Man hat's mir gesagt«, erwiderte Blanchet. »Armes altes Ding.«

»Die Polizei ist da, hast du gesehen? Guerrec wird sich um die Sache kümmern.«

»Guerrec? Der wird den ganzen Ort hinter Gitter bringen, das wird nicht lange dauern.«

»Dann hab ich die Fische für mich allein, na ... Der Bürgermeister redet jetzt schon drei Stunden da oben.«

»Während er seine Arbeit macht, schläft er wenigstens nicht.«

»Glaubst du das? Glaubst du, jemand hat sie geschubst? Soll ja stimmen.«

»Ich glaube, was ich sehe, Loic, und ich denke, was ich denke.«

Darnas nickte Kehlweiler seufzend zu. Aber Kehlweiler war angespannt. Er hielt sein Glas fest in die Hand gepreßt und warf unaufhörlich Blicke nach rechts. Marc beobachtete das von dem Tisch aus, an den er sich mit den Sevrans gesetzt hatte – neben Lina. Louis stand unbeweglich da, mit starrem Körper, abgesehen von diesen sehr raschen Kopfbewegungen.

»Soll ja stimmen«, wiederholte Loic.

»Kommt drauf an, wer das sagt«, erklärte Blanchet.
»Anscheinend sind Sie das, ist das richtig, Monsieur?«

Blanchet hatte sich Louis zugewandt.

»Ich habe die Reise extra deswegen unternommen«, antwortete Louis in liebenswürdigem Tonfall.

»Und um was genau zu sagen?«

»Was man Ihnen gerade gesagt hat, daß Marie Lacasta umgebracht worden ist.«

»Als was bringen Sie eine derartige Anschuldigung vor?«

»Als einfacher Bürger ... Ein Hund hat das Feingefühl besessen, seine Wahrheit zu meinen Füßen abzulegen. Ich habe mich ihrer bedient und verteile nun.«

»Die Leute in diesem Ort sind anständig«, fuhr Blanchet mit lauter Stimme fort. »Und Sie stiften Durcheinander in Port-Nicolas. Sie beschuldigen uns, eine alte Frau umgebracht zu haben, und der Bürgermeister widerspricht nicht. Ich schon. Die Leute von Port-Nicolas sind keine Mörder, und doch sind sie Ihretwegen nun Gegenstand unerträglicher Verdächtigungen.«

Leises Stimmengewirr, beifälliges Murmeln folgte den Worten Blanchets. Darnas verzog das Gesicht. Diejenigen, die Blanchets Sache noch nicht ergeben waren, konnten umkippen, Blanchet

hatte die Zweckmäßigkeit erkannt und die Gelegenheit, ohne zu zögern, beim Schopf ergriffen.

»Wollen Sie meine Meinung wissen?« fuhr Blanchet fort. »Die Sache mit Marie ist ein Manöver in Absprache mit dem Bürgermeister, und ich werde den wahren Beweggrund herausfinden. Sie werden es mit mir zu tun kriegen, und ich werde diese Leute verteidigen, Monsieur ... Tut mir leid, ich habe Ihren Namen nicht behalten, er schien mir kompliziert auszusprechen.«

»Vorsicht«, sagte Sevrans leise zu Marc. »Blanchet sucht Streit. Vielleicht werden wir uns einmischen müssen, Kehlweiler ist nicht von hier, er wird nicht viele auf seiner Seite haben. Es sind korrekte Leute, außer wenn sie aufhören, es zu sein.«

»Keine Sorge«, flüsterte Marc, »Louis ist bewaffnet.«

»Bewaffnet?«

»Seine Zunge.«

»Blanchet kann auch reden«, murmelte Sevrans kopfschüttelnd. »Er ist sogar der Lautsprecher des Ortes. Er ist ein unseliger Kerl mit säckeweise stereotypen Sätzen, der die dramatische Kunst beherrscht, zu überzeugen. Er ist sehr viel durchtriebener, als er sich den Anschein gibt.«

Louis hatte sich seinerseits leicht zu Blanchet gedreht, und Marc stellte mit Befriedigung fest, daß er ihn mühelos überragte. Er hatte seinen Körper in die Höhe gestreckt, er hielt sich sehr aufrecht, an seiner Seite sah Blanchet aus wie gestaucht. Ein Vorteil ohne alles Verdienst, aber doch ein Vorteil. Louis sah den Mann starr an, und sein jetzt gerade strenges und unbestimmt verächtliches Profil hatte nichts Verlockendes.

Das Stimmengewirr im Raum wurde lauter. Leute erhoben sich, andere verließen das Hinterzimmer, um den Kopf in Richtung Theke zu strecken.

»Nicht jeder kann einen einfachen Namen tragen, Monsieur

Blanchet«, sagte Louis langsam und mit einer Stimme, in der Marc eine ganze Palette gefährlicher Freundlichkeiten hörte. »Aber ich bin sicher, daß Sie es, intelligent wie Sie scheinbar sind, mit einer leichten Anstrengung schaffen werden, ihn auszusprechen. Er hat nur drei Silben.«

»Kehlweiler«, artikulierte Blanchet mit vorgeschobenen Lippen.

»Kompliment, Sie sind begabt für fremde Sprachen.«

»Das liegt daran, daß man uns in Frankreich eine lange Ausbildung gegeben hat, und wir haben ein gutes Gedächtnis, selbst nach fünfzig Jahren.«

»Und ich sehe, daß Sie die Gelegenheit ergriffen haben, sich weiterzubilden.«

Blanchet biß die Zähne zusammen, zögerte und trank einen Schluck Weißwein.

»Bleiben Sie lange bei uns?« fuhr er dann fort. »Oder haben Sie diesen Leuten, die Sie um nichts gebeten haben, genug angetan?«

»Da Sie es mir anbieten, bleibe ich möglicherweise noch ein Weilchen. Mir scheint in der Tat, daß ich nicht genug für Marie Lacasta getan habe, die um nichts gebeten hat und die mit einem Stein erschlagen wurde. Und offen gesagt, Sie zerstreuen mich, und mir gefällt es in diesem Café. Es wird mir ein Vergnügen sein, Sie näher kennenzulernen. Madame Antoinette, bringen Sie mir noch ein Bier?«

Louis war äußerlich sanftmütig geblieben, René Blanchet hingegen versuchte nicht, die Ruhe zu bewahren, im Gegenteil.

»Jetzt wird er draufhalten«, murmelte Sevrán. »Das ist sein System.«

Antoinette stellte ein Bier auf den Tresen, und Blanchet legte seine Finger auf Kehlweilers Jacke, wobei er dem dicken Eigner der *Atalante* ein Zeichen gab. Aber der Schiffseigner zögerte.

»Monsieur Blanchet«, sagte Louis und nahm die Finger weg, die seine Schulter hielten, »bleiben Sie schicklich, kleben Sie nicht an mir. Wir kennen uns kaum, aber ich werde Sie besuchen, da können Sie sicher sein. Es ist das große weiße Haus hinter dem Rathaus? Ein Stückchen weiter rechts?«

»Ich suche mir meine Gäste selbst aus, Monsieur Kehlweiler. Meine Tür steht Ihnen nicht offen.«

»Was ist eine Tür? Bestenfalls ein Symbol ... Nun gut, wie Sie wollen, bei Ihnen oder anderswo, aber ich bitte Sie, lassen Sie mich dieses Bier in Frieden trinken, es wird schon warm.«

Marc lächelte, und am Ende hatte die Zuhörerschaft, von ein paar gleichgültigen Gesichtern abgesehen, aufgehört, Partei zu ergreifen, und amüsierte sich nur noch.

»Das stimmt«, mischte sich Antoinette plötzlich ein, die sehr empfindlich war, was die Qualität des Service im Café de la Halle anging. »Mach das Bier von dem Herrn nicht warm und halt jetzt die Klappe, René. Wenn Marie umgebracht worden ist, verdammt, wenn das wirklich stimmt, na, dann soll der Herr halt seine Arbeit machen, ich kapiere nicht, warum man ihm das vorwerfen sollte. Wenn's hier ein schwarzes Schaf gibt, ist es besser, man weiß es, ist hier doch nicht besser als anderswo. Du ruinierst uns noch.«

Marc sah Sevran erstaunt an.

»Sie redet immer so«, erklärte Sevran lächelnd. »Würde man nicht meinen, was?«

»Antoinette«, sagte Louis, »Sie sind eine Frau mit gesundem Menschenverstand.«

»Ich habe bei den Fischauktionen in Concarneau gearbeitet und kenne die Welt. Unter den Fischen ist manchmal ein vergammelter, das kann in jedem Hafen vorkommen, in Port-Nicolas wie anderswo, das ist alles.«

»Antoinette«, sagte Blanchet, »du wirst doch nicht ...«

»Jetzt reicht's, René, halt deine Reden auf der Straße, ich muß für meine Kundschaft dasein.«

»Und du nimmst wahllos jeden als Kunden?«

»Ich nehme Männer, die Durst haben, ist das eine Sünde? Es wird nicht heißen können, Antoinette hätte einen durstigen Mann nicht bedient, wo immer er auch herkommt, verstehst du mich, wo immer er auch herkommt!«

»Ich habe Durst«, sagte Louis. »Antoinette, noch ein Bier vom Faß.«

Blanchet zuckte mit den Achseln, und Marc sah, wie er seine Taktik änderte. Er gab Antoinette einen dicken Klaps auf den Arm und ging seufzend, mit dem Ausdruck eines gutmütigen, versöhnlichen Verlierers, der beim Würfeln verloren hat und keine große Sache daraus macht, ein Hitzkopf, aber braver Kerl, zum Tisch der Fischer, um dort seinen Hintern und sein Weißweinglas abzusetzen. Antoinette öffnete ein Fenster, um den rauchgeschwängerten Raum zu lüften. Marc bewunderte diese kleine, schmale Frau mit dem faltigen Gesicht in ihrem schwarzen Kleid.

»Da ist die Schlafmütze«, sagte Blanchet zu Guillaume gewandt.

Der Bürgermeister betrat das Café, es war drei Uhr. Er grüßte zerstreut und nahm Louis mit den Schritten eines ermüdeten Tänzers wortlos mit in den Hinterraum, so wie man seine Sachen im Vorübergehen einsammelt. Louis bedeutete Marc, ihm zu folgen.

»Eine Sekunde, Chevalier, ich habe Vandoosler ein paar dringende Dinge zu sagen.«

Marc fand Louis seltsam angespannt. Er musterte diese Verkrampfung und versuchte sie zu verstehen, aber er fand darin weder Wut noch Gereiztheit, noch Nervosität. Sie war wie eine Art Starre, die sich über sein Gesicht legte, ihm seine Schatten und Unscharfen nahm und nur noch die hervorstechenden

Kurven zum Vorschein kommen ließ. Kein Charme mehr, keine Zärtlichkeit, keine Nuancen und Ungenauigkeiten. Marc fragte sich, ob das nicht das Gesicht war, das einer macht, wenn ihm heftig weh getan wird.

»Marc, jemand muß mir etwas aus Paris bringen.«

»Ich?«

»Nicht du, du mußt hier für mich laufen.«

»Etwas aus dem Bunker? Warum nicht Marthe?«

»Nicht Marthe, sie wird im Zug auf die Nase fallen, das Ding verlieren, oder was weiß ich.«

»Vincent?«

»Vincent bewacht Bank 102, und er wird sie nicht aufgeben. Ich habe niemanden, der beweglich wäre. Wie heißt dein Kollege, nicht der laute, der andere?«

»Mathias.«

»Hat er Zeit?«

»Im Augenblick ja.«

»Zuverlässig, extrem zuverlässig?«

»Der Jäger und Sammler ist verlässlich wie ein Auerochs, nur sehr viel besonnener. Aber alles hängt davon ab, ob ihn die Sache interessiert.«

»Ich brauche ein Bündel zusammengehefteter Blätter in einer gelben Mappe mit dem Etikett M, das unter keinen Umständen verlorengehen darf.«

»Man kann es ihm vorschlagen.«

»Marc, je weniger man von dieser Akte versteht, desto besser geht es einem, sag ihm das.«

»Gut. Wo findet er sie?«

Louis zog Marc in eine Ecke des Raumes. Marc nahm die Information entgegen und nickte.

»Geh«, sagte Louis. »Wenn Mathias kann und sobald er kann,

und danke ihm. Und sag Marthe Bescheid, daß er vorbeikommt. Los, mach schnell.«

Marc versuchte nicht zu verstehen. Zuviel Verslossenheit, sinnlos, sich zu sträuben, besser wäre es, zu warten, bis sich das von allein legte. Er suchte eine abgelegene Telefonzelle und rief im Café in der Rue Chasle in Paris an, das ihnen als Kommunikationspunkt diene. Er wartete fünf Minuten und hatte dann seinen Onkel am Apparat.

»Ich will Mathias sprechen«, sagte Marc. »Was machst du am Telefon?«

»Ich erkundige mich. Erzähl.«

Marc seufzte und erklärte ihm die Sache kurz.

»Eine Akte M, sagst du? Im Bunker? Was hat das für einen Zusammenhang?«

»Es hängt mit dem Mörder zusammen, was sonst? Ich glaube, Louis ist auf was gestoßen, er hat so ein merkwürdig starres Gesicht.«

»Ich hol dir den heiligen Matthäus«, sagte Vandoosler der Ältere, »aber sieh zu, daß ihr euch nicht allzusehr in die Sache reinstürzt.«

»Schon passiert.«

»Laß Kehlweiler seine Hasen jagen, laß ihn allein jagen.«

»Geht nicht«, sagte Marc, »ich diene ihm als rechtes Bein. Und wie es aussieht, haben wir nur einen Hasen.«

Vandoosler brummte und verließ das Telefon. Zehn Minuten später hatte Marc Mathias am Apparat. Da der Jäger und Sammler schnell verstand und wenig redete, war Marc in drei Minuten fertig.

Da ist also ein erbärmlicher Wicht, der seine Nase hineingesteckt hat. Wegen dieses verdammten Hundes. Und jetzt sind die Bullen da. Das hat keine Bedeutung, es ist mir egal, alles war vorgesehen für den Fall, daß die Situation sich verwickelt. Nicht so dumm sein. Der kleine mürrische Guerrec wird sich dahin bewegen, wohin man ihm sagt. Sieht aus wie einer, der nur nach seinem Kopf vorgeht. Aber er ist wie alle, er wirkt nur so. Mit einem kleinen Schubs wird er sich dahin bewegen, wo man ihn haben will, wie eine Ameise. Der Mürrische wird keine Ausnahme machen. Es wird viel Blödsinn über die Intelligenz der Ameise erzählt. Aber sie ist nur eine stumpfsinnige Sklavin, nichts weiter. Es reicht, den Finger auf ihren Weg zu setzen, und schon dreht sie um. Und so weiter, bis sich das Licht ändert. Das Ergebnis ist unfehlbar. Sie weiß nicht mehr, wo ihr Zuhause ist, sie ist verloren, sie stirbt. Ich habe es x-mal gemacht. Guerrec ist genauso. Man braucht ihm nur den Finger vorzusetzen. Das ist nicht für jeden erstbesten zu verstehen. Ein gewöhnlicher Mörder, der bei Erscheinen des ersten Bullen aufgibt, der nie an die Geschichte von der Ameise und der Sonne gedacht hat, würde sich binnen zwei Tagen schnappen lassen.

Nicht so dumm sein. Und der Mann, der mit seiner Hundescheiße aus Paris aufgekreuzt ist, wird seinen Schmerz kennenlernen, wenn er nicht abzieht. Und er wird nicht abziehen. Er will überall sein, alles sehen, alles wissen, alles können. Für wen hält er sich, dieser erbärmliche Wicht? Weniger erbärmlich als die anderen, aufpassen. Egal, ich kenne die Kategorie. Der Humanist im Offiziersrock, was Bornierteres gibt es nicht. Wenn er überall Feuer legen will, um die Ratten zu vernichten, wird er einen Schlag mit dem Feuerlöscher

abbekommen. Schnell und exakt. Er wird im Graben landen, so schnell, daß er's nicht mal kommen sieht. Ich halte den Faden in der Hand. Und wenn wir mit dem kleinen Scheißkerl fertig sind, werd ich mir den Dichter vornehmen. Das wird großartig sein. Wenn ich nicht was anderes geworden wäre, wäre ich eigentlich Mörder geworden. Ich bin es schon, ich versteh mich schon, aber ich wäre Berufsmörder geworden. Ich habe ein Händchen dafür. Und töten entspannt einen innerlich. Aufpassen, nichts zu erkennen geben. Tun, was zu tun ist. Von Zeit zu Zeit nachdenklich wirken, sich interessieren. Daran denken, alles schlaff fallen zu lassen, Augen, Wangen, Hände.

Während Marc noch zögerte, ob er den Seigneur von Puisaye vom Nachttisch holen oder an der großen Maschine von Port-Nicolas kurbeln sollte – um eine Antwort auf »Wie kann man die Erde aus dem Sonnensystem rausholen, wenn die Sonne in fünf Milliarden Jahren explodieren wird?« zu erhalten –, hatte der Bürgermeister die Tür zum Hinterzimmer des Café de la Halle geschlossen und berichtete Louis von seinem Gespräch mit Guerrec, dem Inspektor aus Quimper. Guerrec hatte den Bürgermeister mit Fragen zu Marie Lacasta ermüdet, er hatte das Einwohnerverzeichnis der Gemeinde an sich genommen und wollte Kehlweiler wegen einer Zeugenaussage sehen, und um den Knochen einzutreiben.

»Sie sind jetzt in der Gendarmerie von Fouesnant. Danach wird er mit den Verhören anfangen.«

»Und warum erzählen Sie mir das?« fragte Louis.

»Guerrec hat mich darum gebeten. Er will Sie vor heute abend befragen. Ich übermittle die Nachricht.«

»Hat er einen Plan, eine Idee?«

»Guerrec sieht nur eine einzige Sache, die in Maries Leben in Betracht zu ziehen ist, und zwar das Verschwinden ihres Mannes Diego vor fünf Jahren.«

»Ist der Mann gestorben?«

»Man weiß es nicht, man hat ihn nicht wiedergesehen, weder tot noch lebendig. Sein Gewehr lag zurückgelassen am Hafen, und es fehlte ein Boot. Sicher ist, daß Marie so wenig wie möglich darüber sprach und daß sie noch immer auf ihn wartete. Sie hat nicht einen Gegenstand in seinem Arbeitszimmer angerührt.«

»Sie hatten spät geheiratet?«

»Sie waren beide gut und gern sechzig.«

»Hatte er sie hier kennengelernt?«

Der Bürgermeister machte einen kleinen, ungeduldigen Sprung. Es ist zermürbend, banale Geschichten wiederkauen zu müssen, die alle in- und auswendig kennen. Aber Guerrec hatte ihm eingeschärft, Kehlweiler nicht zu reizen, man würde ihn vielleicht noch brauchen, er kannte den Mann vom Hörensagen, er nahm sich vor ihm in acht.

»Natürlich hat er Marie bei Lina kennengelernt, als sie noch in Paris wohnte. Zur Zeit des ersten Ehemanns von Lina arbeitete Marie bei ihnen, sie kümmerte sich um die beiden Kinder, das ist nicht kompliziert.«

»Wie hieß der erste Mann?«

»Ein Physiklehrer, das wird Ihnen nichts sagen. Marcel Thomas.«

»Und Diego kannte auch Lina?«

»Aber nein, Himmelherrgott. Diego arbeitete mit Sevrans zusammen, deshalb.«

»Wo ist der Zusammenhang mit Lina?«

Der Bürgermeister setzte sich und fragte sich, wie dieser Typ nur all das gemacht haben mochte, was man über ihn erzählte, wenn er nicht mal in der Lage war, die Geschichte von Diego und Marie zu kapieren.

»Sevrans«, erklärte der Bürgermeister klar und deutlich, »war ein alter Freund des Paares, vor allem von Marcel Thomas. Sie haben beide Maschinen gesammelt, und der Ingenieur fuhr nie nach Paris, ohne bei ihnen vorbeizusehen, bei ihm und seiner Sammlung. Diego arbeitete für Sevrans. Also begleitete er ihn zu Lina. Also hat Diego Marie bei ihnen kennengelernt.«

»Was hat Diego für Sevrans gemacht?«

»Er suchte das Land nach Maschinen ab. Sevrans hatte Diego kennengelernt, als der kümmerlich vom Trödel lebte, und ihn in

seine Dienste genommen. Kurz, Diego hat Marie zwei Monate nach der Heirat von Sevrán und Lina geheiratet. Dann sind sie alle hierhergezogen.«

Geduldig setzte sich Louis ebenfalls. Er fragte sich, wie man eine Geschichte nur so schlecht erzählen konnte. Chevalier hatte ganz entschieden einen schwammigen Geist.

»Hat sich Lina scheiden lassen, um Sevrán zu heiraten?«

»Aber nein, Himmelherrgott, das war doch nach dem Unfall. Ihr Mann ist vom Balkon gefallen, ein Schwächeanfall. Sie war Witwe.«

»Aha. Erzählen Sie mir das.«

»Witwe halt. Ihr Mann ist vom Balkon gefallen. Ich kenne die Geschichte nur von Marie, denn Lina erträgt es nicht, daß man darüber redet. Sie und Marie waren mit den Kindern allein. Lina las in ihrem Zimmer, Thomas rauchte noch eine Zigarette auf dem Balkon. Lina macht sich noch immer Vorwürfe, ihn allein gelassen zu haben, wo er doch so viel getrunken hatte. Das ist idiotisch, wie hätte sie das vorhersehen können?«

»Wo war das in Paris? Wissen Sie das?«

Chevalier seufzte erneut.

»Im 15. Arrondissement, Rue de l'Abbé-Groult. Fragen Sie mich nicht nach der Hausnummer, Herrgott, nochmal, ich weiß sie nicht.«

»Regen Sie sich nicht auf, Chevalier. Ich versuche nur, mir die Sache klarzumachen, nicht, Sie zu nerven. Lina ist also Witwe, mit den beiden Kindern und Marie. Und dann?«

»Ein Jahr später hat sie sich dem Freund Sevrán zugewandt und ihn geheiratet.«

»Natürlich.«

»Sie hatte die Kinder zu ernähren, keine Arbeit, kein Geld mehr. Ihr Mann hatte ihr nur die Maschinen hinterlassen, sehr schöne übrigens, mit denen sie aber nichts anzufangen wußte.

Sie hat erneut geheiratet. Ich vermute allerdings, daß sie den Ingenieur liebte, ich bin mir fast sicher. Er hat sie wirklich aus der Situation herausgeholt. Gut, wie auch immer, alle haben geheiratet, und Sevrán ist mit der ganzen Truppe hierhergezogen. Und jetzt interessiert sich Guerrec für diesen Diego, von dem man letzten Endes nichts weiß, auch Sevrán nicht, der ihm begegnet ist, als er irgendwelchen Kleinkram auf einem Provinzmarkt verkaufte. Ich habe Guerrec gesagt, was ich alles Gutes von Diego gehalten habe, ein verlässlicher, allerdings auch sehr gefühlvoller Mann, aber rechtschaffen und beherzt, er stand jeden Tag um sechs auf. Als er verschwunden ist, hat er allen gefehlt. Was Marie angeht ... Noch vor vierzehn Tagen hat sie auf ihn gewartet.«

»Das ist traurig.«

»Sehr. Und, unter uns, saublöd für die Gemeinde, wirklich saublöd.«

»Womit wird Guerrec anfangen?«

»Mit Ihnen, dann kommen die Sevráns, dann alle anderen ... Er und sein Stellvertreter werden sich alle erdenkliche Mühe mit den Alibis geben, aber das wird nicht viel bringen. Hier in der Gegend fahren alle ständig rum.«

»Haben sie Sie nach Ihrem gefragt?«

»Wozu?«

»Haben sie Sie gefragt?«

»Nein, natürlich nicht.«

»Dann kommt das noch.«

»Wollen Sie mich etwa reinreiten? Ist das Ihr Vergnügen im Leben?«

»Und Sie, glauben Sie nicht, daß Sie Marie reingeritten haben? Mit René Blanchet? Mit der Untersuchung seiner Mülltonnen? Ist das Ihr Vergnügen?«

Der Bürgermeister verzog leicht das Gesicht, bog ohne

Knacken seine Finger nach hinten, aber rührte sich nicht auf seinem Stuhl. Unglaublich, dieser Typ, wirklich wie ein Teich, wie eine Pfütze. Louis war schon immer vom Element des Flüssigen fasziniert gewesen. Man gießt es in eine Tasse, und es ist flach. Man neigt die Tasse, die Flüssigkeit neigt sich, aber die Oberfläche bleibt flach, immer flach. Selbst herumgedreht und in alle Richtungen gezerrt bleibt das Wasser flach. So war der Bürgermeister. Man hätte ihn auf unter Null bringen müssen, um ihn zu packen. Aber Louis war sicher, daß der Bürgermeister, selbst wenn es gelänge, ihn einzufrieren, dafür sorgen würde, an der Oberfläche zu frieren und jegliche Sicht zu behindern.

»Ist es kalt hier im Winter?« fragte er.

»Selten«, antwortete Chevalier mechanisch. »Es friert hier nur in Ausnahmefällen.«

»Dann eben nicht.«

»Wie haben Sie die Geschichte von Marie und den Mülltonnen von Blanchet erfahren? Haben Sie sie in einer Kristallkugel gelesen oder in einem Hundehaufen?«

»Sie haben ihr diese kleinen Untersuchungen doch aufgetragen?«

»Ja, das war ich. Ich habe sie nicht gezwungen, und ich habe sie entschädigt.«

»Wonach haben Sie gesucht?«

»Blanchet sucht nach mir, bringen Sie das nicht durcheinander. Er ist entschlossen, mir das Rathaus wegzunehmen. Inzwischen habe ich hier einen guten Stand, aber so wie ich den Mann empfinde, wird er vor schmutzigen Mitteln nicht zurückschrecken. Ich wollte wissen, was er gegen mich vorbereitet.«

»Haben Sie aus den Mülltonnen etwas erfahren?«

»Daß er zweimal in der Woche Huhn ißt und nicht gerade selten Ravioli aus der Dose. Daß man nicht so recht weiß, wo er

herkommt. Keine Familie, keine Partei, keine bekannten politischen Verbindungen, nichts. Eine windige, nicht greifbare Vergangenheit.«

Chevalier verzog das Gesicht.

»Seine Papiere verbrennt er. Als ich das bemerkte, kam mir die Idee, Marie mit dieser Suche zu beauftragen – in der Hoffnung, daß Teile davon dem Verbrennen entgehen. Denn ein Typ, der seine Papiere verbrennt, na? Ein Typ, der unter keinen Umständen eine Putzfrau will, na? Aber Blanchet ist peinlich genau, er säubert seine Hühnchen bis auf die Knochen, er kratzt seine Raviolidosen bis auf den letzten Rest aus, er raucht seine Zigarren, bis er sich die Finger verbrennt, und bei seinen Papieren überlebt kein einziges. Seine Mülltonnen sind eine Art Quintessenz von Mülltonnen, es sind Abfälle ohne Leib und Seele, und Asche, nichts als Asche. Wenn Sie so was normal finden ... Also ich nicht.«

»Wo kommt er her? Weiß man das wenigstens?«

»Aus der Region Nord-Pas-de-Calais.«

»Sind Sie sicher?«

»So sagt er.«

Louis runzelte die Stirn.

»Und Marie?« fragte er schließlich.

»Ich weiß schon«, sagte der Bürgermeister. »Wenn er gesehen hat, wie sie seine Mülltonnen durchwühlte ... Wenn er sie umgebracht hat ... Ich wäre schuld daran. Ich weiß, ich habe nicht auf Sie gewartet, um daran zu denken. Aber ich kann mir keinen Mörder in Port-Nicolas vorstellen, nicht einmal ihn.«

»Sie wurde umgebracht, Chevalier, verdammt, kommen Sie ein bißchen in die Gänge und rühren Sie sich! Hat Marie denn etwas über Sie herausgefunden? Von welcher Seite wollte Blanchet Sie angreifen, können Sie sich das wenigstens vorstellen?«

»Wenn ich das gewußt hätte, hätte ich sie nicht suchen lassen, Kehlweiler.«

»Und von welcher Seite, vermuten Sie?«

»Wie soll ich das wissen? Er kann doch alles mögliche erfinden! Zehn fingierte Rechnungen, fünfzehn Unterschlagungen, achtzehn Geliebte, fünf Doppelleben, vierzig Kinder ... An Auswahl fehlt's da doch nicht ... Übrigens, Kehlweiler, wann fahren Sie? Nachdem Sie Guerrec gesehen haben?«

»Aller Logik nach ja.«

Unmöglich zu sagen, ob Chevalier erleichtert war oder nicht.

»Und in Wirklichkeit nein«, fügte Louis hinzu.

»Haben Sie kein Vertrauen? Guerrec ist nicht schlecht. Was hält Sie zurück?«

»Drei Sachen. Außerdem will ich ein Bier.«

Chevalier zuckte mit den Achseln. Er begleitete Louis an die Bar. Der Raum war nicht leerer geworden, es war ein besonderer Tag, man wartete auf die Polizei. Die Platzverteilung hatte sich mit dem Kommen, dem Gehen und den Gesprächen verändert. Marc war zurückgekehrt und hatte sich zwischen Lina und Pauline gesetzt. Er zögerte. Wäre er Pauline gewesen, hätte er eher Sevrans geheiratet als Darnas aber jeder, wie er will –, auch wenn Sevrans einen etwas zu tief sitzenden Po und schmale Schultern hatte, eine Mädchenfigur irgendwie, eine seltene Anlage, die es Marcs Ansicht nach wert war, im Gedächtnis behalten zu werden. Aber seien wir großzügig, man sah es kaum, und Sevrans ließ etwas Aufregung erkennen, was ihm in Marcs Augen aus Solidarität einen Bonus verlieh. Der Ingenieur lief zwischen der Theke und den Tischen hin und her, brachte Getränke, räumte Gläser ab, machte die Arbeit von Antoinette, unterbrach alle naslang seinen geschichtlichen Überblick über die Firma Remington, wobei sein kleines, helles, gealtertes Gesicht zwischen einem hübschen offenen Lächeln und

flüchtigem Stirnrunzeln wechselte, wenn er einen besorgten Blick auf Lina warf. Paradoxerweise wirkte Darnas, der aussah wie eine Meeresschildkröte aus aufgelöstem Zucker, der stellenweise am Topfboden angesetzt hat, sehr viel männlicher als der Ingenieur. Er lächelte friedlich, während er Sevrans zuhörte, hatte seine dicken Pfoten auf die Oberschenkel gelegt, schüttelte sie von Zeit zu Zeit, um sie abtropfen zu lassen – vom aufgelösten Zucker, dachte Marc –, und das Hin und Her des Cafés und derer, die sich hineinflüchteten, drang in sein winziges Blickfeld, ohne sich zu drängeln. Lina, eine große, schöne Frau mit langgezogenen, manchmal strahlenden Lippen, die Marc entschieden ein wenig beunruhigte, wechselte über seine Schulter hinweg kurze Sätze mit Pauline Darnas. Marc beugte jedes Mal den Rücken, um sie vorbeizulassen. Hin und wieder trank er einen Schluck, um sein Schweigen zu unterbrechen. Er saß nun hier schon seit einer halben Stunde, und es gelang ihm nicht, auch nur ein einziges Wort mit Pauline zu wechseln, er fühlte sich kümmerlich. Marthe hätte verkündet, es sei eine Eiselei, sich zwischen zwei Frauen zu zwängen, man kann mit der einen nicht reden, ohne der anderen den Rücken zuzuwenden, das ist plump, man muß sich gegenüber setzen. Louis gab ihm ein Zeichen.

»Nun? Was passiert?« fragte Louis leise.

»Ich habe nachgedacht, ich schlafe lieber mit Pauline, aber ich gefalle ihr nicht.«

»Nerv mich nicht, Marc. Also? Was ist mit dem heiligen Matthäus?«

»Er kommt heute abend, 22 Uhr 21, in Quimper an.«

Louis lächelte kurz.

»Wunderbar. Geh zurück, führ wieder Gespräche und hör auf alles, was vor sich geht, während ich mit Guerrec zusammen bin.«

»Ich führe kein Gespräch. Ich bin eingezwängt.«

»Setz dich gegenüber, würde Marthe vorschlagen. Sevrans«, fügte Louis laut hinzu, »eine Partie Billard?«

Sevrans lächelte und akzeptierte. Die beiden Männer entfernten sich in den hinteren Teil des Raumes.

»Karambolage, Pool?« fragte Sevrans.

»Poolbillard. Ich bin nicht konzentriert genug für drei Kugeln, ich hab vierzigtausend Kugeln im Kopf, das wird mir guttun.«

»Mir auch«, sagte Sevrans. »Offen gestanden, ich habe schon angefangen, mich ein bißchen zu ärgern. Ich wollte nicht, daß Lina nach dem, was heute mittag passiert ist, alleine bleibt, und das beste war noch, mit ihr hierherzukommen. Dabei habe ich diese verdammte Maschine, die auf mich wartet, ich hätte mich lieber damit beschäftigt, um meinen Hund zu vergessen. Aber das ist jetzt nicht der Moment. Lina geht es schon besser, Ihr Freund scheint sie gut zu unterhalten. Was macht er so im Leben?«

»Er ist Historiker. Er beschäftigt sich ausschließlich mit dem Mittelalter.«

»Im Ernst?«

»Im Ernst.«

»So habe ich mir Mittelalterhistoriker nicht vorgestellt.«

»Er sich auch nicht, fürchte ich. Er besteht aus zwei Enden, die es nicht schaffen, zusammenzukommen.«

»Ach so? Und was macht er in der Mitte?«

»Er verliert den Kopf, brilliert oder macht Späße.«

»Ach ja? Das ist aber anstrengend, sagen Sie mal. Sie dürfen anfangen, Kehlweiler, stoßen Sie an.«

Louis begann, stieß an und versenkte die 6. Mit halbem Ohr hörte er auf das, was sich an der Bar tat.

»Warum regen wir uns eigentlich auf?« fragte Guillaume.
»Man weiß nicht, wer Marie getötet hat? Da braucht man doch

nur die Maschine zu fragen, nicht wahr, Ingenieur?«

»Weißt du, was sie dir antworten wird?« fragte ein Mann vom anderen Ende des Raumes.

»Hören Sie?« sagte Sevrans lachend. »Das ist meine Maschine, eine riesige verrückte Maschine, die ich beim Campingplatz gebaut habe, haben Sie sie gesehen? Sie gibt kleine Botschaften aus. Ich hätte nie gedacht, daß die Leute sie derart akzeptieren würden. Ich habe mit einem kleinen örtlichen Skandal gerechnet, aber nach ein paar Monaten Mißtrauen haben sie angefangen, sie zu vergöttern. Meine Maschine hat nämlich auf alles eine Antwort ... Man kommt von weit her, um sie um Rat zu fragen, schlimmer als eine Göttin, im Grunde. Wenn das Kurbeldrehen was kosten würde, wären wir in Port-Nicolas schon reich geworden, ganz im Ernst!«

»Ja«, bemerkte Louis, während er Sevrans Stöße beobachtete, der ebenfalls sehr gut spielte. »Marc hat mir davon erzählt. Er hat ihr schon wer weiß wie viele Fragen gestellt.«

»Sie sind dran. Das ändert allerdings nichts daran, daß die Maschine beinahe Schaden angerichtet hätte. Eines Abends«, sagte er und senkte die Stimme, »hat ein Typ sie gefragt, ob seine Frau ihn betrügen würde, und das dicke, dumme Schrottding fand es witzig, ›ja‹ zu antworten. Der Typ hat das als göttliche Wahrheit genommen und hätte den Rivalen beinahe kaltgemacht.«

»Hat die Maschine die Wahrheit gesagt?«

»Nicht mal!« erklärte Sevrans lachend. »Die Frau hat ein Martyrium durchgemacht, um die Verleumdungen der Maschine hinter sich zu lassen! Ein wahres Drama ... Und das war nicht das einzige. Es hat Leute gegeben, die von der Maschine richtig besessen waren. Beim geringsten Problem, hopp, ein kurzer Kurbeldreh ... Meine Maschine ist weit über mich hinausgewachsen, ganz im Ernst.«

»Was wollten Sie eigentlich genau damit?«

»Das Nutzlose konstruieren, in Mechanik umsetzen. Ich wollte der Mechanik ein Denkmal errichten! Und um die Schönheit der Mechanik zu rühmen, wollte ich, daß die Maschine zu nichts nutze ist, ihre einzige Bedeutung sollte sein, zu laufen, zu funktionieren, und wer sie ansieht, sollte sagen können: ›Es funktioniert!‹ Ehre dem Funktionieren, Ehre dem Lächerlichen und dem Unnützen! Ehre dem Hebel, der hebt, dem Rad, das sich dreht, dem Kolben, der sich bewegt, der Walze, die rollt! Und wozu? Um zu hebeln, zu drehen, zu bewegen!«

»Und am Ende hat die unnütze Maschine angefangen, etwas zu nutzen, nicht wahr?«

Louis, den das Reden des Ingenieurs zerstreute, entspannte sich und versenkte Kugel auf Kugel. Sevrán, der sich auf sein Billardqueue stützte, amüsierte sich und vergaß den toten Hund.

»Ganz genau! Eine Anlage für unbefriedigte Fragen! Ich schwöre Ihnen, daß die Leute aus zweihundert Kilometern Umkreis herkommen, um sie um Rat zu fragen! Nicht um sie anzugucken, Kehlweiler, um sie um Rat zu fragen!«

Louis gewann die erste Partie, und Sevrán forderte Revanche und einen Weißwein. Von der Bar aus kamen nach und nach immer mehr, die sich um den Billardtisch versammelten, um den Fortgang des Spiels zu beobachten. Es herrschte ein ständiges Kommen und Gehen, es wurde kommentiert, der Ingenieur wurde auch gefragt, was die Maschine antworten würde. Draußen regnete es noch genauso heftig. Gegen fünf Uhr blieb Louis nur noch die 7 zu versenken.

»Die 7 leistet ihm Widerstand«, sagte eine Stimme.

»Die letzte, so ist das immer«, sagte eine andere. »Poolbillard ist gemein. Am Anfang sind überall Kugeln, da muß man wirklich ziemlich blöd spielen, um sie nicht reinzukriegen. Dann wird es komplizierter, und man merkt, daß man dümmer ist, als man dachte. Beim Karambolage dagegen weiß man gleich, wie dumm man ist.«

»Karambolage ist schwieriger, aber ehrlicher«, sagte eine weitere Stimme.

Louis lächelte. Er verpaßte die 7 zum dritten Mal.

»Na, hab ich dir nicht gesagt, daß die 7 nicht will?« wiederholte die Stimme.

Sevrans stieß und versenkte die 7 über doppelte Bande.

»Gut gespielt«, bemerkte Kehlweiler. »Es ist gleich fünf. Haben Sie Zeit für die Entscheidungspartie?«

Lina hatte sich neben dem Billardtisch auf die Zuschauerbank gesetzt. Sevrans warf ihr einen raschen Blick zu.

»Ich gehe zu Lina, wer will, kann für mich weiterspielen.«

Sevrans setzte sich neben Lina und legte ihr unter Marcs aufmerksamem Blick, der immer beobachtete, wie die anderen es mit den Frauen machten, einen Arm um die Schulter. Marc schien, er hätte den Arm eher dorthin als dahin gelegt. Das war zärtlicher. Darnas dagegen hielt Pauline nirgendwo. Pauline hielt von ganz allein, wie es schien. Louis begann die Partie mit Lefloch, dem Eigner der *Belle de Nuit*. In dem Fall war es einfacher, der stämmige Typ schlug sich wohl besser im Westwind als an einem Billardtuch. Antoinette erinnerte ihn daran, mit dem Tuch aufzupassen und die Gläser nicht auf dem Rand abzustellen, verdammt.

»Da sind die Bullen«, sagte Marc plötzlich.

»Machen Sie weiter«, sagte Louis zum Fischer, ohne den Kopf zu heben.

»Wollen die zu Ihnen?« fragte Lefloch.

»Sieht so aus«, sagte Louis, über das Tuch gebeugt, ein Auge halb geschlossen.

»Sie hätten besser die Klappe halten sollen. Es war was Wahres dran an dem, was René vorhin gesagt hat. Wer Wind sät, wird Sturm ernten, mein Lieber.«

»Wenn das wahr ist, wird es ein gutes Jahr.«

»Vielleicht schon, aber Port-Nicolas ist schließlich nicht Ihr Problem.«

»Sie fahren doch auch bis in die Irische See, Lefloch.«

»Das ist was anderes, das ist Großfischfang, da hab ich keine Wahl.«

»Nun, bei mir ist es das gleiche, es geht um Großfischfang. Wir machen dieselbe Arbeit, ich habe keine Wahl, ich folge dem Fisch.«

»Sicher?«

»Wenn er's dir sagt«, unterbrach Sevrán.

»Also gut«, räumte Lefloch ein und kratzte sich mit dem Billardqueue die Wange. »Wenn's das gleiche ist, einverstanden, dann ist es was anderes, da sag ich nichts mehr. Sie sind dran.«

Leutnant Guerrec hatte den Spielsaal betreten und sah ohne sichtbare Ungeduld der Partie zu, die gerade gespielt wurde. Das Gesicht von Lefloch war auf der Seite, wo er sich gekratzt hatte, gerötet, und Louis, der seit anderthalb Stunden spielte, fielen die Haare in dunklen Strähnen in die Stirn, sein Hemd war halb aus der Hose gerutscht, die Ärmel bis zu den Ellbogen hochgeschoben. Etwa ein Dutzend Männer und Frauen saßen und standen reglos um den Billardtisch, Muscadet-Gläser in der Hand, Zigaretten im Mund; sie verließen die Partie, um sich die Bullen aus Quimper genauer anzusehen. Guerrec war sehr klein, hatte einen schmalen Kopf und schwer zu beschreibende Züge, einen verschwommenen Blick, relativ blonde, kurze, spärliche Haare. Louis legte das Billardqueue über das Tuch und schüttelte ihm die Hand.

»Louis Kehlweiler, freut mich, Sie kennenzulernen. Erlauben Sie, daß ich zu Ende spiele? Ich habe nämlich schon eine Partie verloren.«

»Machen Sie nur«, sagte Guerrec, ohne zu lächeln.

»Entschuldigen Sie mich, aber ich hatte einen sehr spielbegeisterten Ahnen. Ich hab das im Blut.«

Gut, dachte Louis, der Typ ist geschickt, er nutzt seine Autorität nicht gleich voll aus. Er wartet, umkreist, läßt sich von Kleinigkeiten nicht irritieren.

Zehn Minuten später hatte Louis Lefloch geschlagen, versprach eine Revanche, zog seinen Pullover und seine Jacke an und folgte dem Polizisten. Diesmal führte ihn Guerrec ins Rathaus. Louis wurde bewußt, daß er die dunst-, schweiß- und tabakgeschwängerten Räume des Café de la Halle mit Bedauern verließ. Dieser Ort war ein Bestandteil von ihm geworden, und in der unermeßlichen Heerschar von Cafés, die sein Gedächtnis und sein inneres Leben strukturierten, hatte das Café de la Halle unerklärlicherweise einen Platz in den vordersten Reihen seiner Zuneigung eingenommen.

Während er sich mit Guerrec unterhielt, der ein vorsichtiger, nicht unangenehmer, aber nicht sehr unterhaltsamer Mann war, fand Louis das Papier in seiner linken Jackentasche. Guerrec war gerade dabei, ihm zu erklären, daß Diego, Diego Lacasta Rivas, Spanier war und daß aus der Zeit vor seinem fünfzigsten Lebensjahr, in dem er begonnen hatte, für Sevran zu arbeiten, nichts über ihn bekannt war. Er würde die Spanier informieren müssen, und das erfreute ihn nicht gerade. Aber um spurlos zu verschwinden, hätte Diego ernsthafte Gründe haben müssen, Gründe, die Marie, die noch immer auf ihn wartete, zweifellos kannte. Wer weiß, ob er nicht zurückgekommen war? Wer weiß, ob er nicht Marie umgebracht hatte? Beim Zuhören hatte Louis die Hand in die Tasche gesteckt und das Papier gefunden. Ein zusammengeknülltes Stück Papier, das dort nicht hätte sein dürfen, da er das zusammengeknüllte Stück Zeitungspapier mit dem Knochen an Guerrec übergeben hatte. Er faltete es auseinander, ohne den Inspektor zu unterbrechen.

»Kehlweiler«, sagte Guerrec, »hören Sie mir eigentlich zu?«

»Lesen Sie das hier, Leutnant, aber fassen Sie nicht mit den Fingern drauf, ich habe schon überall meine Fingerabdrücke hinterlassen.«

Kehlweiler streckte Guerrec einen kleinen weißen, zerknitterten Papierstreifen hin, der an den Rändern eingerissen war. Die kurzen Zeilen waren mit der Maschine geschrieben.

Es gab da ein Paar in der Hütte Vauban, aber alle halten die Klappe. Worauf warten Sie noch, anstatt Zeit zu vertrödeln und die 7 doch nicht zu treffen?

»Woher kommen diese Zeilen?« fragte Guerrec.

»Aus meiner Tasche.«

»Schon wieder?«

»Diesmal kann ich nichts dafür. Jemand muß mir das Papier vorhin im Café in die Jacke gesteckt haben. Als ich die Bar um drei betreten habe, war es noch nicht drin.«

»Wo war Ihre Jacke?«

»Neben dem Billardtisch, sie hing zum Trocknen über einem Stuhl.«

»War das Papier zusammengeknüllt?«

»Ja.«

»Was ist das für eine Geschichte mit der 7?«

»Eine Billardkugel, die Nummer 7. Ich habe sie am Ende der Partie dreimal gespielt, aber es nicht geschafft, sie zu versenken.«

»Das ist schlecht geschrieben.«

»Aber klar.«

»Ein Paar ...«, murmelte Guerrec. »Wenn an jenem Abend ein unrechtmäßiges Paar in der Hütte war, hat Marie sie vielleicht überrascht, und einer der beiden hat sie womöglich umgebracht. Das klingt logisch, so was ist schon vorgekommen, vor gerade mal vier Jahren in Lorient. Nur ... warum eine anonyme Nachricht? Und warum benennt der Verfasser das Paar nicht? Warum wendet er sich an Sie? Warum im Café? Warum diese 7, was hat die da zu suchen?«

»Sehr unpassend«, sagte Louis leise.

»Unnötige Fragen«, fuhr Guerrec wie zu sich selbst gewandt fort und zuckte mit den Schultern. »Wir rühren hier an die dunklen Windungen der Verfasser anonymer Briefe, an ihre krummen Beweggründe, an ihre sich windenden, unlogischen Mittel ... Habgier, Feigheit, Gewalt, Schwäche ... Genau wie

vor gerade mal sechs Jahren in Pont-l'Abbé. Aber die Beschuldigung kann stimmen.«

»Die Vauban-Hütte ist ein sehr geeigneter Ort für ein Paar. Ein Dach, und außerdem noch weit entfernt von allem. Das Risiko, dort gesehen zu werden, ist minimal.«

»Selbst wenn man weiß, daß Marie Lacasta zum Schneckensammeln immer auf diesen Strand kam?«

»Sie hätte die Hütte sicherlich nicht betreten, eine Frage des guten Rufs. Solche alten Steinhütten betritt man nur, um zu pinkeln oder um sich zu treffen, jeder weiß das, und zwar seit gerade mal viertausend Jahren in der ganzen Welt. Aber an diesem Donnerstag hat Marie vielleicht ausnahmsweise einen Blick hineingeworfen. Und so hat sich das Räderwerk in Bewegung gesetzt.«

»Und der Verfasser des Zettels? War der auch da?«

»Das wären ziemlich viele Leute für einen Tatort, ich glaube nicht an derlei Zufälle. Aber womöglich hat er gewußt, daß sich ein Paar in der Hütte traf. Er erfährt von dem Mord, sieht den Zusammenhang und legt ihn uns nahe. Er redet nicht, weil er Angst hat. Sie haben es ja gelesen: ›Alle halten die Klappe‹. Entweder dramatisiert der Verfasser, oder der eine von dem Paar ist eine bedrohliche oder auch nur einflußreiche Person, die nicht gestört werden darf, also halten alle die Klappe.«

»Warum wendet er sich an Sie?«

»Meine Jacke war leicht zugänglich, und ich bin ein guter Draht zu Ihnen.«

»Ein Paar ...«, murmelte Guerrec erneut. »Ein Paar ... was für eine Information ... Das ist doch das Gängigste auf Erden. Die Hütte zu überwachen würde nichts bringen, sie werden nicht dorthin zurückkehren. Die Leute zu befragen würde nur grenzenlose Verwirrung auslösen und auch nichts Neues bringen. Was wir brauchten, wäre der Verfasser des Briefchens. Die Fingerabdrücke, wir müssen die Fingerabdrücke sehen ...«

»Er ist das Risiko nicht eingegangen, welche zu hinterlassen. Deshalb hat er, oder sie, das Papier zusammengeknüllt.«

»Ja?«

»Er hat im Café keine Handschuhe anbehalten können, ohne aufzufallen. Um das Ding in meine Jacke zu stecken, war es das Einfachste, die Botschaft zu einer Kugel zu knüllen, sie mit geschlossener Hand in einem Taschentuch zu halten und sie in meine Tasche fallen zu lassen. Das Papier ist klein, es ist ganz leicht, es in der geschlossenen Hand zu halten und den Arm nah am Körper baumeln zu lassen.«

»Er hat gesehen, wie Sie die 7 verfehlt haben, dann ist er rausgegangen ... Wann war das mit der 7?«

»Ganz am Ende meiner Partie mit Sevran, kurz vor fünf.«

»Dann kommt er zurück, mit dem vorbereiteten Briefchen und baumelndem Arm. Wen haben Sie zu der Zeit kommen oder gehen sehen?«

»Unmöglich, Ihnen zu sagen, wer gekommen oder gegangen ist. Ich habe auf mein Spiel mit Lefloch geachtet und kenne die Leute von hier noch nicht gut genug. Es waren nicht gerade wenig Menschen an der Bar und um den Spieltisch. Man hat auf Sie gewartet. Die Leute gingen raus, gingen umher, kamen rein.«

»Bleiben noch die Typen der Schreibmaschine.«

»Dafür haben Sie ja einen Fachmann im Ort, man braucht sich seiner nur zu bedienen.«

Sevran hatte sich ein paar Minuten auf das Briefchen konzentriert, das der Leutnant mittels zweier Pinzetten vor ihm auseinandergefaltet hatte. Er wirkte verwirrt und aufmerksam, man hätte meinen können, er versuchte, ein flüchtig gesehenes Gesicht auf einem Foto zu identifizieren.

»Ich kenne sie«, sagte er schließlich leise, »ja, ich kenne sie. Es ist ein langsamer, matter, sanfter Anschlag. Wenn ich mich nicht irre, ist die Maschine sogar bei mir. Kommen Sie.«

Die beiden Männer betraten hinter ihm den Raum mit den Maschinen, ein weitläufiger Raum, in dem auf Tischen und Regalen gut zweihundert schwarze Geräte von überraschenden Formen aufgereiht standen. Sevran schlängelte sich ohne zu zögern zwischen den Tischen hindurch und setzte sich vor eine schwarzgoldene Maschine mit Buchstabenblatt.

»Ziehen Sie die hier an und tippen Sie vorsichtig«, sagte Guerrec und hielt ihm ein paar Handschuhe hin.

Sevran nickte, zog die Handschuhe an, nahm ein Blatt Papier und spannte es ein.

»Die hier«, sagte er, »die Geniatus 1920. Wie lautet der Text genau, den ich tippen soll?«

»Es gab da ein Paar, Absatz, in der Hütte Vauban, Absatz, aber alle halten die Klappe«, rezitierte Guerrec.

Sevran tippte die ersten Worte, zog das Blatt aus der Maschine und sah es sich prüfend an.

»Nein«, sagte er und verzog das Gesicht, »das ist es fast, aber das ist es nicht.«

Plötzlich stand er, unzufrieden über seinen Mißerfolg, auf, lief um weitere Holztische herum und nahm vor einer kleinen länglichen Maschine Platz, deren Funktionsweise man sich nicht

leicht vorstellen konnte.

Sevran tippte erneut den Anfang der Nachricht, nicht auf einer Tastatur, sondern indem er eine Scheibe bis zum gewünschten Buchstaben drehte. Er schrieb, ohne die Metallscheibe auch nur anzusehen, da er die Position eines jeden Buchstabens auswendig kannte. Er zog das Blatt heraus und lächelte.

»Jetzt haben wir's. Es stammt von der hier, der Virotyp 1914. Zeigen Sie mir das Original, Inspektor.«

Der Ingenieur hielt die beiden Blätter nebeneinander.

»Das ist die Virotyp, kein Zweifel. Sehen Sie?«

»Ja«, erwiderte Guerrec. »Tippen Sie jetzt den ganzen Text, damit wir ihn im Labor überprüfen können.«

Während Sevran erneut die Scheibe der Virotyp betätigte, besah sich Guerrec den großen Raum. Der Tisch mit der Virotyp war der nächste zur Tür, zugleich lag er im Schutz der Fenster. Sevran kam und gab ihm das zweite Exemplar.

»Könnten Sie dieses Mal Ihre Fingerabdrücke draufmachen?« fragte Guerrec. »Sehen Sie darin keine Kränkung.«

»Ich verstehe«, sagte Sevran, »es ist mein Haus, meine Maschine, ich stehe sozusagen an vorderster Stelle.«

Er streifte seine Handschuhe ab und nahm das Papier mit beiden Händen, indem er die Finger draufdrückte, bevor er es erneut dem Inspektor zurückgab.

»Kehlweiler, bleiben Sie hier, ich rufe meinen Stellvertreter, um die Abdrücke aufzunehmen.«

Mit zugleich bekümmertem wie neugierigem Gesicht blieb Sevran bei Louis zurück.

»Kommt man hier leicht rein?« fragte Louis.

»Tagsüber ja, über die Gartenmauer zum Beispiel. Nachts oder wenn wir weg sind, machen wir den Alarm an. Ich muß Ihnen sagen, daß ich heute nachmittag, nachdem ich Ringo begraben habe, Lina zur Zerstreung ins Café gebracht und nicht daran

gedacht habe, die Anlage einzuschalten, ich hatte anderes im Kopf. Im Grunde vergessen wir es oft.«

»Haben Sie keine Angst um Ihre Maschinen?«

Sevrán zuckte mit den Schultern.

»Die sind unverkäuflich, wenn man nicht zur Szene gehört. Man muß Käufer finden, Sammler und Netzwerke kennen, Adressen haben ...«

»Wieviel ist so was wert?«

»Das hängt vom Modell ab, von seiner Seltenheit, davon, ob es funktionstüchtig ist. Die da zum Beispiel fünfhundert Francs, aber für die dort kann ich fünfundzwanzigtausend kriegen. Wer könnte das wissen? Wer könnte die richtige herausfinden? Es gibt Maschinen, die nach nichts aussehen und sehr begehrt sind. Die da hinten mit dem umgedrehten Zeilenschaltthebel, sehen Sie die? Das ist das erste Modell einer Remington 1874, und sie ist mit dem unpraktischen Hebel bis zum heutigen Tag ein Unikat. Remington hat sie, kurz nachdem sie herausgekommen sind, alle zurückgenommen, um den Hebel bei allen Käufern kostenlos umzudrehen. Aber dieses eine Modell war von Amerika nach Frankreich gelangt, und Remington ist ihm nicht hinterhergerannt, um den Hebel auszutauschen. Die Maschine ist also praktisch einzigartig. Wer kann so was wissen? Ein Sammler, ja, o.k. aber selbst der müßte ein ziemlich beschlagener Kerl sein. Und in diesem Milieu sind wir nicht viele, niemand würde es wagen, sie mir zu klauen, das würde sich sofort herumsprechen, damit wäre man auf dem Markt erledigt, anders gesagt, reiner Selbstmord. Also, sehen Sie, das ist nicht sehr riskant. Außerdem habe ich jede Maschine mit Metallfüßen auf ihrem Sockel befestigt. Man braucht Werkzeug und Zeit, um alles abzumontieren. Abgesehen davon, daß mein Keller vorgestern abend aufgebrochen wurde, habe ich nie Ärger gehabt, und selbst da ist nichts weggekommen.«

Der Stellvertreter trat ein, und Guerrec zeigte ihm die Virotyp,

die Tür, die Fenster.

Dann dankte er dem Ingenieur kurz, bevor sie gingen.

»Ich glaube nicht, daß man andere Fingerabdrücke finden wird als die von Sevrans«, meinte Guerrec, als er mit Kehlweiler zum Rathaus zurückging. »Sicher, jeder x-beliebige hat herkommen können, um das Briefchen zu tippen, aber Sevrans ist gleichwohl in einer ziemlich heiklen Situation. Und doch glaube ich nicht, daß er sich für heimliche Paare interessiert. Ich verstehe auch nicht, was für ein Interesse er gehabt haben sollte, das Briefchen auf einer seiner eigenen Maschinen zu tippen.«

»Vergessen Sie es. Sevrans hat das Ding nicht tippen können. Er hat das Café nicht verlassen, während ich gegen Lefloch gespielt habe, er war noch da, als ich Ihnen ins Rathaus gefolgt bin.«

»Sind Sie sicher?«

»Sicher.«

»Wer ist noch dageblieben?«

»Seine Frau, glaube ich, aber ich habe sie nicht überwacht, als sie an der Bar war, Lefloch, Antoinette, Blanchet ...«

»Diese Geschichte mit der 7 stört mich. Sie ist überflüssig, nutzlos, sie hat keinen Sinn und muß doch einen haben.«

»Derjenige, der mir das Briefchen zugesteckt hat, will nicht, daß man ihn ausfindig macht. Indem er von dieser Kugel redet, zwingt er uns zu der Annahme, daß er unter den dreißig Personen war, die sich während meiner Partie mit Sevrans im Café aufhielten. Gut. Und wenn er nicht unter ihnen war?«

»Wie hätte er dann das mit der 7 erfahren können?«

»Von draußen, durchs Fenster. Er wartet, hört zu, merkt sich die erste irgendwie bedeutsame Einzelheit und erwähnt sie, um seine Anwesenheit im Café zu bezeugen. Niemand hat aus dem Fenster gesehen, es war beschlagen, es goß in Strömen.«

»Ja, möglich. Er oder sie hat also bis zu Kugel 7 drinnen oder

auch draußen sein können. Damit kommen wir nicht weiter. Das bedeutet, daß er sich erhebliche Mühe gibt, um nicht aufgespürt zu werden.«

»Entweder hat er gewaltig Schieß vor dem Mörder, oder er ist es.«

»Was, es?«

»Der Mörder. Es wäre nicht das erste Mal, daß ein Mörder einen Sündenbock vorschiebt. Wir müssen aufpassen, Guerrec, es kann sein, daß man uns direkt in den Irrtum führt. Es gibt einen Dreckskerl hier in dem Kaff, und zwar einen allererster Güte, so empfinde ich das.«

Guerrec verzog sein mageres Gesicht.

»Sie entstellen die Dinge, Kehlweiler. Man sieht, daß Sie mit anonymen Briefen wenig Erfahrung haben. Die sind verbreitet, schrecklich verbreitet. Gerade erst vor sechs Jahren in Pont-l'Abbé. Mörder schreiben solche Briefchen nicht, das tun Angsthassen, Beschränkte, erbärmliche Tröpfe.«

»Ist ein Mörder, der seine Tat plant und eine alte Frau erschlägt, nicht auch ein erbärmlicher Tropf?«

»Doch, aber ein erbärmlicher Tropf, der handelt. Die Verfasser solcher Briefchen sind passive erbärmliche Tröpfe, Ohnmächtige, Gehemmte, unfähig, sich verständlich zu machen. Ein Graben zwischen zwei Welten. Es kann nicht dieselbe Person sein, das paßt nicht zusammen.«

»Wenn Sie wollen. Halten Sie mich auf dem laufenden, was die Fingerabdrücke angeht, die Alibis und Spanien. Wenn das möglich ist, und wenn Sie Hilfe akzeptieren.«

»Ich tendiere dazu, allein zu arbeiten, Kehlweiler.«

»Dann begegnen wir uns vielleicht.«

»Sie haben diese Ermittlungen in Gang gebracht, das stimmt, aber Sie haben kein Recht, sich einzumischen. Es tut mir leid, daß ich Ihnen das in Erinnerung rufen muß, aber Sie sind nur

noch ein Mensch unter anderen und wie die anderen.«

»Verstanden, ich werde mich damit arrangieren.«

Louis kam um sieben ins Hotel zurück, aber er traf Marc dort nicht an. Er ließ sich mit dem Telefon auf dem Bett nieder und wählte die Nummer des Kommissariats vom 15. Arrondissement, Sektor Abbé-Groult. Um die Uhrzeit müßte Nathan noch an seinem Schreibtisch sitzen.

»Nathan? Hier Ludwig. Freut mich, dich anzutreffen.«

»Wie geht's, Deutscher? Was macht die Rente?«

»Ich ziehe gerade durch die Bretagne.«

»Hast du da was zu tun?«

»Hier gibt's zwangsläufig Fisch. Aber auch alten Fisch. Marcel Thomas, Rue de l'Abbé-Groult, vor inzwischen zwölf Jahren aus dem ersten Stock gefallen, kannst du mir da helfen?«

»Leg nicht auf, ich hol die Akte.«

Nach zehn Minuten war Nathan wieder dran.

»Also«, sagte er. »Der Mann ist runtergefallen, die Sache ist als Unfall abgelegt worden.«

»Ich weiß. Aber was ist mit den Einzelheiten?«

Louis hörte, wie Nathan die Akte durchblätterte.

»Nichts Bemerkenswertes. Es war am 12. Oktober, abends. Das Ehepaar Thomas hatte zwei Freunde zum Abendessen da, Lionel Sevrans und Diego Lacasta Rivas, die gegen zweiundzwanzig Uhr in ihr Hotel zurückkehrten.

An Ort und Stelle blieben das Ehepaar, die beiden kleinen Kinder sowie Marie Berton, die Haushälterin. Nach zweiundzwanzig Uhr hat niemand mehr die Wohnung betreten, das bestätigen die Nachbarn. Der Sturz erfolgte um Mitternacht. Vernehmungen ... Die Kollegen ... Die Nachbarn ... Ich überspringe, ich überspringe. Die Ehefrau hat tagelange Verhöre über sich ergehen lassen. Sie war im Bett, sie hat gelesen, man

hat nichts gegen sie finden können, genausowenig wie gegen Marie Berton, die ebenfalls in ihrem Schlafzimmer war. Die eine hätte sich nicht rühren können, ohne daß die andere es gehört hätte. Keine hat vor dem Unfall, bevor der Mann geschrien hat, ihr Schlafzimmer verlassen. Entweder haben sich die beiden Frauen abgesprochen, oder sie haben die Wahrheit gesagt. Vernehmung auch von Lionel Sevrán, der in seinem Hotel schon schlief, und von Diego Lacasta, für den das gleiche gilt, ziemlich weitschweifig, der Kerl, wenn man die vielen Seiten sieht. Warte, ich überfliege es ... Lacasta war sehr schwungvoll und hat die beiden Frauen mit Leib und Seele verteidigt. Dann Gegenüberstellung und Lokaltermin eine Woche später. Warte ... Der Inspektor vermerkt, daß jeder bei seiner Aussage bleibt, die Frau in Tränen aufgelöst, die Haushälterin ebenfalls, Sevrán erschüttert und Lacasta mehr oder minder stumm.«

»Hattest du nicht gesagt: weitschweifig?«

»In der Woche zuvor, ja. Der Typ hatte vielleicht genug. Kurz, Selbstmord ausgeschlossen, Mord unwahrscheinlich oder nicht nachweisbar. Das Balkongeländer war sehr niedrig, der Typ hatte viel getrunken. Also Schlußfolgerung auf Tod durch Unfall, Freigabe der Leiche zur Beerdigung und Abschluß des Falls.«

»Welcher Inspektor hat die Ermittlungen geführt?«

»Sellier. Er ist nicht mehr da, er ist Hauptmann geworden.«

»Im 12. ja, ich weiß. Danke, Nathan.«

»Hast du eine Fortsetzung zu der Geschichte?«

»Zwei Eheschließungen, ein Vermißter und eine Tote. Was denkst du darüber?«

»Daß das nicht gerade normal ist. Ich wünsch dir einen guten Fang, Ludwig, aber paß auf. Du hast niemanden mehr hinter dir. Stell es geschickt an und folge den Ratschlägen friedlicher Gelassenheit, die deine Kröte dir gibt, aufs Wort. Ich kann es dir

nicht besser sagen.«

»Ich werd sie für dich umarmen und umarme deine Töchter.«

Louis lächelte beim Auflegen. Nathan hatte sieben herrliche Töchter gezeugt, eine Großtat wie aus einem Märchen, die ihn immer bezaubert hatte.

Sellier war seinem Büro entflohen. Louis traf ihn zu Hause an.

»Also ist dieses Stückchen Knochen ein Mord«, sagte Sellier, nachdem er sich Louis' Bericht aufmerksam angehört hatte.
»Und die Akteure in der Sache Marcel Thomas sind vor Ort?«

Sellier redete zögernd, wie jemand, der sich die Zeit nimmt, sich die Vergangenheit systematisch wieder ins Gedächtnis zu rufen.

»Guerrec leitet hier die Ermittlungen. Kennen Sie ihn?«

»Ein wenig. Ziemlich nervig, nicht sehr redselig, nicht heiter, aber ohne krumme Absichten, soweit ich weiß. Aber auch ohne Wunder. Wunder bewirke ich auch nicht.«

»Gab es während der Vernehmungen im Fall Marcel Thomas nichts irgendwie Besonderes?«

»Ich versuche, mich zu erinnern, aber mir fällt nichts ein. Sollte es ein Mord gewesen sein, dann hätte ich gewaltig danebengelegt. Aber es gab wirklich keinerlei Anlaß.«

»Hätte sich eine der beiden Frauen leise bis zum Balkon begeben können?«

»Sie können sich ja denken, daß ich das überprüft habe. Es war ein altes Fischgrat-Parkett, ich sehe es jetzt wieder genau vor mir, dieses verdammte Parkett. Nicht ein Fleckchen, wo es nicht knarrte. Wenn eine der beiden getötet hat, dann mit Wissen der anderen, es gibt keine andere Lösung.«

»Und nachdem Sevrán und Lacasta aufgebrochen waren, haben sie niemanden mehr im Haus empfangen?«

»Niemanden, das ist ausdrücklich festgestellt worden.«

»Wie kommt es, daß Sie sich so gut an die Geschichte erinnern?«

»Oh ... Wegen der Zweifel. Zweifel bleiben im Leben hängen. Es gibt haufenweise Fälle, wo ich die Mörder erwischt habe, die Fälle waren abgeschlossen und sind aus meinem Kopf verschwunden, um anderen Platz zu machen. Aber die, bei denen Zweifel im Spiel waren, drängeln sich alle in einer Ecke.«

»Wie kam es zu den Zweifeln?«

»Durch Diego Lacasta. Er hat innerhalb von sieben Tagen eine völlige Kehrtwendung gemacht. Ein herzlicher und geschwätziger Kerl, der sich wie ein leidenschaftlicher schöner Spanier gebärdete, um die beiden Frauen reinzuwaschen, vor allem die Haushälterin. Es wundert mich nicht, daß er sie geheiratet hat, er liebte sie, das sprang einem sofort ins Auge. Und als er dann mit seinem Chef eine Woche später zum Lokaltermin wiederkam, schwieg er wie ein düsterer und stolzer schöner Spanier. Er verteidigte niemanden mehr, er ließ den Dingen in stolzem Schweigen ihren Lauf. Damals habe ich mir gedacht, Grund dafür sei wohl sein iberisches Naturell, da war ich noch jünger und kategorischer. Und doch erinnere ich mich seinetwegen an diesen tränenreichen Lokaltermin auf dem knarrenden Parkett, an sein verschlossenes Gesicht. Er war mein einziges Licht in diesem Fall, und die Flamme war erloschen. Das ist alles. Man braucht nicht viel, um zu zweifeln, aber ich spreche für mich.«

Louis blieb fünf Minuten lang mit verschränkten Armen auf seinem Bett sitzen. Aufstehen, irgendwas essen gehen.

Als er das Zimmer verließ, hob er eine Nachricht vom Boden auf, die unter der Tür durchgesteckt worden war und die er beim Hereinkommen nicht bemerkt hatte.

»Wenn du mich suchst, ich bin bei der Maschine, offene Fragen. Paß auf deine Mistkröte auf, sie macht Dummheiten im Bad.

Marc«

Louis bat den Hotelier um Brot und zwei Bananen und brach zu Fuß zur Maschine auf. Er ging langsam. Guerrec gefiel ihm nicht allzusehr, zu herb der Typ. René Blanchet gefiel ihm nicht. Der Bürgermeister, der harmloser war, gefiel ihm nicht. Das anonyme Briefchen gefiel ihm nicht. Darnas gefiel ihm, dabei war er es doch, den er gerne niedergemacht hätte. Kein Glück. Mit Sevrans konnte man sich verstehen, vorausgesetzt, man redete nicht von Hunden, aber der Hund war tot. Was die Frauen anging, so gefiel ihm das Gesicht der alten Marie, es verfolgte ihn sogar, aber man hatte sie umgebracht. Lina Sevrans begann ebenfalls, ihm nicht mehr aus dem Kopf zu gehen. Sie hatte den Hund getötet, und diese Tat hatte nichts Gewöhnliches, was immer ihr Mann, der große Anstrengungen unternommen hatte, um sie zu beschützen, auch darüber sagte. Er schien sie die ganze Zeit zu beschützen, die Hand auf ihren Schultern, zu beschützen, zu besänftigen oder zurückzuhalten. Was Pauline betraf, so gefiel sie ihm noch immer, auch da kein Glück. Denn Pauline machte nicht den Eindruck, sich nähern zu wollen, sie war starr vor Herausforderung oder vor wer weiß was anderem. Gut, er hatte gesagt, daß er sie in Ruhe lassen würde, da konnte er sich auch ein bißchen anstrengen, um sein Versprechen zu halten. Es ist schön, zu versprechen, das macht man ohne Schwierigkeiten, aber dann muß man es halten, das ist ziemlich nervig. In diesem Augenblick mußte Mathias mit der gelben Mappe bereits im Zug sitzen. An diese Unterlagen zu denken erforderte eine kleine Anstrengung. Es war ein drückender, beißender Gedanke, der einen latenten Kopfschmerz bei ihm auslöste.

In der Ferne sah er die seltsamen dunklen Umrisse der hohen Maschine, von der Marc ihm erzählt hatte. Als er näher kam, hörte er dumpfe Vibrationen, Gerassel, Knirschen. Kehlweiler schüttelte den Kopf. Marc wurde zum Adepten der unnützen

Maschine. Was er wohl wieder für eine idiotische Frage gestellt haben mochte? Und welche Maschine würde je mit den unvereinbaren Gegensätzen von Vandoosler dem Jüngeren fertig werden, mit seiner sprunghaften Erregbarkeit, die im Widerspruch stand zu seiner fleißigen Konzentration? Louis hätte noch nicht sagen können, was sich bei diesem Typen stärker manifestierte, seine tiefen, ruhigen Tauchgänge oder die Kopflosigkeit des Badenden, der zu ertrinken meint. Hätte er ihn als zierlichen Wal beschrieben, als Langstreckenschwimmer der Tiefen, der entschlossen seine Bahn zieht, oder als atemlosen jungen Hund, der sich an der Oberfläche der Wellen abstrampelt?

Marc stand vor der Maschine und las im Schein seines Feuerzeugs die Botschaft, die sie ihm gerade geliefert hatte, während er leise vor sich hin sang. Abzustrampeln schien er sich nicht. Es war nicht das erste Mal, daß Kehlweiler ihn singen hörte. Er blieb ein paar Meter entfernt stehen, um zu sehen und zu hören. Wäre nicht der Mord an dieser alten Frau gewesen, der ihn erboste, und die bitteren Gedanken in Zusammenhang mit der gelben Mappe, die ihm entgegenfuhr, hätte er die Szene geschätzt. Die Nacht war kalt, der Regen hatte aufgehört, die verblüffende Maschine hatte ihr Quietschen unterbrochen, und dort in der Nacht stand Vandoosler der Jüngere allein und sang.

*»Leb wohl, mein Leben, adieu, l'amour, lebt wohl ihr Frauen alle,
Noch nicht vorbei, für immer gilt's, im Krieg voll Pech und Galle
Dort in Craonne auf dem Plateau, da lassen wir das Leben
Denn dazu sind wir all' verdammt, wir sind dem Tod gegeben.«*

»Was hat dir die Maschine geantwortet?« unterbrach ihn Louis.

»Die Maschine soll sich zum Teufel scheren«, antwortete Marc und knüllte seine Nachricht zusammen. »Sie richtet nur Chaos an im Leben, im Mittelalter und im Sonnensystem. Du

wirst sehen. Stell eine Frage, aber laut und deutlich, sonst funktioniert es nicht.«

»Laut? Ist das Vorschrift?«

»Ich habe es eingeführt, um zu wissen, woran du denkst. Ziemlich schlau, nicht?«

»Was willst du wissen?«

»Im wesentlichen, was du über den Mord denkst, was du von Pauline Darnas erhoffst, was du von der Akte M erwartest, derentwegen du Mathias versklavst. Nebenbei dann noch, was du über die Sonnenexplosion und über mich denkst.«

Kehlweiler ging auf die Maschine zu.

»Wir werden sie fragen. Hier muß man drehen?«

»Genau. Fünf Mal, richtig kräftig. Ich sammle dir die Antwort am Ende ein.«

Die Maschine ließ ihr gesamtes Räderwerk quietschen, Louis beobachtete das Phänomen mit Interesse.

»Das verblüfft dich, was? Da ist deine Botschaft. Lies sie selbst, ich schnüffle nicht in anderer Leute Briefen.«

»Es ist dunkel, ich habe mein Feuerzeug nicht dabei, ich habe meine Kröte nicht dabei, ich habe nichts. Lies es mir vor.«

»*Bewahren wir die Ruhe. Erinnerung an Port-Nicolas.* Was habe ich dir gesagt? Siehst du, wie nervig das ist? Die Ruhe bewahren, und was sonst noch?«

»Abwarten. Ich habe keine Antwort auf keine einzige der Fragen, die du mir gestellt hast. Ich verstehe die Geschichte von Marie Lacasta nicht, ich befürchte, daß ich die von Pauline verstehe, und was die Akte M angeht, so warten wir auf deinen Jäger und Sammler. In meiner Tasche hat es was Neues gegeben, ein erbärmliches Briefchen, das jemand eingesteckt hat, als wir im Café waren. *Es gab da ein Paar in der Hütte Vauban, aber alle halten die Klappe*, usw. Das warst nicht zufällig du?«

»Irgendwas in deine Tasche stecken? Das Risiko eingehen, deine dreckige Kröte zu berühren? Eine Gelegenheit verpassen, zu reden? Wie absurd. Erzähl mir die Einzelheiten.«

Die beiden Männer gingen langsamen Schrittes zum Hotel zurück. Louis erklärte Marc die Geschichte mit dem zusammengeknüllten Papier und sah zugleich auf seine Uhr.

Kaum war Mathias ins Hotel gekommen, nahm Kehlweiler ihm die Mappe aus den Händen und schloß sich in seinem Zimmer ein.

»Schon seit einer halben Stunde krieg ich keinen geraden Satz mehr aus ihm heraus«, sagte Marc zu Mathias. »Hast du dir die Mappe angesehen?«

»Nein.«

Marc brauchte nicht nachzufragen: Bist du dir sicher, daß du sie dir nicht angesehen hast?, denn wenn Mathias ja sagte oder nein, dann war das wirklich ja oder nein, nicht nötig, der Sache genauer nachzugehen.

»Du hast eine edle Seele, heiliger Matthäus. Ich glaube, ich hätte einen Blick darauf riskiert.«

»Ich habe meine Seele nicht prüfen können, die Mappe war mit der Heftzange zugeheftet. Ich gehe ans Meer.«

Marc nahm sein Fahrrad und begleitete Mathias zum Strand. Mathias sagte nichts dazu. Er wußte, daß Marc selbst zu Fuß gern ein Fahrrad schob, wenn sich Gelegenheit dazu bot. Es diente ihm als Pferd, als Lehnsherrenstreitroß, Bauerngaul oder Indianerhengst, je nachdem. Marc hatte bemerkt, daß Mathias trotz der Kälte entschlossen barfuß in seinen mönchischen Sandalen lief und frei von jeglichem Raffinement gekleidet war, die Stoffhose in der Taille mit einem einfachen Strick zusammengehalten, den Pullover auf der bloßen Haut, aber auch er sagte nichts dazu. Man würde den Jäger und Sammler nicht ändern können. Sobald er konnte, legte Mathias alle Kleidung ab. Wenn man ihn nach dem Grund dafür fragte, sagte er, Kleider engten ihn ein.

Marc schob mit schnellen Schritten sein Fahrrad, um Mathias

zu folgen, der außerordentlich lange Beine hatte, und erklärte ihm die Verhältnisse im Ort, während Mathias schweigend zuhörte. Marc hätte das Ganze in fünf Minuten zusammenfassen können, aber er mochte Umwege, Nuancen, Einzelheiten, flüchtige Eindrücke, sprachliche Spitzenklöppelei, all jene rednerischen Ausarbeitungen, die Mathias einfach Geschwätz nannte. Marc war gerade dabei, in großen Zügen die düstersten Quadrate des Schachbretts zu schildern, das heißt, die melancholische Stimmung von Lina Sevrán, die zwei Gewehrschüsse in das Maul des Hundes, das Fischige des Bürgermeister, die bleierne Masse von René Blanchet, die kleinen Hände von Marie in den Mülltonnen dieses alten Dreckskerls, das Verschwinden des Spaniers Diego, die schriftliche Denunzierung eines dunklen Paares in der Vauban-Hütte, das starre Gesicht Kehlweilers, seitdem er jene Akte M angefordert hatte, die alten Überreste einer gekränkten Liebe, die besessene Intelligenz von Darnas im Leib eines Rohlings mit seltsam zarten Fingern, als Mathias ihn plötzlich unterbrach.

»Halt die Klappe«, sagte er und packte den Fahrradrahmen, um Marcs Schritte zu stoppen.

Mathias war im Dunkeln unbeweglich stehengeblieben. Marc widersprach nicht. Er hörte nichts im Wind, sah nichts, spürte nichts, aber er kannte Mathias gut genug, um zu wissen, daß er etwas gewittert hatte. Mathias hatte eine eigene Art, sich seiner fünf Sinne zu bedienen wie Meßfühler, Testgeräte, Decoder und Gott weiß was noch. Marc hätte Mathias liebend gern als Ersatz für verschiedene Erfindungen wie Schallwellendetektoren, Pollenfallen, Infrarotleser und andere komplexe Dinge verkauft, als die Mathias perfekt gedient hätte, ohne daß man auch nur einen Sou dafür ausgeben mußte.

Er war der Ansicht, der Jäger und Sammler könne, das Ohr in den Wüstensand gepreßt, den Paris-Straßburg-Express vorüberfahren hören, auch wenn man nicht recht wußte, wozu das gut sein sollte.

Mathias ließ den Fahrradrahmen los.

»Lauf!« rief er Marc zu.

Marc sah, wie sich Mathias vor ihm in die Nacht stürzte, ohne daß er verstanden hätte, wem er hinterherrennen sollte. Die tierischen Fähigkeiten – die primitiven Fähigkeiten, sagte Lucien – von Mathias verwirrten ihn und zerstörten seine Reden. Er legte das Fahrrad auf die Erde und rannte dem verdammten Prähistoriker hinterher, der wortlos und schneller als er rannte, ohne sich um die nahe Felskante zu kümmern. Zweihundert Meter weiter hatte er ihn eingeholt.

»Da unten«, sagte Mathias und deutete auf den Strand. »Geh runter und kümmer dich um ihn, ich durchsuch die Umgebung, da ist jemand.«

Mathias rannte sofort wieder los, und Marc sah zum Uferstreifen hinunter. Unten war eine dunkle Gestalt zu erkennen, jemand, der sich erheblich verletzt haben mußte, ein Sturz von sechs bis sieben Metern. Während er sich beim Hinuntersteigen an die Felsen klammerte, dämmerte ihm, daß jemand diesen Menschen vom Pfad hinabgestürzt hatte. Er erreichte den Boden und lief zu der Gestalt hin. Mit angespanntem Gesicht tastete er vorsichtig, spürte das Handgelenk, suchte nach dem Puls. Er war zu spüren, wenn auch schwach, aber der Typ rührte sich nicht, stöhnte nicht einmal. Marc dagegen pochte das Blut in den Schläfen. Wenn jemand diesen Menschen hinuntergestürzt hatte, so mußte das vor einer Minute geschehen sein, mit ein paar kurzen Bewegungen, die Mathias wahrgenommen hatte.

Mathias' Losrennen mußte den Mörder daran gehindert haben, seine Arbeit zu beenden, und jetzt war Mathias hinter ihm her. Marc gab nicht mehr viel auf ihn. Ob er sich versteckte oder ob er abhaute, er hatte kaum Chancen, der Verfolgung durch den Jäger und Sammler zu entgehen, und Marc machte sich um Mathias nicht die geringsten Sorgen, ein irrationales Gefühl von

Sicherheit, denn Mathias war ebenso verwundbar wie jeder andere und hatte nicht schon dreißigtausend Jahre auf dem Buckel, entgegen allem, was man erhoffen mochte. Marc wagte nicht, den Kopf des auf dem Boden liegenden Menschen zu bewegen, sicher ist sicher, die Halswirbel. Er wußte gerade genug darüber, um zu wissen, daß er nichts tun durfte. Aber er schaffte es, ihm die Haare aus dem Gesicht zu schieben und sein Feuerzeug zu finden. Er mußte es mehrfach anmachen, bevor er den erkannte, den Darnas als einen entschiedenen Träumer beschrieben hatte: den siebzehnjährigen Jungen, der vorhin im Café mit dem weißhäutigen Pseudopfarrer an einem Tisch gesessen hatte. Seinen Namen wußte er nicht mehr genau, Gaël, ja, vielleicht. Als er die Haare berührte, spürte Marc Blut, und mit verkrampftem Magen hielt er seine Hand weit von sich gestreckt. Er hätte sie gern im Meer abgewaschen, aber er wagte es nicht, den jungen Mann zu verlassen.

Vom Weg oben rief Mathias leise nach ihm. Marc kletterte die sieben Meter hohen, steilen Felsen hinauf, schwang sich über die Felskante und wischte sich sofort die Hände im nassen Gras ab.

»Das muß Gaël sein«, keuchte er. »Er lebt noch. Bleib da, ich renne und hol Hilfe.«

Erst in diesem Augenblick sah er, daß Mathias schweigend jemanden in der Dunkelheit festhielt.

»Weißt du, wer das ist?« fragte Mathias nur.

Unnötig, sein Feuerzeug anzumachen. Mathias hielt mit beiden Armen Lina Sevrans.

»Die Frau des Ingenieurs«, sagte Marc mit dumpfer Stimme. »Wo hast du sie gefunden?«

»Nicht weit, versteckt in einem Gehölz. Ich habe sie atmen hören. Mach dir keine Sorgen, ich tue ihr überhaupt nicht weh.«

Lina Sevrans bewegte sich nicht, weinte nicht, sagte nichts. Sie zitterte, wie am Mittag, nachdem sie den Hund erschossen hatte.

»Beeil dich«, sagte Mathias.

Marc rannte zu seinem Fahrrad, schleuderte es mit einem Fußtritt hoch und raste in den Ort.

Ohne zu klopfen, riß er heftig die Tür zu Kehlweilers Hotelzimmer auf. Louis schlief nicht, er hob den Blick und schob rasch ein paar Papiere zusammen, die auf seinem Tisch ausgebreitet waren, alte Papiere aus der gelben Akte, die mit Notizen und Skizzen versehen waren. Marc war außer Atem, er sah in ihm ungefähr dasselbe Gesicht wie vorhin, das heißt, seiner Vorstellung nach das Gesicht eines Goten von der unteren Donau, der bereit ist, gegen die Hunnen zu kämpfen. Einen Augenblick lang sah Marc ein Mosaik von Konstantinopel vor seinen Augen vorüberziehen, das einen schönen Barbarenkopf mit dunklem Haar darstellte, das wirr in die helle Stirn hing.

»Wo kommst du denn her?« fragte Louis und stand auf. »Hast du dich geprügelt?«

Marc sah kurz an sich herunter. Seine Kleidung war vom Klettern verschmutzt und durchnäßt, und er hatte noch Blut an der Hand.

»Mach schnell, ruf Hilfe. Der junge Gaël liegt unten auf den Felsen, er ist ganz blutverschmiert. Direkt hinter dem Holzkreuz, Mathias ist da.«

Fünf Minuten später ging Marc denselben Weg zurück, Louis neben sich.

»Mathias hat etwas gehört«, sagte Marc.

»Lauf nicht so schnell, red nicht so schnell. Und du hast nichts gehört?«

»Ich bin kein Jäger und Sammler«, sagte Marc und wurde lauter. »Ich bin ein normaler Mensch, zivilisiert, gebildet. Meine Augen sehen nicht im Dunkeln, meine Ohren nehmen nicht jeden Lidschlag war, meine Nasenflügel erschnuppeln nicht die leichtesten Schweißausdünstungen. Mathias dagegen hört noch

die Auerochsen, die mal vor der Höhle von Lascaux vorbeigezogen sind, das Ergebnis kannst du dir vorstellen. In der Sahara kündigt er dir den Paris-Straßburg-Express an, du kannst dir ja ausmalen, wie praktisch das ist.«

»Mensch, beruhig dich doch, verdammt. Mathias hört also was, und dann?«

»Dann? Er rennt los, wir finden Gaël – ich glaube, es ist Gaël –, der zweihundert Meter entfernt runtergeworfen wurde, und während ich bei dem armen Kerl bleibe, rennt Mathias sofort wieder los, um seine Beute einzufangen.«

Louis blieb auf dem Weg stehen.

»Stimmt«, sagte Marc. »Ich hab noch nicht die Zeit gehabt, dir alles zu sagen. Mathias ist mit Lina Sevrán zurückgekommen, die sich ganz in der Nähe versteckt hielt.«

»Verdammt! Und was habt ihr gemacht?«

»Mathias hält sie fest, mach dir keine Sorgen.«

»Kann sie ihm entwischen?«

Marc zuckte mit den Achseln.

»In der Baracke trägt Mathias immer die Brennholzstapel. Aber ohne dem Holz weh zu tun, denn Mathias mag das Holz. Ich trage die kleinen Müllsäcke. Schau, da hinten blinkt es, die Hilfe ist eingetroffen.«

Louis hörte Marc tief atmen.

Mathias stand noch immer auf dem Felsen und hielt Lina Sevrán mit einer einzigen Hand. Unten machten sich Männer um Gaëls Körper zu schaffen.

»Was gibt das?«

»Ich weiß es nicht«, antwortete Mathias. »Sie haben eine Trage und Geräte runtergebracht.«

»Und Guerrec?« fragte Marc. »Man muß Guerrec Bescheid sagen.«

»Ich weiß«, erwiderte Louis, während er Lina ansah. »Auf fünf Minuten kommt es nicht an. Wir haben Zeit, ein paar Worte mit ihr zu wechseln. Führt sie da hin, Mathias.«

Mathias schob Lina vorsichtig ein Stück hinter die Felskante zurück.

»Gleich kommt Guerrec«, sagte Louis zu ihr.

»Ich habe ihn nicht runtergestoßen«, murmelte Lina.

»Warum runtergestoßen? Er hätte doch von allein gefallen sein können.«

Lina senkte den Kopf, und Louis richtete ihn ihr wieder auf.

»Er ist von allein gefallen«, sagte Lina.

»Oh, nein. Sie wissen, daß er runtergestoßen wurde, und gerade haben Sie es beinahe gesagt. Gaël ist von hier, er kennt in den Felsen jeden Stein. Warum haben Sie sich hier draußen versteckt?«

»Ich bin spaziergegangen. Ich habe einen Schrei gehört und Angst bekommen.«

»Mathias hat keinen Schrei gehört.«

»Er war weit weg.«

»Es gab keinen Schrei«, sagte Mathias.

»Doch. Gaël hat geschrien. Ich habe Angst bekommen und Schutz gesucht.«

»Wenn Sie Angst hätten, würden Sie nicht allein in der Nacht spaziergehen. Und wenn man jemanden schreien hört, der irgendwo hinunterstürzt, dann geht man nachsehen und helfen, oder? Jedenfalls kein Grund, sich zu verstecken. Außer wenn man selbst gestoßen hat.«

»Ich habe ihn nicht hinuntergestoßen«, wiederholte Lina.

»Dann haben Sie gesehen, wie jemand ihn hinuntergestoßen hat.«

»Nein.«

»Lina« fuhr Louis noch sanfter fort. »Guerrec wird bald hier sein. Er ist Bulle. Dreizehn Tage nach Maries Tod stürzt ein Typ von einem Felsen. Man findet Sie, wie Sie sich vor Ort unter den Bäumen verstecken. Wenn Ihnen nichts Besseres zu sagen einfällt, wird Guerrec seine Arbeit als Bulle tun.«

Marc sah die Gruppe an. Lina zitterte noch immer, und Louis hatte nicht mehr sein merowingisches Gotengesicht.

»Und Sie, was machen Sie für eine Arbeit?« fragte Lina. »Ich weiß, wer Sie sind, die Frau des Bürgermeisters hat es mir gesagt. Ich sehe keinen Unterschied zu Guerrec.«

»Ich schon. Es ist besser, Sie reden mit mir.«

»Nein.«

Louis gab Mathias ein Zeichen, und er führte Lina beiseite. Sie zitterte und schien zugleich mit nichts etwas zu schaffen zu haben, und das paßte nicht zusammen.

Eine Stunde später war der Platz verlassen. Die Gendarmen aus Fouesnant waren dagewesen, Guerrec war dagewesen. Er hatte Lina Sevrans nach Hause gefahren. Gaël war bewußtlos ins Krankenhaus von Quimper gebracht worden.

»Ich will ein Bier«, sagte Louis.

Die drei Männer hatten sich in Kehlweilers Zimmer versammelt. Marc weigerte sich, die Bierflaschen zu holen, weil Louis sie zu Bufo ins Bad geräumt hatte. Louis brachte drei Flaschen. Marc sah in den Flaschenhals.

»Lina Sevrans schläft mit Gaël«, sagte er leise, das Auge an die Flasche gedrückt. »Sie sind das Paar von der Vauban-Hütte. Marie überrascht sie, Lina bringt sie um. Warum?«

»Angst vor der Scheidung«, bemerkte Mathias.

»Ja, sie braucht die Kohle des Ingenieurs. Dann bringt sie den zerbrechlichen Liebhaber um, damit er die Klappe hält.«

»Komm aus der Flasche raus«, sagte Louis. »Wenn sie mit Gaël schläft, warum wartet sie dann nicht, bis der Ingenieur in

Paris ist? Warum sich um fünf Uhr in einer eiskalten Hütte quälen, wenn man um acht ein schönes Bett finden kann?«

»Dafür lassen sich Gründe finden. Sie war jedenfalls da, als Gaël gestürzt ist. Und sie hat den Hund erschossen.«

»Daran denke ich«, sagte Louis.

»Was hat sie dir gesagt?«

»Ich habe nicht mehr vom Felsen geredet und auch nicht mehr vom Hund. Ich habe von ihrem ersten Mann geredet. Er ist durch einen Sturz vom Balkon gestorben, erinnerst du dich?«

»Ein Unfall, oder?«

»Ein Sturz wie der von Gaël. Wenn es sich um einen Mord handelt, ist er einfach und perfekt.«

»Was sagt sie dazu?«

Louis zuckte mit den Schultern.

»Sie sagt, daß sie ihn nicht hinuntergestürzt hat, genausowenig wie Gaël. Und sie zittert stärker als je zuvor. Ich habe den Eindruck, diese Geschichte ist entsetzlich für sie. Ich habe sie wegen Diego Lacasta bearbeitet, der damals innerhalb einer Woche vom schwungvollen Torero zum schweigenden Duckmäuser geworden ist. Sie bestätigt das und fügt sogar hinzu, daß Diego sie vermutlich die ganze Zeit in Verdacht hatte. Vor dem Unfall war er redselig und vertrauensvoll ihr gegenüber, und bei den Ermittlungen hat er sich zuerst sehr ins Zeug gelegt. Danach sichtliche Veränderung, flüchtige Blicke, Schweigen und Argwohn. Sie sagt, ohne das absolute Vertrauen von Marie, Sevrán und den Kindern wäre sie nicht damit fertig geworden.«

»Weiß sie, wo Diego ist?«

»Nein, aber sie ist sicher froh, ihn los zu sein. Er lastete auf ihr wie ein altes, schweigsames Phantom.«

Marc blies in seine Flasche.

»Und das alte Phantom ist auch verschwunden«, sagte er.

»Ja«, erwiderte Louis.

Louis ging in dem kleinen Zimmer umher und stellte sich vor das Fenster. Es war schon nach zwei Uhr morgens, Mathias schlief auf einem der beiden Betten ein.

»Man müßte wissen, wer dieses Paar ist«, sagte Louis schließlich.

»Glaubst du, daß es wirklich eins gibt?«

»Ja. Sobald wir es haben, werden wir sehen, ob es was Handfestes ist oder nur ein Köder. Und ob der Verfasser des Briefchens schlicht ein Denunziant ist oder ein Mörder, der ein rotes Tuch vor uns herumschwenkt. Es muß hier doch jemanden geben, der in der Lage ist, uns den Namen der Geliebten von Gaël zu liefern.«

»Darnas?«

»Nein. Darnas rät nur, er weiß es nicht. Wir brauchen einen, der zu seinem eigenen Vorteil einen Blick auf alles hat, was sich tut.«

»Der Bürgermeister?«

»Chevalier ist nicht brillant, aber er ist auch keine Kanalaratte. Wäre er fähig, sich zu informieren, wäre er nicht gezwungen, die Mülltonnen seiner Gegner durchsuchen zu lassen. Nein. Ich denke an diesen Abschaum von Blanchet.«

»Er wird dir nicht den Gefallen tun, dir Informationen zu liefern.«

»Warum nicht?«

Louis drehte sich um. Er blieb ein paar Sekunden unbeweglich stehen, dann nahm er seine Jacke und zog sie langsam an.

»Begleitest du mich?«

»Wohin gehst du?« fragte Marc träge.

»Zu Blanchet, wo sollte ich sonst hingehen?«

Marc nahm abrupt die Flasche von seinem Auge. Er hatte

einen roten Rand auf dem Lid.

»Um diese Zeit? Spinnst du?«

»Wir sind nicht hier, um den Schlaf dieses Kerls zu schützen. Zwei Morde reichen. In diesem Ort geht's allmählich in Ausrottung über.«

Louis ging ins Bad, verzichtete darauf, Bufo mitzunehmen, sammelte die Papiere auf dem Tisch ein und stopfte sie in seine Innentasche.

»Beeil dich«, sagte Louis. »Du hast keine Wahl, denn wenn ich von Blanchet niedergestreckt werde, während du im Hotel pennst, wirst du dir bis ans Ende der Zeit das Hirn mit gespenstischen Vorwürfen zermartern, und das wird dich daran hindern, dein Mittelalter zu betreiben.«

»Blanchet? Du verdächtigst Blanchet? Machst du das einfach so, seiner Visage nach, weil er ein Pißgesicht hat?«

»Findest du es normal, ein Pißgesicht zu haben? Warum redest du von seiner Pisse? Weißt du irgendwas über seine Pisse?«

»Du nervst!« rief Marc und stand auf.

Louis stellte sich vor Marc und musterte ihn ruhig. Er stellte seinen Jackenkragen hoch, richtete ihm die Schultern auf, hob sein Kinn.

»So ist es besser«, murmelte er. »Nimm einen gefährlichen Ausdruck an, mal sehen. Na los, nimm einen gefährlichen Ausdruck an, wir werden doch nicht die ganze Nacht damit verträdeln!«

Marc bereute. Er hätte im Warmen in seinem Zimmer in der Baracke in Paris und im 13. Jahrhundert bleiben sollen. Dieser merowingische Gote war verrückt. Trotzdem versuchte er, einen gefährlichen Ausdruck anzunehmen. Wäre er ein Mann gewesen, wäre es ein leichtes gewesen, und er war eben ein Mann, das traf sich gut.

Kehlweiler schüttelte den Kopf.

»Denk an was Mieses«, beharrte er. »Ich rede nicht vom Essen oder von Kröten, irgendwas im großen Maßstab.«

»Das Massaker an den Albigenen durch Simon de Montfort?«

»Meinetwegen«, erwiderte Louis seufzend. »Ja, das ist nicht schlecht, fast glaubwürdig. Denk während unseres gesamten Besuchs an diesen Simon. Und nimm den da mit«, fügte Louis hinzu und deutete auf den schlafenden Mathias, »das kann nichts schaden.«

Louis klopfte mehrmals an Blanchets Tür. Marc war angespannt, kleine Muskeln bewegten sich ganz von allein in seinem Rücken. All die Einzelheiten des Albigensermassakers zogen in seinem Gedächtnis an ihm vorüber, er preßte seine Bierflasche in der Hand, einen Finger in den Flaschenhals gesteckt. Mathias hatte keine Frage gestellt, er hielt sich im Schatten, riesig, barfuß in seinen Sandalen, unbeweglich und ausgeruht. Hinter der Tür waren Geräusche zu hören. Die Tür öffnete sich einen Spalt, von einer Kette blockiert.

»Lassen Sie uns eintreten, Blanchet«, sagte Louis. »Gaël ist von den Felsen gestürzt worden, wir werden darüber reden.«

»Was habe ich damit zu schaffen?« fragte Blanchet.

»Wenn Sie Ihren Posten als Bürgermeister haben wollen, haben Sie alles Interesse daran, sich damit zu beschäftigen.«

Feindlich, mißtrauisch, interessiert gab Blanchet die Tür frei.

»Wenn er tot ist, verstehe ich die Dringlichkeit nicht.«

»Gerade deswegen, er ist nicht tot. Er wird reden können, wenn er aus dem Schlamm rauskommt. Sehen Sie das Problem?«

»Nein. Ich habe damit nichts zu tun.«

»Können wir irgendwo anders hingehen? Wir werden nicht die ganze Nacht hier im Eingang stehenbleiben. Er ist häßlich, der Eingang.«

Blanchet schüttelte den Kopf. Er spielte den Gutmütigen, so wie vorhin, schlecht gelaunt, aber im Grunde ein anständiger Kerl. Marc dachte, daß Mathias' Statur und Louis' gotischer Blick mit an seinem Einlenken beteiligt waren. Blanchet führte sie in ein kleines Arbeitszimmer, deutete auf Stühle und setzte sich hinter einen Schreibtisch mit vergoldeten Füßen.

Louis setzte sich ihm gegenüber, die Arme verschränkt und seine langen Beine ausgestreckt.

»Und?« fragte Blanchet. »Hat man Gaël hinuntergestürzt? Wären Sie nicht hergekommen, um hier Chaos zu verbreiten, wären wir nicht soweit. Sie haben ihn auf dem Gewissen, Monsieur Kehlweiler. Kommen Sie, um einen Sündenbock zu suchen?«

»Es heißt, es gab ein Paar in der Vauban-Hütte. Ich suche den Namen der Geliebten von Gaël. Na, Blanchet, schnell, den Namen.«

»Und ich soll ihn kennen?«

»Ja. Denn Sie sammeln alles auf, was Sie finden können, man weiß ja nie, das kann nützlich sein, um die Wahlzettel zu beeinflussen. Es würde mich sehr enttäuschen, wenn Sie den Namen nicht wüßten.«

»Sie irren sich, Kehlweiler. Ich will das Bürgermeisteramt, das verberge ich nicht, und ich werde es bekommen. Aber ich werde es sauber bekommen. Ich brauche diese kleinen Geschichten nicht.«

»Doch, Blanchet. Du raunst, streust links ein paar kleine Informationen, diffamierst rechts, diskreditierst, schwitzt aus, du bringst die einen gegen die anderen auf, du dosierst, berechnest, mauschelst, köchelst, und wenn die Mischung fertig ist, läßt du dich wählen. Von Port-Nicolas aus zielst du auf Größeres. Ich finde dich zu alt für dieses Metier, du solltest aufhören. Also, der Name der Geliebten von Gaël? Mach schnell, noch sind es nur zwei Tote, ich würde gern den dritten verhindern, wenn du nichts dagegen hast.«

»Vor allem, wenn du es bist, nicht wahr?«

»Ich könnte es sein.«

»Und wieso sollte ich dir helfen?«

»Wenn du nicht hilfst, mach ich es auf deine Weise, ich geb

morgen alles in kleinen Dosen weiter. Auch ich kann gute Geschichten erzählen. Ein künftiger Bürgermeister, der der Justiz nicht hilft, macht einen häßlichen Eindruck.«

»Du magst mich nicht besonders, Kehlweiler?«

»Nicht besonders, nein.«

»Warum hängst du dann die beiden Morde nicht mir an?«

»Weil du es nicht warst, tut mir leid.«

Blanchet lächelte. Er lachte fast.

»Du bist wirklich ein Versager, Kehlweiler. Du suchst die Geliebte von Gaël?«

Blanchet begann leise zu lachen.

»Wenn es nur Kerle wie dich gibt, um deine Justiz voranzubringen, wird man sich auf den Revieren nicht gerade verrückt machen.«

Marc verkrampfte sich, Louis verlor seinen Vorteil. Außerdem schien ihm dieser Kampf Mann gegen Mann erbärmlich und nervte ihn. Ein richtiger förmlicher Tanz. Binnen einer Minute waren sie vom eisigen Siezen zum aggressiven Duzen übergegangen. Er verstand nicht, wieso dieser ganze Radau wegen einer schlichten kleinen Auskunft mitten in der Nacht notwendig war. Er warf einen Blick auf Mathias, aber Mathias, der an die Wand gelehnt stehen geblieben war, machte nicht den Eindruck, als amüsiere er sich. Er wartete ab, die Arme am Körper hängend, mit aufmerksamem Blick unter seinen blonden Haaren, als Jäger und Sammler, der bereit ist, auf den Bären zuzuspringen, der seine Höhle bedroht. Marc fühlte sich allein und dachte wieder an die Albigenser.

Blanchet beugte sich vor.

»Hast du Übermensch nicht mal bemerkt, daß Gaël stockschwul ist? Du bringst mich zum Lachen ... Du suchst einen Mörder und bist nicht in der Lage, eine Henne von einem Hahn zu unterscheiden!«

»Gut. Also, der Name des Mannes?«

»Nennst du so was einen Mann?« höhnte Blanchet.

»Ja.«

»Phantastisch, Kehlweiler, phantastisch! Verständnisvoller, respektvoller Mensch, großzügig mit seinen Gefühlen und vorsichtig in seinen Urteilen! Bist du zufrieden mit dir? Fühlst du dich geschmeichelt? Machst du mit diesem ganzen Plunder, mit deinem großen Herzen und deinem Opferbein in den Ministerien Männchen?«

»Beeil dich, Blanchet, du ermüdest mich. Der Name des Mannes?«

»Brauchst du mich sogar dafür?«

»Ja.«

»Das klingt schon besser. Ich werde dir deine Auskunft geben, Kehlweiler. Du kannst sie dann Guerrec weitergeben, und es wird euch nirgends hinführen. Es ist Jean, der käsig Grünschnabel, der heidnisch die Kirche liebkost, der devote Diener des Pfarrers, hattest du das nicht bemerkt?«

»Also Jean und Gaël, ist es das? In der Hütte? Donnerstags?«

»Und Montags, wenn es dich interessiert. Die restliche Zeit Frömmerei und Schuldgefühle, gute Vorsätze am Sonntag und Neuanfang am Montag, ohne Beichte dazwischen. Bist du erleichtert? Tu jetzt deine großen Werke und sperr ihn ein. Ich habe dich lang genug gesehen und gehe schlafen.«

Endlich war Blanchet zufrieden. Er hatte sich gut unterhalten und hatte Kehlweiler ordentlich vorgeführt. Er stand auf und ging mit befriedigtem Schritt um den Schreibtisch herum.

»Eine Minute noch«, sagte Kehlweiler, ohne sich zu rühren.
»Ich bin noch nicht fertig.«

»Ich schon. Ich habe dir den Namen von Jean gegeben, weil Gaël hinuntergestürzt wurde und nicht, weil du mich beeindruckst. Ich weiß nichts über diese Morde, und wenn du

bei mir bleibst, rufe ich die Bullen.«

»Eine Minute noch«, wiederholte Kehlweiler. »Du wirst die Bullen doch nicht wegen einer kleinen zusätzlichen Auskunft rufen. Ich möchte nur noch wissen, wo du herkommst. Das ist doch nichts Böses? Nichts ohne Gegenleistung, ich komme vom Cher. Und du, Blanchet? Aus dem Pas-de-Calais?«

»Ja, aus dem Pas-de-Calais!« rief Blanchet. »Willst du mich noch lange ärgern?«

»Kommst du nicht vielleicht eher aus Vierzon? Ich hätte dich eher da unten in der Ecke gesehen. Na ja, Vierzon halt.«

Jetzt kommen wir zum Thema, dachte Marc. Zu welchem, hätte er nicht zu sagen gewußt, aber jetzt kamen sie dazu. Blanchet hatte in seinem Herumlaufen um den Tisch innegehalten.

»Doch, Blanchet, streng dich an ... Vierzon ... Weißt du, in Mittelfrankreich ... Mach dich nicht dümmer als alle anderen, ich weiß, das ist weit weg, aber streng dich an ... Vierzon am Cher ... Nein? Nichts zu machen? Du kommst nicht drauf? Willst du Hilfe?«

Kehlweiler war ganz weiß, aber er lächelte. Blanchet nahm rasch wieder in seinem Sessel hinter dem Schreibtisch Platz.

»Keine Dummheiten, Blanchet. Ich habe da zwei Jungs, die ich nicht nur zur Dekoration mitgebracht habe, du tätest Unrecht, wenn du sie unterschätzen würdest. Der rechts hat ein schnelles Hirn und die Hände eines Rohlings, er braucht kein Werkzeug, um dir den Schädel zu spalten. Der links führt eine schnelle Klinge, ein Indianersohn. Kapiertst du?«

Louis stand auf, umrundete seinerseits den Schreibtisch, öffnete eine Schublade, die gegen Blanchets Bauch drückte, wühlte rasch unter den Papieren, zog eine Knarre heraus, leerte das Magazin. Er hob den Kopf und musterte Marc und Mathias, die jetzt beide an die Wand gelehnt standen, einer links, der andere rechts, und die Tür versperrten. Mathias war perfekt,

Marc sah fast gefährlich aus.

Er lächelte, nickte und wandte sich wieder Blanchet zu.

»Du kommst aus Vierzon – oder soll ich dich bepissen, damit du redest? Ach ... mit der Pisse-Geschichte gerät dein Gedächtnis in Bewegung, dir zittert ein Augenlid, langsam kommt es dir wieder. Es geht doch nichts über Grundreflexe.«

Louis hatte sich hinter Blanchet gestellt und hielt mit beiden Händen den Rücken des Sessels. Blanchet hatte den Mund zusammengepreßt und rührte sich nicht, eines seiner Augen blinzelte ganz von allein.

»Man hat dich übrigens den Pisser genannt. Und komm mir jetzt nicht mit deinen Ausweisen, die sind mir scheißegal. Du heißt René Gillot, keine besonderen Kennzeichen, braune Augen, runde Nase, Arschlochgesicht, aber das Auge des Zeichners bemerkt die Kleinigkeiten, eine runde Stelle auf der rechten Wange, wo der Bart nicht wächst, dreieckig geschnittene Ohrläppchen, Kleinigkeiten, wie jeder sie hat, es reicht, sich ihrer zu erinnern. René, genannt der Pisser, ein Abschaum, Chef der Miliz von Champon bei Vierzon. Dort, in einer Ecke des Waldes, hast du dein Miliznest, vor inzwischen dreiundfünfzig Jahren, du bist siebzehn, ein Fiesling und findest früh Geschmack an der Sache. Von dort aus fährst du mit deinem kleinen Rad zur Kommandantur, um in regelmäßigen Krämpfen deine Denunziationen wie Erbrochenes auszuspeien. Dort sieht im Jahr 42 ein deutscher Soldat, der am Eingang steht, ein Wachposten, ein anonymer, graugrüner Boche, wie du kommst und gehst. Man muß immer mißtrauisch sein mit den Wachposten, René, die langweilen sich den ganzen Tag, also beobachten sie, hören zu. Vor allem ein Posten, der nach der ersten Gelegenheit Ausschau hält, abzuhaufen, was nicht leicht ist, wenn du den Helm auf dem Schädel trägst, glaub mir. Ich weiß, ich nerv dich mit meinen Geschichten, all das ist alt, älter als ich, ich habe das nicht mal erlebt, das ist lange vorbei. Aber ich erzähle das zu deinem Vergnügen. Denn ich weiß genau, daß

es alte Sachen gibt, die dich beunruhigen, du fragst dich doch, durch welches Wunder manche der von dir Denunzierten gerade noch rechtzeitig verschwunden sind. Du hast zwei deiner Kameraden verdächtigt, und – damit kann ich dir dem Gewissen gleich belasten – du hast sie umsonst umgebracht.«

Louis packte seinen Kopf und drehte ihn zu sich.

»Und der deutsche Soldat, René? Hast du nie daran gedacht? War er am allwöchentlichen Tag der Geflügelabgabe auf dem Markt nicht gut plazierte, um im Gegacker die Informationen weiterzugeben, die er in der Kommandantur aufgeschnappt hatte? Er konnte kein Französisch, aber er hatte gelernt, wie man sagt: ›Morgen früh im Morgengrauen, sie müssen vorher weg.« Weißt du es jetzt? Aha ... jetzt siehst du sein Gesicht wieder vor dir, das Gesicht des Soldaten, monatelang bist du an ihm vorbeigegangen ... Ist das Bild ein bißchen unscharf? Na, dann sieh mich an, René, das wird dir helfen, die Leute sagen, ich würde ihm sehr ähneln. Ja, jetzt hast du es, und mit ein bißchen Anstrengung wirst du dich an seinen Namen erinnern, Ulrich Kehlweiler. Er wird zufrieden sein, wenn er erfährt, daß ich dich gefunden habe, doch, das versichere ich dir.«

Plötzlich ließ Louis den Sessel und Blanchets Kinn, das er zwischen seinen Fingern zusammendrückte, los. Marc ließ ihn nicht aus den Augen, sein Magen verkrampfte sich, was sollte er tun, wenn Louis den Alten erwürgte? Aber Louis ging wieder auf die andere Seite des Schreibtischs und setzte sich mit einer Pobacke auf den großen Tisch.

»Erinnerst du dich an das Spektakel, als der Soldat Ulrich verschwunden war? Alle Häuser wurden durchsucht. Weißt du, wo er war? Du wirst lachen. Im hölzernen Bettkasten der Tochter des Lehrers. Genial, findest du nicht? Und so was knüpft Verbindungen. Tagsüber mit der Angst im Bettkasten, nachts mit der Liebe im Bett. Das ist der Grund dafür, warum es mich gibt. Dann flüchten sich Ulrich und das junge Mädchen in die kleine Resistance-Gruppe. Aber ich will dich nicht mit

meinen Familiengeschichten langweilen, ich komme zu dem, was dich wirklich interessiert, zu der Nacht vom 23. März 1944 in deinem Forsthaus, wo du mit Hilfe deiner siebzehn Milizionäre zwölf Mitglieder des Resistance-Netzes und sieben Juden einsperrst, die sich bei ihnen versteckt hielten. Die Anzahl ist egal, sie ist dir schnuppe, du bist zufrieden mit dir. Du fesselst sie, du pißt auf sie drauf, deine Freunde machen es dir nach, du bietest ihnen die Frauen an. Meine Mutter, die zu der Gruppe gehört, wie du sicher kapiert hast, gerät unter den großen Blondes, der Pierrot genannt wird. Stundenlang quält ihr sie alle, du amüsierst dich prächtig, so prächtig, daß ihr alle völlig berauscht seid und es zwei Frauen gelingt, abzuhaue – oh, ja, du Idiot, sonst wäre ich nicht hier, um es dir zu sagen. Du merkst es ein bißchen spät und beschließt, sofort zu ernsteren Dingen überzugehen. Du schaffst die übrigen in die Scheune, fesselst sie und legst Feuer.«

Louis hat auf den Tisch geschlagen. Marc findet ihn aschgrau, gotisch und gefährlich. Aber Louis fängt sich wieder, Louis atmet. Blanchet dagegen atmet fast nicht mehr.

»Für das junge Mädchen geht die Sache gut aus, sie haut ab, findet den Soldaten Ulrich wieder, und sie lieben sich ihr Leben lang, das freut dich hoffentlich für sie. Die andere Frau ist schon älter, deine Milizionäre erwischen sie und erledigen sie im Wald, so einfach ist das. Beweise? Willst du das sagen? Hoffst du, daß die Geschichte sich einfach so wegwischen läßt, sich mit einem Ausweiswechsel auslöschen läßt? Frag Vandoosler, ob Geschichte sich auslöschen läßt, du armes Arschloch. Ich war zwanzig, als meine Mutter mir die Sache anvertraut hat, mit all den Skizzen, die dazugehören. Hübsche Porträts mit feinen Zügen, sie konnte schon immer gut zeichnen, das konntest du nicht ahnen. Ich hätte dich unter Tausenden wiedererkannt, mein armer René. Mit ihren Skizzen und Beschreibungen habe ich im Laufe meiner Ausflüge nur sieben deiner kleinen Kameraden gefunden, aber nicht einen, der den neuen Namen des Chef-

Pissers kannte. Und dann finde ich dich hier, siehst du, reg dich nicht auf, es gibt keinen Zufall. Fünfundzwanzig Jahre durchstreife ich das Land auf der Spur marodierender Mörder, bei diesem Rhythmus ist das kein Zufall mehr, das ist Erkundung, ich hätte dich irgendwann gefunden. Du wirst mir die Namen, Adressen und Eigenschaften der neun anderen geben, die mir noch fehlen, wenn sie nicht bereits gestorben sind. Doch, doch, du hast sie irgendwo, enttäusche mich nicht, vor allem, verärgere mich nicht. Auf diese Weise ist das dann endlich eine geregelte Sache, und beeil dich, ich hab noch was anderes zu tun im Leben. Und? Hast du Angst? Glaubst du, ich murks deine alten Milizionäre einen nach dem anderen ab? Ich werde sie nicht mal beipissen. Aber falls nötig, entschärfe ich sie, entmine sie, neutralisiere sie, genau wie ich es mit dir machen werde. Ich warte auf die Liste. Und außerdem, René, wo wir gerade dabei sind, ich bin kein Nostalgiker, glaub das nicht, wir werden uns auch mit der Gegenwart beschäftigen. Seit deinem mörderischen Pissen als junger Mann warst du nicht untätig. Heute willst du ein Rathaus, und von da aus zielst du auf Höheres. Du machst das nicht ganz allein, daher will ich die Liste deiner heutigen Handlanger. Die ganze Liste, hörst du? Die Jungen, die Erwachsenen und die alten Mistkerle, jedes Alter, jedes Geschlecht, jede Funktion. Wenn ich entmine, mache ich das gründlich, ich rei die Rübe mit der Wurzel heraus. Und gib mir auch deine Schwarze Kasse, das wird mir helfen. Du zögerst? Hast du auch wirklich kapiert, daß der alte Ulrich Kehlweiler immer noch lebt und daß er dich vor Gericht wiedererkennen wird? Du stoppst also die Maschine, gibst mir deine Listen, deinen ganzen Papierkram, deine Netzwerke, all deinen Packen Mist, oder ich Sorge dafür, daß du wegen Verbrechen gegen die Menschlichkeit ins Loch kommst. Dasselbe gilt für den Fall, daß auch nur ein einziger aus deiner heutigen Truppe einen Finger rührt. Dasselbe gilt für den Fall, daß du meinen Alten anrührst, das versteht sich von selbst.

Dasselbe gilt für den Fall, daß du versuchst, dich zu verziehen, das ist völlig nutzlos.«

Louis hörte auf zu reden. Blanchet hielt den Kopf gesenkt, den Blick auf die Knie geheftet. Louis wandte sich Marc und Mathias zu.

»Wir haben hier nichts mehr zu tun, gehen wir«, sagte er. »Blanchet, vergiß meine Bestellung nicht. Dein Rückzug, Auflösung deiner Armee von Mistkerlen, deine Liste, deine Kasse. Dazu noch das Dossier, das du gegen Chevalier zusammengestellt hast. Ich komme in den nächsten zwei Tagen vorbei, um das Paket abzuholen.«

Als sie auf der Straße waren, gingen die drei Männer schweigend in Richtung Platz. Louis fuhr sich unaufhörlich mit der Hand durchs Haar, das ihm in schwarzen Strähnen auf der nassen Stirn klebte. Niemand kam auf die Idee, ins Hotel zu gehen, sie gingen weiter in Richtung Hafen, wo sie sich auf ein paar Holzreusen setzten. Das Geräusch des Westwinds, der Wellen und des Tauwerks ersetzte das Gespräch. Sie warteten sicherlich, bis Louis' Haare getrocknet waren. Es schlug halb vier, erst von der Kirche, dann mit Verspätung vom Rathaus. Dieser doppelte Schlag schien Louis aus seinem Schweiß und einer unermeßlichen Müdigkeit zu ziehen.

»Marc, irgendwas macht dir Sorgen«, sagte er plötzlich. »Erzähl.«

»Das ist nicht der richtige Abend. Es gibt Momente im Leben, da schluckt man seine Lächerlichkeiten herunter.«

»Mach, wie du willst. Trotzdem hast du jetzt schon eine Stunde den Finger im Hals dieser Flasche stecken und kriegst ihn nicht mehr raus. Es ist idiotisch, aber da müßte man was tun.«

Mit einem Stein gingen Mathias und Louis daran, behutsam die kleine Bierflasche zu zerschlagen, die an Marcs Hand baumelte. Louis warf die Scherben ins Meer, damit sich

niemand verletzte.

Jean, der so schlaff und so bleich war, daß die Gendarmen sich nicht beeilten, um ihn am Mittwoch morgen in Polizeigewahrsam zu nehmen, verschwand durchs Fenster und gewann zweihundert Meter Vorsprung. Reflexartig flitzte er zu seinem Zufluchtsort und verbarrikadierte sich in der Kirche.

Das führte dazu, daß um neun Uhr morgens sechs Gendarmen das Gebäude umringten. Die morgendlichen Besucher des Café de la Halle waren aufgeschreckt worden, sie gingen umher und gaben Kommentare ab, während sie darauf warteten, die Raushol-Aktion mitzuerleben. Diese Aktion wurde zwischen Guerrec und dem Pfarrer diskutiert, der es ablehnte, daß dabei ein Kirchenfenster aus dem 16. Jahrhundert eingeschlagen, die mit Schnitzereien verzierte Holztür aus dem 14. Jahrhundert zertrümmert oder auch nur in irgendeiner Form an das Gotteshaus gerührt würde, Punkt, aus. Nein, er habe die Schlüssel nicht, Jean sei Verwahrer des einzigen Schlüsselsatzes der Gemeinde. Der Pfarrer log mit Entschlossenheit. Und man solle nicht damit rechnen, daß er dabei helfen würde, diesen verzweifelden Menschen einzuschüchtern, der sich dem Schutz des Herrn anvertraut hatte. Es regnete erneut, alle waren durchnäßt. Guerrec blieb unerschütterlich, er verzog sein kleines Gesicht und prüfte in Gedanken jede einzelne Mauer der gesellschaftlichreligiösen Sackgasse, in der er sich befand. In der Apsis hörte man Jean hysterisch schluchzen.

»Leutnant«, sagte ein Gendarm, »ich hole das Werkzeug, wir brechen das Schloß auf und holen das Schäfchen da heraus.«

»Nein«, erklärte der Pfarrer. »Das Schloß stammt aus dem 17. Jahrhundert, und der Mann wird nicht angerührt.«

»Sagen Sie mal, Sie werden doch wohl nicht wollen, daß wir uns nur wegen dieser Mörderschwuchtel ewig im Regen im

Kreis drehen? Wir setzen Ihnen Ihr Schloß wieder ein. Fangen wir an, Inspektor?»

Guerrec sah den Gendarm an, er war kurz davor, ihm eine Ohrfeige zu verpassen, hielt sich aber zurück. Guerrec war es leid. Er hatte die Nacht zusammen mit den Eltern am Bett des jungen Gaël zugebracht und auf ein Wort, einen Blick gewartet, die nicht kamen.

»Versuchen Sie hineinzukommen«, sagte Guerrec dem Pfarrer, »und reden Sie mit ihm. Ich schicke meine Männer weg und bleibe in der Nähe.«

Der Pfarrer entfernte sich im Regen, und Guerrec ging und postierte sich allein unter einem Baum.

Louis, der nicht länger geschlafen hatte als Guerrec, saß neben dem Wunderbrunnen am Kalvarienberg und überwachte die Szenerie von dort aus, während er die Hand ins Wasser hielt. Seitdem er den Pisser in der Bar des Café de la Halle erkannt hatte – er wußte doch, daß dieses Café gnädig mit ihm sein würde –, waren seine Gedanken schmutzbesudelt gewesen und voller Schmerz. Er hatte den Fall mit dem Hund zuletzt nur noch mit Unbehagen und wie im Nebel verfolgt. Jetzt lag die Wunde offen, aber der Schmutz war weg, er wusch die Hand, die diesen Unrat berührt hatte, er hatte den Vater in Lörrach angerufen, er hatte Marthe in Paris angerufen. Jetzt war nur noch der örtliche Exterminator zu entschärfen, der Junge in Quimper schwebte noch immer zwischen Leben und Tod, und Louis wußte, daß es trotz der Bewachung durch einen Polizisten einer geschickten Hand gelingen könnte, die Schläuche herauszuziehen, wenn sie schnell genug machte, das war schon vorgekommen, das hatte man schon erlebt, Bulle oder nicht Bulle, gerade erst vor zehn Jahren in Quimper, hätte Guerrec gesagt. Seine Gedanken kehrten zu dem vom Balkon gestürzten Ehemann zurück, zu Diegos Schweigen, seinem Verschwinden, dem ausweichenden Blick von Lina Sevrán, zu den zwei Schüssen auf den Hund, zu der schützenden Aufmerksamkeit des Ingenieurs.

Durchnäßt, wie er war, hätte er auch gleich sein Knie in die Quelle halten können.

Louis hatte Bufo auf den Rand des Brunnens gesetzt.

»Friß, Bufo, friß, das ist alles, was ich von dir verlange.«

Louis nahm die Maschen seiner Gedanken wieder auf, Kapitel nach Kapitel, ein Auge immer auf seiner Kröte.

»Hör mir zu, während du frißt, es könnte interessant für dich sein. Kapitel eins, Lina entledigt sich ihres Mannes über den Balkon. Kapitel zwei, Diego Lacasta kapiert, daß Lina getötet hat, und hält die Klappe, um Marie, die er liebt, nicht zu bekümmern. Kannst du mir folgen? Wie kapiert Diego das? Was sieht er zwischen den Ermittlungen in Paris und der Rückkehr in die Bretagne, was kapiert er, wo, wie? Im Grunde gibt es nur eine einzige interessante Sache zwischen Paris und Quimper, das ist der Zug, die Reise im Zug. Also, Kapitel drei, Diego sieht was im Zug, frag mich nicht, was, und vier, Diego hält sieben Jahre lang weiter die Klappe, selbe Ursache, selbe Wirkung. Fünf, Lina Sevrans schafft sich Diego vom Hals.«

Louis hatte sein Bein in den Bach getaucht, das Wasser war eiskalt. Da konnte man hoffen, Wunderwasser seien warm, nun, nicht mal das. Bufo hatte sich mit kleinen, schwerfälligen und vorsichtigen Sprüngen einen Meter entfernt.

»Du machst mich wahnsinnig, du bist wirklich zu bescheuert.«

Sechs, Marie soll bei den Sevrans einziehen. Sie räumt ihr kleines Haus und das unberührte Arbeitszimmer von Diego aus. Sie stößt auf ein Papier, irgendeine Sache, in der Diego die Geschichte schriftlich fixiert hat, es ist hart, alles für sich zu behalten. Sieben, Lina Sevrans, die von Zweifeln befallen wird und den Umzug beobachtet, bringt die alte Marie unverzüglich um. Danach der Hund, der Strand, der Zeh, das Exkrement, das war alles bekannt.

Louis zog sein Bein aus dem eisigen Wasser der Quelle. Vier Minuten im Wunder sollten genügen.

Acht, die Bullen kreuzen auf. Lina wirft ein rotes Tuch, um in die Irre zu führen, der anonyme Brief, ein banaler, wirkungsvoller Konter. Sie beschuldigt das Paar von der Hütte und stürzt den jungen Gaël von den Klippen, daraufhin wird man Jean schnappen, der nicht fähig sein wird, sich zu verteidigen, das ist sicher. Neun, der Ehemann ahnt etwas und schützt sie. Zehn, sie ist verrückt, gefährlich, sie wird dem jungen Gaël die Schläuche abklemmen.

Louis fing Bufo ein und erhob sich mühsam. Das kalte Wasser hatte wie Hammerschläge auf sein Knie gewirkt. Er machte ein paar Schritte, bei denen er sein Bein nachzog, ganz vorsichtig, um die Muskeln wieder in Bewegung zu setzen. Zehn Minuten länger im Wunderwasser, und es macht einen fertig.

Ein einziges Hindernis. Wie stellt sie es an, um dieses Briefchen auf der Virotyp zu schreiben? Guerrec hat darüber übereinstimmende Zeugenaussagen gesammelt, Lina hat die Bar nicht verlassen, bevor er selbst mit den Bullen gegangen ist, die Papierkugel in der Tasche. Also? Sie kann die Maschine doch schließlich nicht pulverisiert haben?

Louis warf einen Blick nach unten in Richtung Kirche. Offenbar war es dem Pfarrer gelungen, hineinzukommen.

Er ging langsam den Hang hinunter bis zum Ort der Menschenansammlung und packte Sevrans an der Schulter. Herausfinden, was mit Diego geschehen war, herausfinden, ob bei der Rückfahrt vor zwölf Jahren im Zug Paris-Quimper irgendwas aufgetaucht war.

Sevrans runzelte die Stirn, er mochte die Frage nicht. Außerdem war das so lange her, er erinnerte sich nicht mehr.

»Ich verstehe den Zusammenhang nicht. Begreifen Sie nicht, daß das Ganze eine Arschgeschichte ist?« fragte er und deutete auf die Kirche. »Hören Sie diesen Idioten Jean nicht heulen wie einen Bekloppten?«

»Ich höre ihn, aber trotzdem. Es war eine besondere Reise«,

drängte Louis. »Bitte, erinnern Sie sich. Ihr Freund Marcel Thomas war gerade gestorben, Sie waren wegen der Ermittlungen mehrere Tage in Paris geblieben. Denken Sie nach, es ist wichtig. Hat Diego jemanden im Zug gesehen? Einen Freund? Einen Geliebten von Lina?«

Mit gesenktem Kopf dachte Sevrán ein paar Minuten nach.

»Doch«, sagte er, »wir sind jemandem begegnet. Ich habe ihn erst bei der Ankunft gesehen, Diego und ich saßen im Wagen auf getrennten Plätzen. Aber es war ein Mann, der die Hin- und Rückfahrt oft unternahm, nichts Normaleres als das. Er kannte Lina kaum, sie sind sich begegnet, wenn sie und ihr Mann hier ihre Ferien verbrachten, das ist alles, Sie können mir glauben.«

»Wußte er von dem Drama?«

»Ich vermute es, es hatte in der Zeitung gestanden.«

»Ist Ihnen dieser Mann vielleicht glücklicher erschienen als es angebracht gewesen wäre? Hat Diego das vielleicht von seinem Platz aus gesehen? Wo hatte er gegessen?«

»Hinten im Wagen. Der Mann nicht weit von ihm, ich weiter vorne, in einer Vierer-Sitzgruppe. Ich habe sie erst beim Aussteigen gesehen, ich weiß nicht, was sie sich gesagt haben können.«

»Stimmt es, daß Diego sich verändert hatte?«

»Gleich am nächsten Tag«, räumte Sevrán ein. »Ich habe geglaubt, das sei die Nachwirkung. Da es anhielt, habe ich gedacht, daß irgend etwas in Spanien nicht richtig läuft. Er hatte eine weitverzweigte, komplizierte Familie. Aber das alles ergibt doch keinen Sinn.«

»Wer war der Mann im Zug?«

Der Ingenieur fuhr sich im Regen übers Gesicht. Er war verstimmt, gereizt.

»Es ergibt keinen Sinn«, wiederholte er. »Das ist doch lächerlich. Lina hätte nie ...«

»Der Mann im Zug?«

»Darnas«, stieß Sevrans hervor.

Louis blieb erstarrt im Regen stehen, während der Ingenieur unzufrieden wegging.

Dort hinten vor dem Portal führte der Pfarrer sanft Jean mit sich, und Guerrec ging zu ihnen. Jean hatte sein Gesicht in den Händen vergraben und brüllte, sobald man ihn berührte.

Louis ging ins Hotel, um seine klatschnassen Sachen zu wechseln. Das dicke Gesicht von Darnas füllte den Vordergrund seines Gesichtsfeldes aus. Darnas vor zwölf Jahren, weniger fett, sehr reich, und dann der Mann von Lina, anhänglich, aber alt, ohne Vermögen, da tauscht man aus. Dann geht irgendwas schief. Am Ende gewinnt Pauline Darnas und Sevrans heiratet Lina. Paulines Rolle in der Sache? Louis drückte Bufo ein wenig in seiner Tasche.

»Es geht schlecht, Alte«, sagte er. »Wir werden im Zug darüber nachdenken.«

Er hob eine Nachricht vom Boden auf, die Marc ihm durchgesteckt hatte. Marc hatte entschieden eine Neigung zu kurzen Nachrichten.

»Sohn des Rheins, ich habe den Jäger und Sammler mitgenommen, damit er die unnütze Maschine sieht. Laß deine Kröte keine Dummheiten im Badezimmer machen, usw.

Marc«

Louis ging an der Maschine vorbei. Vor Mathias' unerschütterlichem Blick lief Marc von der Kurbel zum Hebel und übergab ihm die Botschaften. Marc sah Louis und kam auf ihn zu. Mathias blieb neben dem Sockel der Maschine stehen, den Blick starr zu Boden gerichtet.

»Ich fahre auf einen Sprung nach Rennes«, sagte Louis. »Ich muß in ein paar Büchern was nachsehen. Ich komme heute

abend zurück. Wenn ihr mit den Weissagungen fertig seid, behaltet den ganzen Tag das Haus Sevrans und das Haus Darnas im Blick, ist das möglich?»

»Darnas?» fragte Marc.

»Ich habe keine Zeit, es dir zu erklären. Es geht durcheinander. Jedenfalls haben sowohl Darnas als auch Pauline das Café nach Kugel 7 verlassen und sind zurückgekommen, bevor ich gegangen bin. Es geht durcheinander, sag ich dir. Denk an Gaël, überwacht sie alle. Was macht Mathias da? Hält er nach einem Maulwurf Ausschau?»

Marc drehte sich um und beobachtete Mathias, der jetzt in die Hocke gegangen war und reglos das Gras musterte.

»Oh ... so was macht er ständig, mach dir keine Sorgen, bei ihm ist das normal. Ich hab's dir ja gesagt, der Typ ist sehr fixiert, Archäologen sind so. Ein schiefstehender Löwenzahn und schwupps, das geht ihm gegen den Strich, er denkt, da liegt ein Feuerstein drunter.«

Um drei stieg Louis in Rennes aus, es mußte schnell gehen, er machte sich Sorgen. Er hoffte, daß Marc es geschafft hatte, die Weissagungen der Maschine sein zu lassen, und Mathias sich von seinem archäologischen Verdacht hatte losreißen können. Er wollte, daß sie wachten.

Louis verbrachte die Rückfahrt damit, Bufo auf der Zugtoilette zu befeuchten – der Wagen war trocken, überheizt und Amphibien abträglich –, den Sitzplatz zu wechseln, den Blick zu heben und zu beobachten, was sich in der verglasten Gepäckablage spiegelte, die unter der Wagendecke verlief, sowie Gedanken wiederaufzunehmen, die sein Besuch in der Stadtbibliothek von Rennes in eine andere Richtung gelenkt hatte. Ohne auch nur den Anflug eines Beweises konnte er nicht direkt aufs Ziel anlegen. Er würde das über Bande machen müssen, eine wirklich heikle Billardpartie mit drei Kugeln. Was hatte der Typ im Café de la Halle gesagt? »Karambolage ist ehrlicher, da weißt du gleich, daß du dumm bist«, irgendwas in der Art. Natürlich. Alles liegt darin, das Manöver nicht zu verpatzen. Eine Stunde vor Quimper schlief er tief und fest ein.

In der Dunkelheit des Bahnhofsvorplatzes entdeckte er Marc, wie immer ganz in Schwarz, erst im letzten Augenblick. Dieser Typ hatte die Gabe, zu jedem beliebigen Zeitpunkt vor einem aufzutauchen und seine Erregtheit auf einen zu übertragen, wenn man nicht aufpaßte.

»Was machst du denn hier?« fragte Louis. »Überwachst du nicht?«

»Mathias liegt vor den Sevrans auf der Lauer, und die Darnas essen mit dem Bürgermeister zu Abend. Ich bin gekommen, um dich abzuholen, ist doch nett, oder?«

»Gut, sag mir, was los ist, aber bitte faß dich kurz.«

»Lina Sevrans beginnt heimlich ihre Koffer zu packen.«

»Bist du sicher?«

»Ich bin auf das Dach des Hauses gegenüber geklettert und habe beobachtet. Ein kleiner Koffer, ein Rucksack, sie nimmt

nur das Allernötigste mit. Als Sevrán das Haus verlassen hat, ist sie los, um sich für morgen früh um sechs ein Taxi zu bestellen. Kann ich ausführlich werden, oder mach ich weiter mit der Kurzfassung?«

»Besorg uns ein Taxi«, sagte Louis. »Wir müssen uns beeilen. Wo ist Guerrec?«

»Er hat Jean in Polizeigewahrsam genommen, und der Pfarrer ist eingeschnappt. Heute nachmittag war Guerrec bei Gaël, immer noch das gleiche. Mathias hat gut auf seiner archäologischen Fundstätte gearbeitet ...«

»Schnell, besorg uns ein Taxi.«

»Ich habe dir gerade von Mathias' archäologischer Fundstätte erzählt, verdammt.«

»Verflucht noch mal!« rief Louis, der sich nun seinerseits aufregte. »Kannst du denn nicht auseinanderhalten, was wichtiger ist? Was soll ich mit der archäologischen Fundstätte von Mathias anfangen? Was soll ich damit anfangen, daß ihr beide völlig bescheuert seid?«

»Du hast Glück, daß ich der gute Mann bin, der dir sein Bein leiht und seine Geduld, aber es bleibt dabei, daß Mathias' Fundstätte ein Grab ist. Und wenn du willst, daß ich mich kurz fasse, daß ich die Informationen verdichte, dann ist es das in geringer Tiefe ausgehobene Grab von Diego, die Leiche von einer Schicht Kies bedeckt und das Ganze zugemauert mit zwei Stützen der gewaltigen unnützen Maschine. So ist das.«

Louis zog Marc vom Bahnhofseingang weg.

»Erklär mir das, Marc. Habt ihr es aufgemacht?«

»Mathias muß die Erde nicht aufmachen, um zu wissen, was drunter ist. Ein Rechteck mit Brennesseln, die nicht so wachsen wie die anderen, reicht ihm. Das Grabrechteck ist unter die unnütze Maschine gezwängt, sag ich dir. Unnütze Maschine, wer's glaubt, wird selig. Es hat mich schon erstaunt, daß ein

Kerl wie Sevrán sich für nichts abgeschuftet haben soll, das entspricht ihm nicht. Bei dem Ingenieur muß alles zu etwas nutze sein. Leute, die Geschmack am Unnützen haben, die spüre ich, seinesgleichen spürt man immer raus. Er dagegen hat im höchsten Maße Sinn fürs Nützliche. Seine Maschine dient teuflisch gut zu etwas. Nämlich Diegos Grab einzuklemmen, zwei Eisenstützen drüber, und keiner rührt mehr dran. Ich habe mich während der Essenspause beim Bürgermeister erkundigt. An der Stelle sollte mal der Supermarkt errichtet werden. Kannst du dir vorstellen, was passiert wäre, wenn die Fundamente ausgehoben worden wären? Aber Sevrán hat eine große Maschine vorgeschlagen, er war es, der den Bürgermeister überzeugt hat, er war es, der die genaue Stelle für die Maschine im Gehölz festgelegt hat. Aus Liebe zur Kunst hat man den Supermarkt um hundertzwanzig Meter nach hinten verlegt. Und Sevrán hat seine Maschine auf das Grab montiert.«

Befriedigt schoß Marc über den Platz, um ein Taxi anzuhalten. Louis sah ihn rennen und biß sich auf die Lippen. Verdammt, was die Maschine anging, war er nicht hellsichtig genug gewesen. Marc hatte völlig recht, Sevrán war keinesfalls ein Mann für das Unnütze. Ein Kolben muß sich bewegen, ein Hebel heben, und eine Maschine muß zu etwas dienen.

Sie ließen das Taxi fünfzig Meter vor dem Haus der Sevrans anhalten.

»Ich hol Mathias«, sagte Marc.

»Wo ist er?«

»Da hinten, ziemlich versteckt, die dunkle Masse unter der dunklen Masse in der dunklen Masse.«

Als er die Augen zusammenkniff, erkannte Louis die große Gestalt des kauernenden Jägers und Sammlers, der unter dem feinen Regen das Haus beobachtete. Angesichts dieses Typen auf der Lauer war nicht zu erkennen, wie man sich hätte verziehen können.

Louis ging zur Tür und klingelte.

»Das habe ich befürchtet, sie werden nicht reagieren. Mathias, schlag eine Fenstertür ein.«

Marc stieg durch die zerbrochene Scheibe, und half dann Louis hindurch. Sie hörten, wie Sevrans die Treppe hinunterstürzte und hielten ihn auf halbem Wege auf. Er schien völlig kopflos und hatte eine Pistole in der Hand.

»Einen Augenblick, Sevrans, wir sind's nur. Wo ist sie?«

»Nein, bitte, Sie verstehen nicht, Sie ...«

Louis schob den Ingenieur sanft beiseite und ging, von Marc und Mathias gefolgt, in Linas Zimmer hinauf.

Lina Sevrans saß starr an einem kleinen runden Tisch. Sie hatte aufgehört zu schreiben. Ihr zu großer Mund, ihre zu weiten Augen, ihr zu langes Haar, ihre um den Stift geklammerte Hand – alles an ihrer starren und wie aufgelösten Erscheinung beunruhigte Marc. Louis ging zu ihr, nahm das Blatt und las halblaut:

»Ich klage mich der Morde an Marie, Diego und meinem Mann an. Ich klage mich an und verschwinde. Ich schreibe dies in der Hoffnung, daß meine Kinder ...«

Mit einer erschöpften Geste legte Louis das Blatt zurück. Der Ingenieur faltete und löste seine Hände immer wieder in einer Art schmerzgequälten Gebets.

»Ich bitte Sie«, rief Sevrán fast schreiend, »lassen Sie sie gehen! Was ändert das? Die Kinder! Lassen Sie sie gehen, ich bitte Sie ... Sagen Sie ihr, ich bitte Sie ... Ich wollte, daß sie geht, aber sie hört mir nicht mehr zu, sie sagt, sie sei am Ende, sie hätte nicht mehr die Kraft, und ... ich habe sie gerade da gefunden, wie sie dabei war, das zu schreiben, mit der Pistole ... Ich bitte Sie, Kehlweiler, tun Sie etwas! Sagen Sie ihr, sie soll gehen!«

»Und Jean?« fragte Louis.

»Die Bullen haben keinerlei Beweise! Wir sagen, daß es Diego war, nicht? Diego! Wir sagen, daß er immer noch lebt, daß er zurückgekommen ist, um alle umzubringen, nicht? Und Lina wird gehen!«

Louis verzog das Gesicht. Er gab dem Ingenieur, der auf einem Stuhl zusammengesunken war, ein Zeichen und führte Marc und Mathias nach unten in den Raum mit den Maschinen, wo sie im Schatten der Geräte einen kurzen Augenblick flüsterten.

»Einverstanden?« fragte Louis.

»Das bedeutet, ein großes Risiko einzugehen«, murmelte Marc.

»Wir müssen es für sie versuchen – oder sie ist verloren. Los, Mathias, flitz los.«

Mathias kletterte durch das kaputte Fenster hinaus, und Louis ging wieder nach oben.

»Einverstanden«, sagte er dem Ingenieur. »Aber zuvor gehen

wir an der großen Maschine vorbei. Wir müssen da noch was regeln. Lina«, fügte er leiser hinzu, »nehmen Sie Ihren Koffer.«

Da Lina sich noch immer nicht rührte, hob er sie sanft mit beiden Armen an und schob sie zur Tür.

»Marc, nimm ihren Koffer und auch ihren Mantel, es schüttet.«

»Wo ist der andere, der Große?« fragte Sevrán beunruhigt. »Ist er weggelaufen? Ist er los, um jemanden zu benachrichtigen?«

»Er ist los, um uns Deckung zu geben.«

Die drei Männer und Lina liefen durch den Regen. Als sie in der Ferne die gewaltige Silhouette der unnützen Maschine sahen, bat Louis Marc, hinten zu bleiben und aufzupassen. Marc blieb stehen und sah ihnen nach, wie sie schweigend weitergingen. Louis hielt Lina noch immer an der Schulter. Sie ließ sich schieben und zeigte nicht mehr Reaktionen als eine verängstigte Irre.

»So«, sagte Louis und blieb am Fuß des großen Schrotts stehen. »Was machen wir damit, Sevrán?« fragte er und deutete auf den Boden. »Denn da liegt doch Diego?«

»Wie haben Sie das erfahren?«

»Es gibt hier jemanden, der kann das wahre Unnütze vom vermeintlichen Unnützen unterscheiden, und einen anderen, der unter der Erde lesen kann. Zu zweit haben sie verstanden, daß dieses Monument des Unnützen mit all seinem Gewicht dazu diente, Diego zuzumauern. So ist es doch?«

»Ja«, flüsterte Sevrán in der Nacht. »Als Lina begriff, daß Diego beschlossen hatte, sie des Mordes an Thomas anzuklagen, hat sie ihn hier rausgeführt. Diego hat eingewilligt, darüber zu reden, aber er hatte sein Gewehr mitgenommen. Der alte Mann war zerbrechlich, sie hat ihn leicht überrumpelt und hat ihn abgeknallt. Ich war ihnen gefolgt und habe gesehen, wie Lina auf ihn geschossen hat. Ich war niedergeschmettert, an diesem

Abend habe ich alles erfahren, den Mord an Thomas und dann dieses Verbrechen ... In ein paar Sekunden habe ich beschlossen, Lina für immer zu helfen. Ich habe sie nach Hause gebracht, eine Schaufel genommen, bin wieder zurückgerannt, habe die Leiche in das Gehölz geschleift, Diego begraben, Steine draufgetan, ich war schweißgebadet, ich hatte Angst, ich habe alles ordentlich wieder zugemacht, festgestampft, Kiefernadeln drübergestreut ... Dann habe ich das Gewehr am Hafen hingelegt und ein Boot losgemacht. Das war nicht brillant, aber es mußte schnell gehen. Dann hat sich alles beruhigt, auch Lina.«

Sevrان strich ihr übers Haar, aber Lina, die noch immer von Louis' Arm gehalten wurde, wandte den Kopf nicht um.

»Später habe ich erfahren, daß die Parzelle abgeholzt werden sollte und man genau hier bauen wollte. Man würde graben und finden. Eine große Idee mußte her, um die Katastrophe zu verhindern. Also habe ich den Plan mit dieser Maschine entwickelt. Das Ding mußte ziemlich schwer sein, damit man es nicht vor einem Jahrhundert wegschaffen würde, und es mußte auf einfachen Durchstichfundamenten halten ...«

»Überspringen Sie die technischen Details, Ingenieur.«

»Ja ... ja ... vor allem aber eine Maschine, die für den Bürgermeister verlockend genug wäre, daß er das Bauprojekt verlegte. Ich habe mich mit dieser verdammten Maschine abgequält, und niemand wird sagen können, daß sie nicht einzigartig auf der Welt ist, nein, niemand ...«

»Niemand wird das sagen können«, beruhigte ihn Louis. »Sie hat ihre Aufgabe bis hierher erfüllt. Aber es wäre besser, Diego wieder auszugraben und ihn anderswo hinzubringen, das wäre ...«

Ein Brüllen durchzog die Nacht, dann ein schwächeres, ersticktes zweites. Louis hob abrupt den Kopf und sah sich um.

»Verdammt, Marc!« rief er. »Bleiben Sie da, Sevrان.«

Hinkend lief Louis zu dem Wäldchen und stürzte hinein. Er fand Marc da, wo er ihn zurückgelassen hatte – mit dem Rucksack und dem Koffer.

»Von wegen Wunderquelle«, sagte Louis zu ihm und rieb sein Bein. »Komm, wir gehen zurück, es wird nicht lange gedauert haben.«

Hundert Meter weiter hörten sie einen dumpfen Schlag.

»Das«, bemerkte Marc, »ist der Aufprall des Jägers und Sammlers auf dem Rücken seiner Beute. Hetz dich nicht, er würde nicht mal einen Bison verfehlen.«

Mathias hockte am Fuß der Maschine und drückte den Ingenieur, dessen Arme er hinter dem Rücken verschränkt hielt, zu Boden.

»Meiner Meinung nach«, sagte Marc, »sollte man Sevrans nicht allzu lange da drunter lassen, er wird sonst noch kleiner.«

Louis faßte Lina wieder bei den Schultern. Das geschah instinktiv, er hatte immer den Eindruck, daß sie sonst umfallen würde.

»Es ist vorbei«, sagte er zu ihr. »Er hätte keine Zeit gehabt, Mathias hat darüber gewacht. Nun, Mathias?«

»Wie wir gedacht hatten«, sagte Mathias, der so friedlich auf Sevrans Rücken saß wie auf einem zusammengerollten Teppich. »Kaum warst du außer Sichtweite, hat er seiner Frau die Knarre in die Hand gedrückt und sie ihr an den Kopf gepreßt. Er hatte nicht viel Zeit, sie Selbstmord begehen zu lassen, ich mußte schnell sein.«

Louis löste die Rucksackgurte.

»Gut. Stell den Kerl wieder auf die Füße und binde ihn am Fuß der Maschine fest. Und bitte, hol uns Guerrec.«

Louis musterte den Ingenieur in der Dunkelheit. Marc brauchte gar nicht hinzusehen, er war sicher, daß er wieder sein Gesicht eines Goten von der unteren Donau aufgesetzt hatte, das

von dem Mosaik.

»Nun, Sevran?« fragte Louis leise. »Willst du, daß wir deine Totenmaschine nach den Antworten fragen? Warum hast du Thomas ermordet? Um Lina und mit ihr die einzigartige Maschinensammlung des Physikers zu bekommen? Los, Marc, dreh an der Kurbel.«

Er wußte nicht, warum, aber Marc drehte, und die ganze stählerne Masse begann erneut zu vibrieren. Marc lief zum Ende, um die kleine Botschaft aufzusammeln. Er hatte es so oft gemacht, daß er genau wußte, wo er in der Dunkelheit hingreifen mußte, um den Souvenirzettel zu finden.

»Wie du es gemacht hast, wirst du uns noch sagen. Ein Trick, der dazu geführt hat, daß dein Freund sich über das Geländer beugte, um dich im Hof zu sehen, von wo aus du ihn gerufen hast. Wie ist Diego dahintergekommen? Los, Marc, dreh. Er ist im Zug dahintergekommen, als er dich im Spiegel der Gepäckablage beobachtet hat. Darin sieht man alles, das ganze Gesicht und sogar die Hände derer, die in den Vierergruppen sitzen, wenn man dahinter sitzt. Eine Kleinigkeit, die man vergißt. Man glaubt sich unbeobachtet im Zug, allein, dabei kann einen der ganze Wagen im Glas der Gepäckablage sehen. Ich weiß das, ich verbringe meine Zeit damit, andere zu beobachten, indem ich nach oben sehe. Und du? Wie hast du bei der Rückfahrt im Zug ausgesehen? Dreh, Marc laß dieses Schrottgrab die Wahrheit ausspucken. Wie der tief erschütterte Freund, den man bei den Vernehmungen erlebt hat? Ganz und gar nicht. Du hast gestrahlt, du hast profitiert, und Diego hat es gesehen. Und warum hat der Torero geschwiegen? Weil er glaubte, daß Lina ihren Mann umgebracht habe und du der Komplize gewesen seist. Lina zu beschuldigen, Lina, die schon als kleines Kind von Marie aufgezogen worden war, hätte bedeutet, Marie zu zerstören. Diego liebte Marie, er wollte, daß sie nie etwas davon erfährt. Aber seitdem ihr zusammen wart – und noch schlimmer nach eurer Heirat –, hatte er sich verändert.

Und eines Abends hat Diego herausbekommen, daß Lina keine Schuld trug, daß sie nichts wußte. Wie? Dreh, Marc, verdammt! Ich habe keine Ahnung, du wirst uns sagen, was er entdeckt hat. Ein Gespräch von Lina, vielleicht ein Brief, irgendein Zeichen, das ihn darauf brachte. Diego weiß nun, daß du der alleinige Mörder bist, und er hat keinerlei Grund mehr zu schweigen. Er geht zu dir. Du nimmst ihn mit, du willst mit ihm reden, ihr seid schon so lange Freunde. Immerhin nimmt der vorsichtige Diego sein Gewehr mit. Aber Diego, der gefühlvolle Spanier, hat dir gegenüber, diesem stählernen Mechanismus und dem perfekten Funktionieren aller Hebel, aller Kolben deines mit Stolz geölten und mit Ehrgeiz gefetteten Räderwerks gegenüber, das dazu da ist, deine Macht zu sichern, überhaupt keine Chance. Du knallst ihn ab und begräbst ihn hier. Und warum tötest du Marie, die alte Marie, die auf ihren Spanier wartete, während sie Strandschnecken sammelte? Weil Marie umzieht, Lina will sie zu sich nehmen. Dieser verdammte Umzug beunruhigt dich. Was ist, wenn Diego Spuren hinterlassen hat? Du hast schon vor langem alles in ihrem Haus durchsucht, aber weiß man je, ein kleines Versteck unter Eheleuten? Du nimmst dein Auto, um nach Paris zu fahren wie jeden Donnerstag abend, du versteckst es, gehst bei Marie vorbei, beobachtest. Die arme Alte ist nicht bei den Strandschnecken, sie weint über all das, was sie weiß, in Diegos Arbeitszimmer, das sie in Kartons verpackt hat, sie geht im leeren Zimmer auf und ab, in das sie immer wieder zurückkehrt, fährt über die alten Erinnerungsstücke, und schließlich findet sie. Was? Wo? Das wirst du uns noch sagen, vielleicht ein paar zusammengerollte Blätter in dem alten Regenschirm, der hinter der Tür stehen geblieben ist. Ich sage Regenschirm, weil so was nicht in Kartons gepackt wird und weil einer dort stand, ich habe mich danach erkundigt. Ich stelle mir das so vor, ein einfaches Versteck, du wirst es uns noch sagen. Sie liest es, sie weiß Bescheid. Du gehst zu Marie, schlägst sie nieder, nimmst sie mit, zerschmetterst sie in der

Hütte, im Gehölz, wo immer du willst, und bringst sie zum Strand hinunter. Das hat dich keine zehn Minuten gekostet. Den Stiefel wiederfinden und ihn ihr wieder anziehen kostet dich weitere zehn Minuten. Dann verziehst du dich nach Paris, und da kommt das Drama. Das Tierdrama, das deine Mechanik nicht vorgesehen hat: Der Hund kackt auf das Baumgitter. Schön, nicht? Findest du nicht? Die elementare, intestinale Natur, die die chromglänzende Perfektion deiner Turbinen aufhält ... Von jetzt an weißt du es, mißtraue der Natur und nimm dir keinen Hund. Die Bullen tauchen hier auf, Ermittlungen werden angestellt, das war nicht vorgesehen, du setzt deinen Motor wieder in Gang und wehrst den Schlag ab, indem du deinen Schutz der heiligen Mechanik anvertraust. Du beschuldigst Gaël und Jean, du steckst mir das Briefchen in die Tasche. Gut erkannt, Ingenieur, du hast mich Zeit verlieren lassen, und dann waren meine Gedanken von etwas anderem abgelenkt. Ich habe mich kundig gemacht über die Virotyp 1914. Es ist eine seltsame Maschine, deren oberer Teil abnehmbar, auf einen winzig kleinen Schlitten montierbar und damit tragbar ist, nicht wahr? So tragbar, daß das Teil in eine Tasche paßt, und mit der Geschicklichkeit, über die du verfügst, kann man ein Briefchen tippen, während man die Hand im Mantel hat. Aber wie? Wie soll man die Buchstaben auf der Scheibe sehen? Blind tippen? Ganz genau, das kannst du. Es gibt ein Modell der Virotyp mit Buchstaben und Brailleschrift, das für die Kriegsblinden entwickelt wurde. Und genau die besitzt du, ein eher seltenes Exemplar. Ich habe das alles in Rennes in dem Buch von Ernst Martin gelesen, dem Standardwerk der Sammler, das auch auf dem Büffet in deiner Küche liegt. Mir war es aufgefallen, verstehst du, es ist ein deutsches Buch. Das mit deiner Virotyp ist eine geniale Idee. Vor aller Augen bist du den gesamten Nachmittag im Café geblieben. Du hast das Briefchen nicht tippen können, du bist frei von jedem Verdacht, perfekt von den Geheimnissen deiner wunderbaren Maschine geschützt. Ich

selbst habe es Guerrec gegenüber beteuert. In Wirklichkeit hast du deine Botschaft an Ort und Stelle in deiner Tasche zu Ende geschrieben, nachdem du die 7 gespielt hast. Du hattest nach der Partie deinen Mantel wieder angezogen. Danach war es einfach, das Papier mit einem Taschentuch zu fassen, es abzuwischen und in meine Jacke fallen zu lassen. Als du wieder zu Hause warst, hast du den abnehmbaren Teil wieder auf das große Unterteil der Virotyp montiert. Du erlaubst mir doch, deine Maschine noch einmal anzusehen, sie interessiert mich, ich muß gestehen, daß ich so was nicht kannte. Und darauf hast du dich verlassen: Wer könnte so was kennen? Wer kann sich vorstellen, daß so eine altertümliche Maschine in einer Manteltasche Platz hat? Aber da irgend etwas in dem Bild nicht recht stimmte, habe ich mir ein paar Bücher angesehen, ich bin manchmal ein Mann der Nachforschungen, Ingenieur, man darf nicht alle anderen für Idioten halten, da liegt der Fehler. Und außerdem hast du Gaël hinuntergestoßen, du hast mit Gaëls Leben nichts zu schaffen, es ist nur ein kleiner Hebel in deiner schmutzigen Konstruktion.«

Louis machte eine Pause und hob die Arme. Er sah Marc und Mathias an.

»Ich reg mich auf, wie Marthe sagen würde. Zeit, daß wir zum Ende kommen. Lina ist dir gefolgt, als du in der Nacht rausgegangen bist, um Gaël aufzusuchen. Und wenn sie das getan hat, dann nur, weil sie dich verdächtigte. Und wenn sie dich verdächtigte, dann war ihr Schicksal besiegelt. Du läßt Zweifel gegen sie aufkommen. Die Festnahme von Jean scheint dir nicht ganz sicher, an diesem Morgen in der Kirche, als der Frömmler über den Verlust seines Freundes Gaël schluchzt, wirkt Guerrec unentschlossen auf dich. Also wird Lina bezahlen, bevor sie nicht mehr mitmacht. Du mußt alles getan haben, damit sie nicht redet, ich vermute, du hast das Nächstliegende getan, du hast damit gedroht, den Kindern was anzutun. Lina wird also notgedrungen schweigen, Lina verreckt schier vor Angst. Seit meiner Ankunft und der Geschichte mit

dem Hund hat sie Angst. Salut, Guerrec, ich mache mit dem Typen hier noch Schluß, dann übergib ich ihn dir. Gaël?«

»Wird wieder«, sagte Guerrec.

Guerrec schien froh, er hatte den Kleinen liebgewonnen.

»Hör dir den Schluß an«, fuhr Louis fort. »Den Anfang erzähl ich dir nachher. Lina hat Angst wegen dem Zeh im Hundemaul. Denn an den Donnerstagen weiß der Hund, daß du fährst, und er folgt dir überallhin. Alle Hunde tun das, selbst dein Pitbull, aber ich bin zu lange mit meiner Kröte zusammen, um gleich drauf zu kommen. Lina dagegen weiß das. Der Gedanke entwickelt sich in ihr. Wenn der Hund Donnerstag abend Maries Zeh gefressen hat, dann weißt du, Sevrán, in der Nähe warst, der Hund wäre dir an den Abenden, wo du dein Auto rausholst, nie von der Seite gewichen. Der Gedanke entwickelt sich und schnürt ihr die Kehle zu, sie denkt an ihren ersten Mann, und an Diego, die Geschichte tritt wieder aus dem Dunkel hervor, Lina bekommt schreckliche Angst, sie glaubt, sie sei verrückt, sie glaubt, du seist verrückt, sie schafft es nicht mehr, normal zu handeln. Sie hat solche Angst, sie ist so stumm, daß sie jeden Verdacht auf sich zieht. Sie späht dich aus, sie folgt dir. Von da an ist sie verurteilt, und wie Idioten folgen wir deiner Fährte, einen Tag zuviel. Als ich heute abend mit dem Geheimnis der Virotyp zurückkam, hatte ich dich, aber ohne Beweis. Ohne einen anderen Beweis als Linas unglaubliche Unwissenheit über Schreibmaschinen, und das zählte nicht. Oder als meinen Beweis mit dem Hund. Er hatte mir seine Wahrheit ausgeschieden, jetzt gab er mir post mortem eine weitere: Der Hund haßte Lina, er wäre ihr nie auf den Strand gefolgt. Mit derart dünnen Beweisen und dem bockigen Schweigen Linas, die ihre Kinder schützte, war sie erledigt. Der Beweis mußte geschaffen werden. Heute abend, als ich dich gesehen habe, wie du ihr Geständnisse abgenötigt hast, um sie danach Selbstmord begehen zu lassen, hast du mir die Möglichkeit dazu geboten. Ich habe mich beeilt, aus Quimper zurückzukommen, das

versichere ich dir, als ich erfuhr, daß sie heute fliehen wollte. Lina auf der Flucht – das war für dich zu riskant, du würdest sie beseitigen. Und doch ist vorstellbar, daß du sie immerhin genug geliebt hast, um sie Thomas wegzunehmen, es sei denn, du hättest allein seine Maschinen gewollt, das ist durchaus möglich. Ich habe dich hergeführt, damit du sie in dem einzigen Augenblick Selbstmord begehen läßt, den ich dir lasse, indem ich zu Marc laufe, du hattest keine Möglichkeit mehr, den Ort oder den Augenblick selbst zu bestimmen. Jetzt verstehst du, warum Mathias als Vorhut postiert war. Ich wäre das Risiko nicht eingegangen, wenn ich nicht sicher gewesen wäre, daß der Jäger dir auf den Rücken fallen würde. Du bist ein Stück Dreck, Sevrán, ich hoffe, daß du das richtig verstanden hast, denn ich habe nicht die Courage, noch mal von vorn anzufangen.« Louis wandte sich wieder Lina zu und nahm ihr Gesicht in seine Hände, um zu sehen, ob der Schrecken daraus wich.

»Wir nehmen das Gepäck wieder«, sagte er ihr. »Wir gehen.«

Diesmal sagte Lina etwas. Das heißt, sie deutete ein Ja mit dem Kopf an.

Louis blieb bis zehn im Bett.

Er sammelte Marc und Mathias ein, um zu Blanchet zu gehen. Seitdem Louis ihm bei dem Milizionär die Rolle des Indianers übertragen hatte, amüsierte es Marc, den Apachen zu spielen, vorausgesetzt, es wurde nicht übertrieben. Ausnahmsweise entsprach er einmal dem Bild, das seine Stiefel vermittelten – da wäre es kaum angebracht gewesen zu murren. Auch Mathias lächelte, das Zermalmen des Milizionärs hatte ihm gefallen, wenn Louis' Bemerkung, er habe die Hände eines Rohlings, ihn auch ein wenig schockiert hatte. Er gab keinen feinfühligere Gräber als ihn, um die flüchtigen Überreste und die Mini-Stichel der Jäger des Magdalénien freizulegen. Mathias hatte an diesem Morgen vergessen, sich zu kämmen, und er fuhr sich mit den Fingern durch sein dichtes, verstrubbeltes Haar. Allerdings hätte er, das gab er gerne zu, nichts dagegen gehabt, seine feinfühiligen Gräberhände als Fäuste auf Blanchets Schädel niedergehen zu lassen.

Sie brauchten gar nichts zu tun.

»Ich komme, um meine Bestellung abzuholen«, sagte Louis.

Blanchet hatte alles vorbereitet, er hielt ihm wortlos zwei alte verschnürte Taschen und einen kleinen Karton hin, und die Tür schloß sich wieder.

»Gehen wir ins Café und fahren dann?« fragte Marc, der den Karton trug.

»Gib mir Zeit bis heute abend für die letzten Arbeiten«, erwiderte Louis. »Und dann muß ich Pauline sehen. Ich sag' nur hallo, und wir fahren.«

»Einverstanden«, seufzte Marc, »dann nehme ich den Seigneur Hugues mit ins Café de la Halle, dort findest du mich.«

Louis machte sich auf die Suche nach Guerrec. Marc legte die Rechnungsbücher der Lehnsherrschaft auf einen Tisch, den ihm die alte Antoniette freiräumte, und begann eine Partie Tischfußball mit Mathias. Louis hatte gesagt, daß man jetzt reden könne, daß man allen, die im Café wären, alles erzählen könne, ganz wie man wolle, und nichts vermochte Marc besser zu entspannen. Mathias widersetzte sich Marcs Schwatzen nie, Mathias war ein vollkommener Mann. Während Marc, umringt von Fischern, Angestellten des Rathauses und der alten Antoinette, die das Kommen und Gehen der vielen Weißweingläser überwachte, lang und breit redete, konnte der Jäger alle Partien gewinnen, aber Marc setzte seinen Stolz nicht in die kleine Kugel des Tischfußballs.

Louis kam gegen ein Uhr ins Café zurück. Nach einem nächtlichen Wutanfall, der so beängstigend war, daß der Arzt gerufen werden mußte, hatte Sevrán am Morgen in Guerrecs Verhör eingewilligt und ihm die Auskünfte hingeschleudert wie einem Hund seinen Fraß, gehässig, bebend und voll Verachtung. Es störte Guerrec nicht, unaufhörlich als erbärmlicher Wicht titulierte zu werden, solange er Informationen bekam. Um seinen Freund Thomas vom Balkon zu stürzen, hatte Sevrán ein einfaches Mittel angewandt. Nachdem Diego im Hotel eingeschlafen war, war er in den Hof zurückgekehrt. Thomas erwartete ihn auf dem Balkon, so hatten sie es beide vereinbart. Lina waren die Schreibmaschinen immer egal gewesen, mit Ausnahme eines einzigen Modells, der »Hurter« – aus dem kindischen Grund, daß sie als unauffindbar galt. Niemand hatte je eine Hurter besessen. Sevrán war es gelungen, sie zu finden, und er hatte vor, sie Lina zu ihrem nächsten Geburtstag zu schenken, ein riesiges Geschenk und ein Geheimnis zwischen den beiden Männern. Er brachte also die schwere Maschine in den Hof, sie war in eine Decke gewickelt und an einem langen Riemen befestigt, den er Thomas hinaufwarf. Wickel ihn dir ums Handgelenk, damit sie nicht runterfällt. Thomas wickelte,

hievt die Maschine hoch, und als sie in etwa zwei Metern Höhe war, sprang Sevrán, klammerte sich fest und zog. Thomas kippte über die Brüstung, und Sevrán erledigte ihn, indem er seinen Kopf gegen den Boden schlug. Er löste den am Handgelenk befestigten Riemen und war bereits auf der Straße, als Lina auf den Balkon stürzte. Die Maschine hatte was abbekommen, präzisierte er, aber es war eine klobige Olympia-Büromaschine aus den dreißiger Jahren. Die Hurter, nein, Sie erbärmlicher Wicht, die hatte er nie aufgetrieben. Und wenn er sie aufgetrieben hätte, würde er es nicht sagen.

Louis führte den Bürgermeister – es war Aperitif-Zeit in das Hinterzimmer und stellte sich mit dem Rücken zum Feuer. Der Bürgermeister hörte sich Louis' Bericht an, es bewegte sich ein wenig im Teich, es tat sich was im Kräuseln der Wasserfläche, unter der die Karpfen lebten.

»Was heißt ›parteilos‹ eigentlich genau?« fragte Louis.

Chevalier tänzelte von einem Fuß auf den anderen und bog dabei seine Finger um.

»Mach, wie es dir gefällt, Chevalier«, sagte Louis, der am Ende dazu übergegangen war, alle zu duzen. »Wenn du mir einen Gefallen tun willst, dann nimm dir ab und zu im Bett die Zeit nachzudenken, morgens oder abends mit deinem Cognac, ganz wie du willst, das ist mir egal, denk zum Beispiel an den Pisser und versuch, deine nicht allzu parteilosen Schlußfolgerungen daraus zu ziehen, damit würdest du mir einen Gefallen tun, aber das ist deine Sache. Ich tue dir einen Gefallen, ich übergebe dir die gesamte Akte, die Blanchet gegen dich zusammengestellt hat.«

Chevalier blickte besorgt.

»Ja, ich habe sie natürlich gelesen«, bemerkte Louis. »Ich habe sie gelesen und überlasse sie dir. Sie ist gut geschnürt, Blanchet verstand es zu schnüren, wie ich gesagt habe. Deine Verstrickungen sind banal, ›parteilos‹, würde ich sagen, sie

führen nicht weit, das interessiert mich nicht, aber sie hätten dich gestürzt, das ist mehr als wahrscheinlich. Ich gebe dir alles, du kannst lesen, verbrennen und saubermachen. Ich gebe dir alles vollständig, nicht ein Teil fehlt, du hast mein Wort. Wie, Chevalier? Du glaubst meinem Wort nicht?«

Chevalier hörte auf zu kräuseln und sah Louis an.

»Doch«, sagte er.

Louis legte eine verschnürte Aktenmappe in die ausgestreckte Hand des Bürgermeisters. Der Arm ging leicht nach unten.

»Es ist schwer, nicht wahr?« sagte Chevalier lächelnd.

Er blätterte darin, und die Karpfen stießen am Grunde des Teichs zusammen. Sie waren genervt, die Karpfen, und das sah man. An die Oberfläche des Wassers kehrte ein wenig Lesbarkeit zurück.

»Danke, Kehlweiler. Ich werde vielleicht an Sie denken, aber abends. Rechnen Sie nicht mit mir, was morgendliches Aufstehen angeht.«

»Das paßt mir«, erwiderte Louis. »Nicht vor Mittag, wenn wir eines Tages miteinander reden müssen.«

Louis kehrte an die Bar zurück und fragte Antoinette nach dem Telefon. Antoinette gab ihm einen Jeton, das funktionierte noch immer so, und brachte ihm ein Bier, ohne daß er irgendwas bestellt hätte. An solchen Kleinigkeiten erkennt man, daß ein Café einem vertraut geworden ist.

»Lanquetot? Hier ist der Deutsche. Mord, Mord und nochmals Mord, der Fall ist beendet, wir werden versuchen, Paquelin zu flankieren. Ich muß nur noch ein paar Bekannte im Ministerium kontaktieren, dann komme ich dich übermorgen mit einem Sandwich besuchen. Nein, nicht vor elf.«

Louis hatte sich umgewandt, als er auflegte. Auf der Schwelle des Cafés stand Jean, ganz bleich, in seinen Klamotten eines falschen Pfarrers, schlaffer als je zuvor und mit roten Augen.

Louis bekam Angst, er ging zur Tür und packte ihn am Arm.

»Gaël? Was ist mit Gaël?« fragte er und schüttelte ihn.

Jean sah ihn schweigend an, und Louis zog ihn zur Theke.

»Jetzt red doch, verdammt!«

»Gaël geht es gut, er hat gegessen«, sagte Jean mit einem zitternden Lächeln. »Die Jungfrau hat heute morgen zu mir gesprochen, da habe ich weinen müssen, sie sagt, sie verzeiht mir.«

Louis keuchte. Ihm war nicht klar gewesen, wie wichtig ihm war, daß Sevrans letztes Opfer das Massaker überlebte. Daß der Junge leben würde, das war alles, was er jetzt von Port-Nicolas verlangte.

»Die Jungfrau ...«, fuhr Jean fort.

»Ja«, unterbrach ihn Louis. »Die Jungfrau ist zufrieden, sie sagt, daß du das Recht hast, Gaël wiederzusehen, um so besser, sie ist ausgesprochen sympathisch, im Grunde eine tolle Frau. Trink was.«

»Nein«, erwiderte Jean mit ängstlicher Stimme, »das hat sie nicht gesagt. Sie sagt ...«

»Nein, Jean, nein, das hast du falsch verstanden, sie hat dir gesagt, du sollst tun, wie ich dir erklärt habe. Du vertraust mir doch, Jean? Du bist aus dem Knast rausgekommen, aber doch nicht, damit du für den Rest deines Lebens in der Apsis verschimmelst, nicht wahr? Du gehst also auch raus, nicht wahr? Du vertraust mir doch?«

Jean lächelte stärker.

»Bist du sicher?« fragte er.

»Ganz sicher, mein Bein drauf. Trink was.«

Jean nickte. Die Stille, die, abgesehen von den Geräuschen des Tischfußballs, im Café herrschte, machte Louis in diesem Augenblick klar, daß es nicht sicher gewesen wäre, daß die Mauer der Blicke Jean hereingelassen hätte, wenn er ihn nicht

geholt hätte.

»Antoinette«, sagte er, »Jean will was trinken.«

Antoinette brachte einen Muscadet und drückte ihn Jean in die Hand.

Louis ging bei Lina vorbei, die Kinder waren am Morgen angekommen, es würde schon gehen. Er fand sich auf der leeren Straße wieder, die zum Zentrum für Thalassotherapie führte. Er mußte hallo sagen. Er hatte nicht gewagt, Marc zu bitten, ihn bis dorthin auf seinem Fahrrad zu schieben, und doch hatte das eisige Bad in der Quelle seinem Bein überhaupt nicht gutgetan. Er ging nur hallo sagen. Vielleicht fragen, ob sie wegen dieses Beins gegangen war. Vielleicht noch etwas anderes fragen, Pech für Darnas. Pech für Darnas, wenn sie einwilligte. Wenn sie nicht einwilligte, mußte man die Dinge natürlich anders betrachten. Oder aber nur hallo sagen und dann gehen. Louis blieb auf halbem Wege auf der nassen Straße stehen. Oder aber, vielleicht, einfach nur eine kurze Nachricht dalassen, einen erbärmlichen Brief, etwa »meine Kröte macht Dummheiten im Bad, ich muß zurück« – es gibt genug Leute, die so was tun –, und sich von dort verziehen. Denn wenn Pauline wegen des Knies gegangen war oder, schlimmer, wenn sie ihn nicht mehr liebte oder wenn sie Darnas vorzog, dann wäre es besser, das nicht zu wissen. Oder doch. Oder nicht. Oder aber nur hallo sagen. Louis warf einen Blick auf den großen Kasten, den man im Park in der Ferne sah, machte kehrt und ging zur Maschine. Dort waren Polizisten zugange, man begann sich mit Diegos Grab zu beschäftigen. Er schob einen von ihnen, der den Zugang zur Kurbel versperrte, beiseite, betätigte die Maschine, ohne sich um die Blicke zu kümmern, und sammelte sein Zettelchen auf. *Warum zögern? Erinnerung an Port-Nicolas.* Idiot, sagte Louis zwischen den Zähnen.

Er ging langsam zum Café zurück, lehnte sich an die Theke und bat Antoinette um Papier. Er schrieb eine halbe Seite, faltete das Blatt zusammen und machte einen Klebestreifen darüber.

»Antoinette«, sagte er. »Ich hätte gern, daß du das Pauline Darnas gibst, wenn du sie siehst, bist du so lieb?«

Antoinette steckte den Zettel in ihre Kasse. Marc ließ sein Tischfußball-Spiel stehen.

»Gehst du nicht hallo sagen, und dann fahren wir?«

»Ich will nicht, daß man mir hallo, nun schön und gute Reise sagt. Ich verschließe den Zweifel in meinem Koffer, und wir fahren.«

»Merkwürdig«, sagte Marc, »das ist ein bißchen mein System. Soll ich dir noch mal mein System erklären?«

»Nein, paß auf, dein mittelalterlicher Lehnsherr ist gerade dabei, sich in Wasser aufzulösen.«

Marc drehte sich um und rannte zum Tisch, wo ein auf seine Akten gefallenes Glas langsam über die Blätter rann.

»Das macht sie absichtlich!« rief Marc und tupfte das sich wellende Papier mit dem Bund seiner Jacke ab. »Die Geschichte macht sich naß, die Geschichte zerknittert, die Geschichte verblaßt, also gerät sie in Panik, sie beginnt zu plärren wie ein Kind, und du eilst ihr zu Hilfe, du weißt nicht mal, warum! Auf diese Weise hab ich mich immer drankriegen lassen.«

Mathias nickte. Louis sah Marc zu, wie er fieberhaft der gewellten Geschichte zu Hilfe eilte. Er bemühte sich, die Blätter der Rechnungsbücher von Hugues de Puisaye voneinander zu lösen und zu glätten. Antoinette und Jean halfen ihm mit einem Tuch und bliesen darüber. Mathias verteilte die Blätter rittlings auf den Stuhllehnen. Louis würde das dem Alten in Lörrach erzählen. Das würde ihm Spaß machen. Danach würde der Alte das bestimmt dem Rhein erzählen. »Ich will ein Bier«, sagte er.